PF 3116
.N5
Copy 1

LIBRARY OF CONGRESS.

Chap. PF3116

Shelf .N5

UNITED STATES OF AMERICA.

Deutsches Lesebuch

für

Töchterschulen

und

weibliche Erziehungs-Anstalten.

Von

Robert Niedergesäß.

Wien.

Im k. k. Schulbücher-Verlage.

1868.

PF3116
N5

I.

Parabeln, Fabeln, Erzählungen, Sagen, Legenden, Lieder und Sprüche.

Mit dem Herrn fang' alles an!
Muth wird dir dein Helfer senden;
froh wirst du dein Werk vollenden,
denn es ist mit Gott gethan.
Mit dem Herrn fang' alles an!

1.

Wahrheit und Lüge.

Die Wahrheit und die Lüge machten einmal Gemeinschaft mit einander. Als sie eine Zeit lang beisammen waren, sagte die Lüge, die von jeher sehr anschlägig ist, zur Wahrheit: es würde gut sein, wenn sie einen jungen Baum pflanzten, von dem sie einmal Nutzen ziehen und in dessen kühlendem Schatten sie ruhen könnten. Die Wahrheit, schlicht und einfach wie sie ist, war damit einverstanden; sie pflanzten ein Bäumchen. Als dasselbe aber heranwuchs, meinte die Lüge, jede von ihnen solle ihren besondern Theil zum Besitzthum wählen. Dabei stellte sie der Wahrheit mit eindringlichen Gründen vor, wie die Wurzel dem Baume Nahrung gebe, und da sie mithin der vornehmste und nützlichste Theil sei, möge die Wahrheit sie zu ihrem Theile erwählen; sie, die Lüge, wolle sich mit dem Stamme und den Ästen begnügen, obgleich dieselben mancherlei Gefahren ausgesetzt seien.

Da die Wahrheit so viele Gründe hörte, und da sie eben ein Wesen ohne Arg ist, so verließ sie sich auf ihre Gefährtin, die Lüge, nahm die Wurzeln des Baumes in Besitz und freute

sich ihres Antheils. Die Lüge dagegen war über den Betrug, den sie der harmlosen Wahrheit zu spielen gedachte, im voraus vergnügt.

Nun begab sich die Wahrheit in die Erde zu den Wurzeln, die ihr Theil waren; die Lüge aber blieb auf der Erde, wo die Menschen wandeln; und da sie sehr schmeichlerisch ist, fanden diese bald Wohlgefallen an ihr. Der Baum fieng inzwischen an zu wachsen, Äste und Zweige lustig zu treiben und warf einen herrlichen Schatten; in seinem Laube blühte es in schönem Farbenspiel. Da nun die Menschen den prächtigen Baum sahen, versammelten sie sich arglos unter seinem Laubdach und freuten sich seiner Kühle. Die meisten weilten immer dort, und die sonst über die Erde zerstreut waren, sagten es einer dem andern: wer herrlich und in Freuden leben wolle, müße in den Schatten des Lügenbaumes kommen.

Und als die Menschen unter dem Baume versammelt waren, bereitete ihnen die Lüge vielerlei Lustbarkeiten und unterwies sie in der Lügenweisheit. Die Menschen aber waren begierig, ihre Künste zu lernen und ihre Weisheit zu vernehmen.

So war denn die Lüge hochgeehrt und gepriesen, und wer sich ihr minder anschloss, war unberühmt und achtete sich selbst gering.

Während jedoch die Lüge so im Glücke stand, lebte die Wahrheit kärglich und verachtet in der Erde Schoß; kein Mensch wußte von ihr und mochte sie aufsuchen. Allein da sie nichts zu zehren fand, als jene Baumwurzeln, die nach dem Rath der Lüge ihr Theil geworden, so mußte sie wegen Mangel an anderer Nahrung immer wieder an den Wurzeln nagen. So mächtige Äste und üppiges Laub der Lügenbaum auch trug, wie weithin er auch schattete, und wie reiche, schön gefärbte Blüten er trieb: bevor noch Früchte ansetzen konnten, waren die Wurzeln zerstört. Und als nun die letzte aufgezehrt war, und die Lüge mit all ihren Verehrern im Schutz des Baumes stand, da faßte ein Sturmwind den wurzellosen Lügenbaum, stürzte ihn auf die Lüge und zerschmetterte sie und alle, die

bei ihr waren. Wo aber der Baum gestanden, stieg die verborgene Wahrheit empor. Und als sie die Erde betrat, sah sie die Lüge und alle, die zu ihr gehalten, verloren und unglückselig, so viel diese auch von ihr gelernt und so eifrig sie auch ihre Weisheit geübt hatten.

Nach J. v. Eichendorff.

2.

Allegorie.

Es wohnt' ein armer Mann in einer niedern Hütte,
der dachte schweigend nachts auf seiner Schütte:
„Ich sehe Müh' und Fleiß mit Reichthum nie belohnt,
weil unsichtbar bei mir im Haus die Armut wohnt.
Ich wollte, dass einmal sie zu Gesicht mir käme,
so bät' ich sie, dass sie wo anders Wohnung nähme."
Da füllte sich der Raum mit einem mäß'gen Schimmer,
und in bescheidnem Schmuck ein Weib trat in das Zimmer.
Ein rüstig Mädchen gieng ihr an der einen Hand,
indes ein holdes Kind sich schmiegt an ihr Gewand.
Sie sprach zum Staunenden: „Ich bin, die du verachtest,
die Armut, die du aus dem Haus zu bannen trachtest.
Das rüst'ge Mädchen hier ist Arbeit, mein Geleit,
und dieses liebe Kind ist die Zufriedenheit.
Das Mädchen schafft, was ich bedarf — es ist nicht viel —
und dieses liebe Kind ist meines Alters Spiel.
Leb' wohl! wir wollen nun bei dir nicht länger säumen;
weit werde dir dein Haus, das enge, wenn wir's räumen!"
Da ruft der Mann: „Halt an, geh nicht, mein lieber Gast!
Ich dachte nicht, dass du solch ein Gefolge hast.
Der Armut will ich gern den Platz im Hause schenken,
um der Zufriedenheit bei Arbeit zu gedenken."

Fr. Rückert.

3.

Die Hausräthe.

„Wie fangt Ihr's denn an, lieber Nachbar, dass Euer Hauswesen so wohl bestellt ist, und man sieht doch nichts besonderes an Euch und an dem, was bei Euch vorgeht? Wir

arbeiten doch auch und geben Acht auf's unsrige und halten es zu Rath, so gut es gehen mag, und doch geht es nicht vorwärts."

Der Nachbar antwortete: „Ich wüßte nicht, was Ursache daran sein sollte, es wären denn nur meine drei Hausräthe, denen ich das alles zu danken habe." „Eure drei Hausräthe? Wer sind denn die?" „Der Haushund, der Haushahn und die Hauskatze." „Ihr spottet!" „Es ist mein barer Ernst; denn seht, der Haushund bellt, wenn ein Feind herbeischleicht, und da heißt es denn: Aufgeschaut! Der Haushahn kräht, wenn der Tag anbricht, und da heißt es denn: Aufgestanden! Und die Hauskatze putzt sich, wenn ein werter Gast kommt, und da heißt es denn: Aufgerichtet!"

„Ich verstehe, Nachbar, was Ihr damit sagen wollt! Ihr meint, daß drei Dinge noth seien, um dem Hauswesen aufzuhelfen: Vorsorge gegen alles, was schaden kann, Thätigkeit in allem, was nützen kann, und Freundlichkeit gegen alle, die uns wohlthun und wohlwollen!" —

(Daß das Beten auch mit zu den Hausräthen gehört, hat wohl der Nachbar selber gewußt.)

B. Auerbach.

4.

Die beiden Pflüge.

In einer Scheuer lag versteckt
ein Pflug, schon ganz mit Rost bedeckt;
er sah mit Neid und stillem Gram,
wenn blank und glänzend alle Nacht
sein Bruder von dem Felde kam
Da fragt er einst mit trübem Sinn:
„Wie kommt's, daß ich so rostig bin,
indes du glänzest voller Pracht?
Wir sind aus gleichem Stoff gemacht." —
„Sieh, lieber Freund," versetzte der,
„mein Glanz kommt von der Arbeit her."

Castelli.

5.

Maria, Erzherzogin zu Österreich, Herzogin von Baiern.

Finden wir in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft nachahmenswerte Vorbilder für unser Denken und Wollen, so gewährt es doppelte Freude, wenn wir das sittlich Würdige mit dem irdisch Großen verschmolzen sehen. Zu den edelsten Frauengestalten unseres Herrscherhauses, die in alle Zeit als Zierden ihres Geschlechts gelten werden, gehört unstreitig Erzherzogin Maria, die Mutter Kaiser Ferdinands II., deren hohe Eigenschaften sich namentlich in ihrer Enkelin, der großen Kaiserin Maria Theresia, so treffend wiederspiegeln.

Am 26. August 1571 mit Erzherzog Karl von Steiermark vermählt, fand die mit den reichsten Vorzügen ausgestattete bairische Fürstentochter in ihrem zwanzigsten Lebensjahre einen Gemahl, der in mancher Hinsicht ihr ähnlich war, in den Anlagen seines Gemüthes ihr gleichkam.

Von aufrichtig katholischen Ältern geboren und durch dieselben von zarter Jugend auf zur innigsten Hingabe an Gott geleitet, kann ihr zeitliches Dasein in voller Wahrheit ein fortlaufender Gottesdienst genannt werden. Jeden Tag stand die Erzherzogin frühzeitig auf, häufig bereits um drei Uhr des Morgens, niemals später als um fünf Uhr. Ihr erstes Beginnen war, den wach gewordenen Geist durch Gebet und Betrachtung in Gott zu versenken. In tiefster Andacht hörte sie hierauf drei heilige Messen, auf Reisen immer zwei. Wie sie den Tag mit Gebet begann, so vollendete sie denselben; mit der Gewissenserforschung machte sie den Schluss. Im Bett war ihr Angesicht gegen ein Kreuzesbild gerichtet, vor welchem eine Lampe brannte. War sie durch Krankheit an die Lagerstätte gebannt, so ließ sie sich ein Tischchen mit zwei brennenden Wachskerzen bringen und nahm ihre Gebetbücher zur Hand. Später that sie dieß

regelmäßig, wenn sie im Kloster in Graz zur Mette läuten hörte. So oft sie sich dort befand, stand sie nachts eilf Uhr mit den Schwestern auf und gieng mit ihnen in den Chor. Häufig brachte sie gemeinschaftlich mit ihren Töchtern ganze Tage im Kloster zu. Obgleich sich in demselben zwei mit ausgezeichnetem Geräth ausgestattete Gemächer befanden, wählte sie doch für die Nacht eine gewöhnliche Novizenzelle in dem gemeinsamen Schlafhaus, an deren Thür ein Täfelchen mit der Aufschrift hieng: „1603. Schwester Maria, Erzherzogin." Hier gestattete sie keinerlei Dienstleistung; „denn im Kloster," sagte sie, „bin ich eine Schwester, wie jede andere." Sie schürzte sich wie eine Magd, reichte den Schwestern das Wasser zum Händewaschen, unterzog sich selbst den gewöhnlichsten Küchendiensten und beobachtete überhaupt pünktlich, was des Klosters Ordnung heischte. Aber mit allem Pomp einer Fürstin umgab sie sich, so oft sie unter dem Zulauf der Stadt verlobte Jungfrauen dahin führen konnte. „Geht," sagte sie dann, „ihr Himmelsbräute, genießt eures Glückes, wenn zwar o h n e mich, doch durch mich; einst als alte Frau werde auch ich in eure Fußstapfen treten und mich nicht schämen, Schülerin zu werden, wo ich Meisterin hätte sein sollen."

Es ist schwer zu sagen, ob ihr Glaube tiefer und glühender, oder ihre christliche Liebe umfangreicher und wärmer gewesen sei. Letztere wird am treffendsten durch den Namen „Mutter" bezeichnet, den ihr die Hilfsbedürftigen der Stadt Graz beilegten. Ihr Grundsatz war: „Almosengeben macht nicht arm und Kirchengehen säumet nicht." Von ihres Gemahls Tode an speiste sie allwöchentlich zwölf Arme, und so oft die Kranken im Spital die heil. Kommunion empfiengen, ließ sie ihnen Speise und Geld reichen. Als einst bei einer Gabenvertheilung der Obersthofmeister bemerkte: diese und jene seien bereits mit Geschenken bedacht worden, entgegnete die Erzherzogin: „Gebt ihnen nochmals; wir geben es ja in den Armen Gott selbst."

Aber hierauf beschränkte sich Maria keineswegs; sie wollte nicht nur das gewähren, wozu ihr Gott in reicherem Maße

vor andern die Mittel gegeben hatte, sondern mit gleicher Freudigkeit auch das, was ausschließlich durch ihre Person geschehen mußte. Häufig besuchte sie das Spital. Hier trug sie nicht allein den Kranken die Speise zu, half ihnen die Betten zurecht legen, sie heben und wenden; sondern sie wohnte auch mit größter Selbstbeherrschung den schwierigsten Operazionen bei. Konnte sie dem Kranken nicht selbst Hilfe bringen, so gereichte ihm ihre Anwesenheit gewiss auf andere Weise zum Troste. Solche Erquickung brachte sie dann oft durch freundliche Theilnahme, indem sie fragte: „Wo ist dir wehe?“ oder: „Lass mich deine Hand sehen.“ Dabei drückte sie dem Leidenden wohl ein Stück Geld in dieselbe und fügte heimlich das Verbot hinzu: „Sag nichts davon, damit es die andern nicht inne werden.“ Mit derselben Heimlichkeit gab sie jedoch dem Kammerdiener kurz darauf den Befehl, auch an die übrigen Geld zu vertheilen.

Welch hohen Begriff von der Armen- und Krankenpflege die fürstliche Wohlthäterin hatte, erhellt am deutlichsten aus den Worten, die sie zu einem Spitalaufseher bei seinem Amtsantritte sprach: „Ich gebe dir hiemit Himmel und Hölle auf dein Gewissen. Wirst du den kranken Spitalern geben, was und wie *wir* es geben, so wirst du den Himmel gewinnen; solltest du aber untreu an ihnen sein, dann wird dir gewisslich die Hölle nicht entgehen.“

Lag es schon in der Natur ihrer Liebeswerke, sie mit christlicher Demuth zu üben, so erscheint letztere Tugend in noch schönerem Lichte durch die warme Dankbarkeit Mariens gegen die, welche ihr Dienste erwiesen. Nichts Angenehmes konnte ihr oder ihren Kindern erzeigt werden, ohne dass sie nicht ihre Erkenntlichkeit wenigstens durch ein freundliches Wort an den Tag gelegt hätte.

Das Leben Mariens war keineswegs frei von schweren Heimsuchungen; immer aber offenbart sie eine wahrhaft christliche Gottergebenheit. Welch ein herber Schlag war für sie der Verlust ihres Gemahls in der Blüte seiner Jahre! Welche

Sorgen bereiteten der Fürstin die Religionsunruhen im eigenen Lande und die drohende Türkengefahr! Welche Wunden schlug dem liebenden Mutterherzen der Tod mehrerer ihrer bereits erwachsenen Kinder, die sie mit inniger Zärtlichkeit liebte!

Aber bei keinem noch so herben Schmerze vernahm man je ein ungeduldiges Wort aus ihrem Munde; keine, noch so schwere Heimsuchung konnte ihre Thatkraft lähmen. „Unser Leben hienieden ist Mühe und Arbeit, bis wir einst zur ewigen Ruhe kommen" — schrieb sie an ihren Sohn Ferdinand, und mit Recht hat man auf die edle Frau das Wort Salomons angewendet: „Sie suchet sich Wolle und Flachs und arbeitet nach der Kraft ihrer Hände; sie hat Acht auf den Wandel ihres Hauses und isst ihr Brot nicht müßig."

Jeden Montag entwarf die Erzherzogin einen Arbeitsplan für die ganze Woche, und zwar in solcher Weise, dass nicht eine Viertelstunde geschäftslos verstreichen konnte. Ihr Arbeitsgemach glich einer Werkstätte, in welcher ihre Töchter und Kammerfrauen nicht allein unter der Fürstin Aufsicht, sondern auch nach ihrem Beispiele arbeiteten. Da wurde genäht, geklöppelt, gestickt, und damit die Zeit doppelt benützt werde, mußten zwischenein geistliche Bücher vorgelesen werden. Arbeitszeug und Bücher fanden sich stets in den Wagen und Sänften der Erzherzogin, damit auch auf Reisen die Zeit nicht ungenützt verstreiche. Selbst das Flicken war ihr nicht zu gemein. So fertigte sie für sich und für andere Kleider, und nebenbei kam manche schöne Arbeit zustande, mit der sie mit besonderer Vorliebe „Marienkirchen" ausstattete; denn am liebsten gab sie ihrer Thätigkeit eine Beziehung zum Höheren, dem Quell aller Gnaden.

Neben ihren Andachtsübungen und ihren persönlichen Dienstleistungen, neben ihrer Unverdrossenheit in weiblichen Arbeiten zeigte die Erzherzogin eine nicht geringe Theilnahme für die Landesangelegenheiten; nicht selten war ihr Urtheil in schwierigen Fällen maßgebend. Den größten Reichthum ihres Geistes entfaltete sie jedoch in dem Verkehr mit ihren Kindern.

Ergriff sie mit Freuden jede Gelegenheit denselben Freude zu machen, so war heilsame Strenge und — wenn es noth that — Strafe im fürstlichen Hause nicht ausgeschlossen. Wie gern sah es Maria, dass ihr Söhnchen Ferdinand einst in Besorgnis schwebte, der Nikolaus könne neben Erfreuendem auch eine Ruthe einlegen. Mütterliche Obsorge und Treue sowohl als ihr praktischer Sinn sprechen sich treffend in einem ihrer Briefe an den heranwachsenden Sohn Ferdinand aus, den sie bald nach dem Tode seines Vaters an ihn nach Ingolstadt richtet:

Lieber Ferdinand!

Ich habe dein Schreiben sammt dem Ringlein wohl empfangen und sage dir Dank dafür, dass du meiner nicht vergissest. Aus deinem Schreiben habe ich vernommen, dass du wohlauf bist, was ich denn gern höre. Unser Herr wolle dich lange erhalten. Ich will dich hiemit ganz mütterlich ermahnt haben, du wollest fromm, gottesfürchtig und in deinem Studieren fleißig sein, damit ich meines größten Leides, das mir der ewige Gott mit Hinnehmung deines frommen Herrn Vaters seligen, gethan hat, an dir möge ergötzt werden; und wollest deinem Hofmeister und deinem Präceptor gehorsam sein, insonderheit meinem Herrn Bruder, der jetzt dein Vater ist, in allem, was sie dir sagen; dann sie nichts als in allem deinen Nutzen suchen. Wärest du dieses nicht, so gedenke, wie hoch du mich damit betrüben, eine Ursache meines Todes sein würdest, was du gegen Gott nimmermehr verantworten könntest. Du glaubst nicht, wie hoch es mich erfreut, wenn mir dein Hofmeister schreibt, dass du fromm, gottesfürchtig, gehorsam und fleißig in deinem Studieren seiest; denn du darfst dir nicht denken, dass du von Ingolstadt genommen wirst, bis du dein Studieren vollendet hast. Darum, so thue nur das deinige dazu, so kommst du desto eher davon. Du weißt und erkennst noch nicht, wie nützlich es dir ist; aber es wird die Zeit schon noch kommen, dass du es erkennen wirst und allen denen danken, die dir dazu gerathen und geholfen haben. Ich ermahne dich

ganz mütterlich, daſs du deine Gedanken auf nichts anderes denn auf das Studieren richten, und anderen, die dich etwa auf anderes weiſen wollen, kein Gehör geben wolleſt; denn ſolche Leute gönnen dir nichts Gutes. Wenn du mir folgeſt, ſollſt du eine treue Mutter an mir haben; wo nicht, ſo ſollſt du noch inne werden mit deinem Schaden, was ich thun will. Ich verſehe mich aber zu dir, du werdeſt es nicht zu ſolchem kommen laſſen; denn du würdeſt deinen frommen Herrn Vater unter der Erde beleidigen, wenn du mich betrübteſt. Grüße mir deinen Hofmeiſter und Präceptor und laſs ſie dieſen Brief leſen, wie auch ſonſt alle Briefe, die man dir ſchreibt, es ſei, was es wolle, und ſchreibe mir öfters. Schreibe auch dem Doktor Schranzen *) einen lateiniſchen Brief, damit ich ſehe, was du kannſt, aus deinem Kopf, und daſs der Präceptor nichts daran mache, ſondern allein du. Sage auch dem Präceptor, daſs er mir ſchreibe, wie du dich im Studieren hältſt und was du jetzt lernſt. Wenn dich der Hofmeiſter und der Präceptor loben, ſo will ich dir etwas ſchicken.

Datum Grätz, den 19. Oktober Anno 1590.

Deine treue Mutter, ſo lange ich lebe.

Maria.

Am 29. April 1608 ſchied Erzherzogin Maria im achtundfünfzigſten Jahre aus dieſem Leben. Ihrer Anordnung gemäß wurde die ſterbliche Hülle ohne alles Gepränge in dem von ihr geſtifteten Frauenkloſter zu Graz beigeſetzt. Ferdinands unauslöſchliche Liebe zu der Mutter aber ſollte noch über das zeitliche Leben hinaus dadurch kund werden, daſs er verordnete, ſein Herz einſt neben deren irdiſcher Hülle zu beſtatten.

Nach Friedrich von Hurter.

*) Hofkanzler in Graz.

6.

Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
sie gehen von Mund zu Munde,
doch stammen sie nicht von außen her;
das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
und würd' er in Ketten geboren.
Lasst euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
nicht den Misbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
der Mensch kann sie üben im Leben,
und sollt' er auch straucheln überall,
er kann nach der göttlichen streben,
und was kein Verstand der Verständigen sieht,
das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
wie auch der menschliche wanke!
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
lebendig der höchste Gedanke,
und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewaret euch, inhaltschwer,
sie pflanzet von Munde zu Munde,
und stammen sie gleich nicht von außen her,
euer Inn'res gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
so lang' er noch an die drei Worte glaubt.

Schiller.

Die Worte des Wahns.

Drei Worte hört man, bedeutungsschwer,
im Munde der Guten und Besten.
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
sie können nicht helfen, noch trösten.
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
so lang' er die Schatten zu haschen sucht.

So lang' er glaubt an die goldene Zeit,
wo das Rechte, das Gute wird siegen, —
das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
nie wird der Feind ihm erliegen,
und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.

So lang' er glaubt, dass das buhlende Glück
sich dem Edlen vereinigen werde. —
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
nicht dem Guten gehöret die Erde.
Er ist ein Fremdling, er wandert aus,
und suchet ein unvergänglich Haus.

So lang' er glaubt, dass dem ird'schen Verstand
die Wahrheit je wird erscheinen. —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum edle Seele, entreiß dich dem Wahn,
und den himmlischen Glauben beware!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sah'n,
es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor;
es ist i n dir, du bringst es ewig hervor.

Schiller.

7.

„Gott wird es an unsern Kindern vergelten."

An einem Sonntagsmorgen des Jahres 1837 gieng eine ansehnliche Frau in schlichtem Anzuge auf der Promenade zu Ischl mit ihren Kindern spazieren und betrachtete mit freudig lachenden Mutteraugen die hoffnungsvollen Sprossen ihrer glücklichen Ehe, als ein Bauer im Sonntagsstaat, ein kleines Kind auf den Armen tragend, die Straße heraufkam und sich ängstlich nach allen Richtungen umsah, als ob er jemand erwarte. Das Kind fühlte sich in der drückenden Sonnenhitze nicht behaglich und fieng jämmerlich zu schreien an. In seiner Verlegenheit setzte sich der Mann, um das Kleine zu beschwichtigen, auf eine Bank; da trat die hohe Frau hinzu und fragte ihn freundlich, wie er das arme Kind so in der Sonnenhitze herumtragen könne. „Ich thät's wohl nicht," entgegnete der Bauer, „wenn ich nicht müßt'! Wir wohnen im Gebirg droben, ich und mein Weib, beim Salzberg, und gehören hieher in die Pfarre. Heut wollten wir das Kleine da taufen lassen; doch wie ich mit der Pate herkomme, ist der Herr Salzschreiber, der mein Gevatter hätte sein sollen, nach Gmunden gereist. Die Pate ist fort und sucht einen andern Gevatter; aber sie bleibt so lange aus, dass ich nicht weiß, was mit dem armen Wurme anzufangen." „Nun, wenn es weiter nichts ist," sagte die freundliche Frau, „da kann geholfen werden; ich und mein Mann werden Euch zu Gevatter stehen." — Der Bauer hielt den Antrag anfänglich für Scherz; als aber die hohe Frau ihren Gemahl rief und beide sich anschickten, ihn in die Kirche zu begleiten, da rief der Bauer gerührt: „Nun, unser Hergott wird's an Euren Kindern vergelten!"

Wer aber beschreibt das Erstaunen des Pfarrers, als er in den Taufpaten den Erzherzog Franz Karl und dessen erlauchte Gemahlin, die Erzherzogin Sofie, erkannte! Wer

schildert den freudigen Schreck des schlichten Salzbauern, als er seine kleine Tochter in den Händen der Erzherzogin sah und nach der heiligen Taufhandlung reich beschenkt entlassen wurde! Er wollte danken, aber Tränen erstickten seine Worte; im Übermaße der Freude stammelte er nur: „Der Herr wird's an Euren Kindern vergelten!"

Und das Wort ist wahr geworden. Als der kleine Erzherzog Franz Josef im Jahre 1842 gefährlich krank darniederlag, und die besorgte Mutter weinend und betend an seinem Bette kniete, da stiegen auch hoch oben im Gebirge, in der armen Hütte am Salzberg, fromme Gebete zum Himmel auf. Der Prinz ward gesund, und als Vater und Mutter den Genesenen mit freudigem Entzücken an's Herz drückten, da mochten sie wohl der Worte des schlichten Salzbauern gedenken: „Gott wird es an Euren Kindern vergelten!" —

Und als unser Kaiser in verhängnisvoller Zeit durch Gottes Gnade zum Trone berufen, mit jugendlich kräftigem Arm die Wellen des Aufruhrs niederkämpfte und Ordnung und Ruhe in Österreichs weitgedehnten Landen wieder herstellte, da erinnerten sich die hohen Ältern gewiss mit Rührung des Segensspruches, den der biedere Bewohner der vaterländischen Berge am Taufsteine des Ischler Gotteshauses ausgesprochen hatte: „Gott wird's an Euren Kindern vergelten!"

Nach Hungari.

8.

Lied eines Armen.

Ich bin so gar ein armer Mann
und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
recht frohen Muthes sein.

In meiner lieben Ältern Haus
war ich ein frohes Kind,
der bitt're Kummer ist mein Theil,
seit sie begraben sind.

Der Reichen Gärten seh' ich blühn,
ich seh' die goldne Saat:
mein ist der unfruchtbare Weg,
den Sorg' und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit stillem Weh
in froher Menschen Schwarm,
und wünsche jedem guten Tag
so herzlich und so warm.

O reicher Gott! du ließest doch
nicht ganz mich freudenleer!
Ein süßer Trost für alle Welt
ergießt sich himmelher.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
dein heilig Haus empor;
die Orgel und der Chorgesang
ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
so liebevoll auch mir,
und wann die Abendglocke hallt,
da red' ich, Herr, mit dir.

Einst öffnet jedem Guten sich
dein hoher Freudensal,
dann komm' auch ich im Feierkleid
und setze mich an's Mahl.

L. Uhland.

9.

Die gute Mutter.

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzuge aus Deutschland jenseits hinab am Rheine lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem im Franzosenheere dienenden Sohne, von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz fand keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee sein," sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen."

Als sie auf dem Postwagen zum St. Johannisthor in Basel heraus und an den Rebhäusern vorbei in's Sundgau gekommen war, erzählte sie ihren Reisegefährten — treuherzig und redselig, wie alle Gemüther sind, die Theilnahme und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ganz besonders — was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find' ich ihn in Kolmar nicht, so geh' ich nach Straßburg, find' ich ihn in Straßburg nicht, so geh' ich nach Mainz," so schloss sie ihre Rede.

Die andern sagten dieß und jenes, und einer fragte sie: „Was ist denn Euer Sohn bei der Armee? Major?" — Da wurde sie fast verschämt in ihrem Innern: denn sie dachte, er könne wohl Major sein, oder so etwas, weil er immer brav war; aber sie wusste es nicht. „Wenn ich ihn nur finde," sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein; denn er ist mein Sohn."

Zwei Stunden jenseit Kolmar aber, als schon die Sonne sich zu den Elsasser Bergen neigte, die Hirten ihr Vieh heimtrieben, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße standen, haufenweise mit dem Gewehre bei Fuß, und die Generale und Obersten vor dem Lager beisammen standen und mit einander sprachen, stand auch eine junge weißgekleidete Frau von feiner Bildung dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Frau, die so nahe bei den Herren steht. Was gilt's? der, welcher mit ihr spricht, ist ihr Mann!"

Der geneigte Leser fängt bereits an, etwas zu merken; aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie auch am Rechten vorbeigefahren war, sondern bis nach Kolmar hinein war sie still und sprach nichts. In der Stadt im Wirtshause, wo schon eine Gesellschaft bei der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten sich auch setzten, wo noch Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, dass sie jetzt etwas von ihrem Sohne erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, ob er noch lebe und ob er etwas sei; und doch hatte

sie nicht den Muth, zu fragen. Denn es gehört ein Herz dazu, eine Frage zu thun, auf die man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein doch möglich ist. Auch meinte sie, jedermann merke es, dass es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und dass sie hoffte, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirts die Suppe brachte, fragte sie ihn heimlich: „Kennt Ihr nicht einen bei der Armee, oder habt Ihr nicht von einem gehört so und so?“

Der Diener sagte: „Das ist ja unser General, der im Lager steht: heut hat er bei uns zu Mittag gegessen.“ Aber die gute Frau gab wenig Acht auf seine Rede, sondern meinte, es sei Scherz.

Der Diener ruft den Wirt. Der Wirt sagt: „Ja, so heißt der General.“ Ein Offizier sagt auch: „Ja, so heißt unser General,“ und auf ihre Fragen antwortet er: „Ja, so alt kann er sein,“ und „Ja, so sieht er aus und ist von Geburt ein Schweizer.“

Da konnte sie sich nicht mehr halten vor innerer Bewegung und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche!“ und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude, vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, dass sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirt sagte: „Wenn es so ist, gute Frau, so lasst kühn Euer Gepäck abladen von dem Postwagen und erlaubt mir, dass ich morgen in aller Frühe eine Kalesche anspannen lasse und Euch hinausfahre zu Eurem Herrn Sohn in das Lager.“

Am Morgen, als sie in das Lager kam und den General sah, ja, da war es ihr Sohn; und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter und das Kind war ihr Enkel. Als aber der General seine Mutter erkannte und seiner Gemahlin sagte: „Das ist sie,“ da küssten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demuth schwammen in einander und gossen

sich in Tränen aus; und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast nicht weniger darüber, dass sie sie gestern schon gesehen hatte.

Als der Wirt zurückkam, sagte er: das Geld regne zwar nirgends durch den Schornstein herab, aber nicht 200 Franken nähme er dafür, dass er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte und sein Glück sah. Und ich sage: „Es ist die schönste Eigenschaft des menschlichen Herzens, dass es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft zusammenkommen, und dass es allemal dazu lächeln oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, mag es wollen oder nicht."

P. Hebel.

10.

Der Friedhofsbesuch.

Beim Todtengräber pocht es an:
„Mach auf, mach auf, du greiser Mann!

Thu auf die Thür und nimm den Stab,
mußt zeigen mir ein theures Grab!"

Ein Fremder spricht's mit strupp'gem Bart,
verbrannt und rauh nach Kriegerart.

„Wie heißt der Theure, der euch starb
und sich ein Pfül bei mir erwarb?"

„Die Mutter ist es, kennt ihr nicht
der Martha Sohn mehr im Gesicht?"

„Hilf Gott, wie groß, wie braungebrannt!
Hätt' nun und nimmer euch erkannt.

Doch kommt und seht, hier ist der Ort,
nach dem gefragt mich euer Wort.

Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,
nun euer todtes Mütterlein."

Da steht der Krieger lang und schweigt,
das Haupt hinab zur Brust geneigt.

Er steht und starrt zum theuren Grab
mit tränenfeuchtem Blick hinab.

Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Todte nicht.

Wie schlöss' ein Raum so eng und klein
die Liebe einer Mutter ein!"

N. Vogel.

11.

Zwei Blicke in die Natur.

Einst machte ich eine Reise hundert Stunden weit in eine fremde Stadt. Mitten durch die Stadt geht eine lange Straße mit hohen Häusern, und es sieht alles alt und ernst darin aus. Am Ende der Stadt ist ein Thor und hinter dem Thor ein hoher Steindamm. Nun hatte ich im voraus gehört, dass auf der andern Seite gerade vor und unter dem Steindamm das Meer liege. Ich hatte aber in meinem Leben noch niemals das Meer gesehen, und doch schon so viel Großes und Schönes davon gelesen, gehört und geträumt. Darum blieb ich noch ein paar Minuten stehen, bevor ich die letzten Schritte that bis zum Schauen. Und es kam mich jetzt schon an wie ein Gären und wundersames Bewegen in dem Abgrund der Seele; und ich wäre gern, wenn niemand um mich gewesen wäre, noch recht lange dagestanden und inne geworden, wie es ist, wenn man ganz nahe am Meere ist und es noch nicht sieht.

Ich gieng nun vollends die letzten Schritte und stand oben — und auf einmal liegt es vor mir und unter mir — das Meer.

Wie liegt es da so groß und majestätisch, dass man niederfallen möchte und es anbeten, wenn man nicht wüsste,

dass ein Größerer ist, der es erschaffen und ausgegossen hat. Man meint, es sei lebendig, das aufgedeckte Gehirn der Erde oder die Erdseele. Wie wallen da die hohen Wellen, die weißen Wasserfurchen in großer Herrlichkeit ohne Ruh fort und fort an das Ufer heran, als wollten sie es stürmen, und dann stürzen sie wieder zurück in den unermesslichen Schoß des Meeres. Wie kocht und tost und donnert das Gewässer, wenn die Flut alle sechs Stunden hereinbricht und die See in die Höhe sich bäumt und schäumt! Wie spielt sie mit den großen Schiffen und wiegt sie auf und ab, als wären sie Strohhälmchen und zerbrochenes Schwefelholz.

Und wenn nun das Auge hinausschaut, wo ist das Ende?

Nirgend sieht man ein Ende; wie die Ewigkeit dehnt es sich unendlich hinaus, und zuletzt biegen sich Himmel und Meer zusammen und das Auge erkennt nicht mehr, ist es Wasser oder ist es Himmel.

Wie ich nun so das Meer sah, da ergriff mein Gemüth ein gewaltiger Schauer, wie wenn sein Fluten mit großer Gewalt bis in die Tiefe der Seele eingedrungen wäre. Und es hat in meiner Seele angefangen wie zu kochen und zu tosen und zu donnern, als wäre sie selber ein aufstürmendes Meer und hätte nicht Platz mehr und wollte mit ungeheurer Macht die Brust zerreißen und fort und auseinander wallen in's Unendliche.

Und wie das Meer aus unermesslicher Tiefe seine Schaumwellen gegen Himmel spritzte, als wolle es dem Himmel anbetend tausend Arme entgegen breiten: so that auch meine Seele, sie fieng an aus tiefstem Grunde Gott, der Himmel und Erde und das Meer erschaffen hat, zu loben und zu preisen. Ja du Meer bist zwar groß und hoch erhaben und wunderbar, und deine Herrlichkeit und dein Brausen lobt Tag und Nacht den Schöpfer und seine Majestät, als wäre es eine große Harfe, eine von Gott erschaffene große Orgel für den hohen Tempel der Natur — aber meine Seele ist noch größer und

tiefer und wunderbarer als du; denn sie kennt den, der beide erschaffen hat, das Meer und die Seele, und sie, die Seele, währet ewiglich und immer, wie Gott selber.

Darum soll auch die Menschenseele eine Harfe sein und wie ein heiliges Orgelspiel Tag und Nacht Gott loben, und ihn preisen in Gedanken, Worten und Werken. —

Im Schwarzwald liegt ein hoher dunkler Berg, lang und schwarz dahingestreckt wie ein ungeheurer Riesensarg und bis in den Sommer hinein mit Schneestreifen bedeckt. Dieses gewaltige Felsenwerk heißt man die Hornisgründe. Dort liegt zwischen hohen steilen Bergwänden ein See, der Mummelsee. Rings um ihn stehen graue Felsen und schwarze Tannen; und sie schauen herab in das tiefe unergründliche Gewässer. Nur wenig Himmel sieht man über sich, und weit und breit keine menschliche Spur; kein Feld, kein Weg, kein Laut; wie wenn du der erste Mensch wärest, der diese Einöde betritt. Nur still schwebt ein Schmetterling über die Höhe, und dem Ufer nahe sitzen schwarze Molche unter dem Wasser wie im stummen Staunen verloren und erstarrt. Aber kein Fischlein regt sich und lebt in diesem dunkeln Wasser; nur ein kühles Bächlein drängt sich aus dem See heraus und sucht zwischen Wald und Fels einen wilden Weg zu den Menschen hinab in's ferne Thal.

Manchmal — nach Jahren noch — sitzt meine Seele dort auf einem Stein und schaut hinüber in den schwarzen Wald und hinunter in den tiefen See. Und wenn du auch dort sitzest und alles so unendlich still und einsam um dich ist, und du schaust über den dunklen grundlosen See hin und zu den uralten Felsen und den melancholischen Tannenbäumen um ihn her; da wird es dir sehr wunderbar im Gemüth werden, wie wenn du nicht mehr auf der Erde wärest; und es kommt dir, als wollest du aus tiefer Seele bitterlich weinen, lang und ohne Unterlass, und weißt nicht warum. — —

Könntest du es wohl über dich gewinnen, so ganz allein im tiefen Wald, im weiten Gebirg, im alten verlassenen Schlosse zu wohnen? Könntest du leicht und zufrieden leben ohne

Erdenluſt und Erdengut und dort die ganze Welt vergeſſen? Frag einmal deine Seele, wie es ihr iſt!

Sieh, es kommt einmal auf dieſe Art mit dir, und wer weiß wie bald; du mußt einmal wohnen an einem Ort, wo man nicht mehr iſst und trinkt, tanzt und ſpielt. Wie wird es dir ſein in dieſer Einſiedelei der Ewigkeit? Du wirſt leben und ewig leben: aber wird dich das Heimweh nach der Erde nicht quälen? Denk' darüber nach!

Nach Alban Stolz.

12.

Silveſter.

Ihr reichet euch alle die Hände,
die Herzen in Liebe vereint;
der Zwieſpalt hat ein Ende,
es umarmen Freund ſich und Feind.
Und in der zwölften Stunde
ſprach innig aus jedem Blick,
daſs wieder die Menſchen im Bunde,
und noch nicht entſchwunden das Glück.

Was war's, das näher euch rückte,
und Herzen mit Herzen verband?
was den Neid und Zwieſpalt erſtickte
und zum Feinde drängte die Hand?
Was war's, das ſanfterer Regung
den ſtürmiſchen Sinn erſchloſs,
in des Zornes Flut und Bewegung
das Öl des Friedens ergoſs?

Es war der Gedanke des Scheidens,
der in die Seele euch drang,
der Gedanke des Scheidens und Meidens,
es ſei für kurz oder lang.
Ach, aus metallenem Munde
mahnt's an die flüchtige Zeit,
an's Herz pocht der Hammer der Stunde
und donnert: „Vergänglichkeit!"

Und weil du vergänglich hienieden,
drum wird dir das Herz so weich,
drum strebst du so innig nach Frieden
und bist an Vergebung so reich! —
Du denkst: Wir sind allzumal Gäste
auf diesem irdischen Rund,
drum wünschest du allen das Beste
und bietest die Hände zum Bund.

O möchte denn jeder der Tage
ein Tag Silvesters dir sein,
auf dass ein jeder dir sage:
wir sollen dem Frieden uns weih'n.
Wenn aber die Glocken dann schlagen
dem Jahre sein Grabesgeläut,
dann wolle zum Troste dir sagen:
„Wir leben der Ewigkeit."

Kellner.

13.

„Kannitverstan".

Der Mensch hat wohl täglich und überall Gelegenheit, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft noch keines gesehen hatte. Lange betrachtete er mit Bewunderung dieses prächtige Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür.

Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden

anzureden. „Guter Freund," sprach er, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Sternblumen und Levkojen?"

Der Mann aber, der vermuthlich etwas wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz: „Kannitverstan," und schnurrte vorüber. Dieß war ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: „Ich kann Euch nicht verstehen." Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. „Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan," dachte er und gieng weiter Gass' aus Gass' ein, kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: „Hat Ey," oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wusste anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und dessen Güter jetzt eben ausgeladen wurden. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer darunter. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Schulter trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan," war die Antwort. Da dachte er: „Aha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Blumen vor die Fenster in vergoldeten Scherben."

Jetzt gieng er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: „Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie

dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz behangene Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überdeckten Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüssten, dass sie einen Todten zu seiner Ruhestatt führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis der Zug vorüber war. Doch machte er sich an den letzten des Zuges, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein," sagte er, „dem das Glöcklein geläutet wird, dass Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht."

„Kannitverstan!" war die Antwort. Da fielen unserm guten Handwerksburschen ein paar große Tränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht um's Herz. „Armer Kannitverstan," rief er aus, „was hast du nun von all deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht ein Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute."

Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als ob er dazu gehörte, bis an's Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht Acht gab. Endlich gieng er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in seiner Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, dass so viele Leute in

der Welt so reich seien, und er so arm, dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

P. Hebel.

14.

Das Glasgemälde.

Ein armer Pilger, fromm und gut,
mit weißem Stab und Muschelhut,
in schwarzem, wollenem Gewand,
zog weit umher von Land zu Land.
Er sah die Unschuld oft gedrückt,
die Schuld mit Stern und Band geschmückt;
der Welt verworrenes Gewühl
schien ihm fast nur des Zufalls Spiel.

So wallt er einst mit trübem Sinn
durch eine rauhe Wildnis hin;
der Himmel ist von Wolken schwer,
es regnet, schneit und stürmet sehr.
Da zeigt, mit Moos bedeckt und alt,
ein einsam Kirchlein sich im Wald.
Er zieht den Hut und geht hinein,
und grausig Dunkel schließt ihn ein.

Das Spitzgewölb', die Wänd' umher
sind ohne Zierat, kahl und leer,
der kleine steinerne Altar
vielfältig grün vom Schimmel war.
Des Kirchleins einzig Fensterlein
nimmt des Altarblatts Stelle ein,
und schwärzlich roth und ungestalt
sind alle Scheiben übermalt.

Pfui, spricht der Mann, welch garstig Stück
beleidigt hier den frommen Blick!
Das malte wohl in Fieberwut
ein blinder Mann mit Ruß und Blut.

Man sieht ja nichts, als Fleck an Fleck,
nichts hat Bedeutung, Sinn und Zweck;
ja, dieses dunkle Chaos stellt
mir dar ein treues Bild der Welt.

Indem der Pilger dieses spricht,
die Sonne durch die Wolken bricht,
entzündet, wie mit einem Stral
des Glasgemäldes Farben all'.
Ein Bild von wunderschönem Glanz
erscheint in buntem Feuer ganz,
und der Kapelle düst're Nacht
erhöht noch mehr der Farben Pracht.

Den feur'gen Dornbusch man erkennt,
in dem der Name Gottes brennt;
beleuchtet von dem Wunderlicht,
liegt Moses auf dem Angesicht.
Sein Purpurkleid, des Mantels Blau,
der graue Fels, die grüne Au,
der weißen Schäflein zarte Schar
erscheinen lieblich, hell und klar.

Ha! rief der Pilger, welch ein Bild!
wie feuerreich und doch so mild!
Was dunkel und verworren war,
wie ist es jetzt so licht und klar.
Was vorher ohne Zweck mir schien,
setzt' wohlbedacht der Meister hin;
kein Strichlein durfte anders sein,
sollt' ich mich dieser Schönheit freun.

Auch seine düstre Seel' wird licht,
im Herzen tief die Stimme spricht:
„Dem Bilde gleicht dein Lebenslauf.
Geht einst die Wahrheitssonne auf,
dann wird, was dir verworren scheint,
zu einem Lichtgemäld' vereint.
Drum glaube jetzt und bete an!
Was Gott thut, das ist wohlgethan!"

Chr. Schmid.

15.

Schlaf und Tod.

Brüderlich umschlungen durchwandelten der Engel des Schlummers und der Todesengel die Erde. Es war Abend. Sie lagerten sich auf einem Hügel, nicht fern von den Wohnungen der Menschen. Eine wehmüthige Stille waltete ringsumher, das Abendglöckchen im fernen Dorfe verstummte. Still und schweigend, wie es ihre Weise ist, saßen die beiden wohlthätigen Genien der Menschheit in brüderlicher Umarmung, und schon nahte die Nacht.

Da erhob sich der Engel des Schlummers von seinem bemoosten Lager und streute mit leiser Hand die unsichtbaren Schlummerkörnlein. Die Abendwinde trugen sie zu den stillen Wohnungen des müden Landmannes. Nun umfieng der süße Schlaf die Bewohner der ländlichen Hütten, vom Greise, der am Stabe geht, bis zum Säugling in der Wiege. Der Kranke vergaß seiner Schmerzen, der Trauernde seines Kummers, die Armut ihrer Sorgen. Aller Augen schlossen sich. Jetzt, nach vollendetem Geschäfte, legte sich der wohlthätige Engel des Schlummers wieder zu seinem ernsten Bruder hin. „Wenn die Morgenröthe erwacht," rief er mit fröhlicher Unschuld, „dann preisen mich die Menschen als ihren Freund und Wohlthäter. O welche Freude, ungesehen und heimlich wohlzuthun! Wie glücklich sind wir unsichtbare Boten des guten Gottes! Wie schön ist unser Beruf!"

So sprach der freundliche Engel des Schlummers. Mit stiller Wehmuth sah ihn der Todesengel an, und eine Träne, wie die Unsterblichen sie weinen, trat in sein großes dunkles Auge. „Ach," sprach er, „dass auch ich nicht, wie du des fröhlichen Dankes mich freuen kann! Mich nennt die Erde ihren Feind und Ruhestörer."

„O mein Bruder," erwiederte der Engel des Schlafes, „wird nicht auch beim Erwachen der Gute in dir seinen Freund und Wohlthäter erkennen und dankbar dich segnen? Sind wir nicht Brüder und Boten eines Vaters?" So sprach er. Da glänzte das Auge des Todesengels, und zärtlicher umfiengen sich die brüderlichen Genien.

Krummacher.

16.

Sprüche des Confucius.

I.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu', kein Zauberseegen
kann die stehende bewegen.

Möchtest du beglückt und weise
endigen des Lebens Reise,
nimm die zögernde zum Rath,
nicht zum Werkzeug deiner That.
Wähle nicht die fliehende zum Freund,
nicht die bleibende zum Feind.

II.

Dreifach ist des Raumes Maß.
Rastlos fort ohn' Unterlaß
strebt die Länge fort in's Weite;
endlos gießet sich die Breite;
grundlos senkt die Tiefe sich.

Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,

nie ermüdet stille stehen,
willst du die Vollendung sehen;
mußt in's Breite dich entfalten,
soll sich dir die Welt gestalten;
in die Tiefe mußt du steigen,
soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
nur die Fülle führt zur Klarheit,
und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Schiller.

17.

Baumpredigt.

Um Mitternacht, wenn Schweigen rings,
beginnt's durch Waldesräume,
und wo sonst Busch und Bäume stehn,
zu flistern, rascheln und zu wehn;
denn Zwiesprach halten die Bäume.

Der Rosenbaum loht lustig auf,
Duft raucht aus seinen Gluten:
„Ein Rosenleben reicht nicht weit!
drum soll's, je kürzer seine Zeit,
so voller, heller verbluten."

Die Eiche spricht: „Gesunk'ner Tag,
mich täuscht nicht Glanz und Flittern!
Dein Sonnenstral ist Todesstahl,
gezückt auf's Rosenherz zumal,
und bangend muß ich zittern!"

Die schlanke Pappel spricht und hält
zum Himmel die Arm' erhoben:
„Dort strömt ein lichter Segensquell,
der rauscht so süß und glänzt so hell,
drum wall' ich sehnend nach oben."

Die Weide blickt zur Erde und spricht:
„O dass mein Arm dich umwinde!
Mein wallend Haar neig' ich zu dir,
d'rein flechte deine Blumen mir,
wie Mütterlein dem Kinde."

Drauf seufzt der reiche Pflaumenbaum:
„Ach meine Füll' erdrückt mich!
Nehmt doch die Last vom Rücken mein!
Nicht trag' ich sie für mich allein;
was ihr mir raubt, erquickt mich!"

Es spricht die Tanne guten Muths:
„Ob auch an Blüten ich darbe,
mein Reichthum ist Beständigkeit;
ob Sonne scheint, ob's stürmt und schneit,
nie ändr' ich meine Farbe."

Der hohe, stolze Eichbaum spricht:
„Ich zittre vor Gottes Blitzen!
Kein Sturm ist, mich zu beugen, stark,
Kraft ist mein Stamm und Kraft mein Mark,
ihr Schwächern, euch will ich schützen!"

Die Efeuranke thät an ihn
sich inniger nun fügen:
„Wer für sich selbst zu schwach und klein,
und wer nicht gerne steht allein,
mag an den Freund sich schmiegen!"

Drauf sprachen sie so manches noch,
ich hab' es halt vergessen;
noch flisterte manch heimlich Wort,
es schwiegen nur am Grabe dort
die trauernden Zipressen.

O, dass die leisen Sprüchlein all'
ein Menschenherz doch trafen!
Was Wunder, wenn sie's trafen nicht?
Die Bäume predigen beim Sternenlicht,
da müßen wir ja schlafen.

A. Grün.

18.

Der Wanderer an der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle saß ich in stiller Ruh,
und sah dem Räderspiele und sah den Wellen zu.

Sah zu der blanken Säge, es war mir wie ein Traum,
die bahnte lange Wege in einen Tannenbaum.

Die Tanne ward wie lebend, in Trauermelodie,
durch alle Fasern bebend, sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde, o Wanderer, hier ein,
du bist's, für den die Wunde mir dringt in's Herz hinein.

Du bist's, für den wir werden, wann kurz gewandert du,
dieß Holz im Schoß der Erden ein Schrein zur langen Ruh."

Vier Bretter sah ich fallen, mir ward um's Herze schwer,
ein Wörtlein wollt' ich lallen, da gieng das Rad nicht mehr.

J. Kerner.

19.

Parabel.

Es gieng ein Mann im Syrerland,
führt' ein Kameel am Halfterband,
das Thier mit grimmigen Gebärden
urplötzlich anfieng scheu zu werden,
und that so ganz entsetzlich schnaufen,
der Führer vor ihm mußt entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört er im Rücken schnauben,
das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
aus des geborstnen Brunnens Bauch;
daran der Mann sich fest that klammern
und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
dort das Kameelhaupt furchtbar nah,
das ihn wollt' eben fassen wieder.
Dann blickt er in den Brunnen nieder;
da sah am Grund er einen Drachen
aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
der drunten ihn verschlingen wollte,
wenn er hinunter fallen sollte.

So schwebend in der beiden Mitte,
da sah der Arme noch das dritte.
Wo in die Mauerspalte gieng
des Sträuchleins Wurzel, dran er hieng,
da sah er still ein Mäusepaar,
schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
die Erd' ab von der Wurzel spülten;
und wie sie rieselnd niederrann,
der Drach' im Grund aufblickte dann,
zu seh'n, wie bald mit seiner Bürde
der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Noth,
umstellt, umlagert und umdroht,
im Stand des jammerhaften Schwebens,
sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
sah er ein Zweiglein, welches nickte
vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
da konnt' er doch der Lust nicht wehren,
er sah nicht des Kameeles Wut
und nicht den Drachen in der Flut,
und nicht der Mäuse Tückespiel,
als ihm die Beer' in's Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen
und unter sich den Drachen lauschen
und neben sich die Mäuse nagen,
griff nach den Beerlein mit Behagen,
sie däuchten ihm zu essen gut,
aß Beer' auf Beerlein wohlgemuth,
und durch die Süßigkeit im Essen
war alle seine Furcht vergessen.

Du fragst: „Wer ist der thöricht Mann,
der so die Furcht vergessen kann?"
So wiss', o Freund, der Mann bist du;
vernimm die Deutung auch dazu.
Es ist der Drach' im Brunnengrund
des Todes aufgesperrter Schlund;
und das Kameel, das oben droht,
ist deines Lebens Angst und Noth.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
am grünen Strauch der Welt muß schweben.

Die beiden, so die Wurzeln nagen,
dich sammt den Zweigen, die dich tragen,
zu liefern in des Todes Macht,
die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
vom Abend heimlich bis zum Morgen,
es nagt vom Morgen bis zum Abend
die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
lockt dich die Beere Sinnenlust,
dass du Kameel, die Lebensnoth,
dass du im Grund den Drachen, Tod,
dass du die Mäuse, Tag und Nacht,
vergissest und auf nichts hast Acht,
als dass du recht viel Beerlein haschest,
aus Grabes Brunnenritzen naschest.

Rückert.

20.

Räthsel.

Zwei Eimer sieht man ab und auf
in einen Brunnen steigen,
und schwebt der eine voll herauf,
muß sich der andre neigen.
Sie wandeln rastlos hin und her,
abwechselnd voll und wieder leer,
und bringst du diesen an den Mund,
hängt jener an dem tiefsten Grund;
nie können sie mit ihren Gaben
im gleichen Augenblick dich laben.

Schiller.

21.

Die Zwergenhöhle in Böhmen.

Vor alter Zeit glaubte das Volk an allerlei seltsame Geschöpfe, an Luft- und Wassergeister, an Riesen und Zwerge. Naturerscheinungen gaben oft Veranlassung zu solchen Sagen.

In Böhmen, nicht weit von Ellbogen, liegt in einem rauhen aber schönen Thale, durch welches die Eger bis beinahe an

Karlsbad sich in mancherlei Krümmungen windet, die berühmte Zwergenhöhle. Die Bewohner der benachbarten Dörfer und Städte erzählen von ihr folgendes:

Diese Felsen wurden in alter Zeit von Bergzwergen bewohnt, die im Stillen da ihr Wesen trieben. Sie thaten niemandem etwas zu Leid, vielmehr halfen sie ihren Nachbarn in Noth und Trübsal. Lange Zeit wurden sie von einem gewaltigen Zauberer beherrscht; einmal aber, als sie eben eine Hochzeit halten wollten, gerieth er in heftigen Zorn und verwandelte sie in Stein, oder vielmehr, da sie unvertilgbare Geister waren, bannte er sie in Stein. Die Reihe dieser Felsen heißt noch jetzt die verwünschte Zwergenhochzeit, und man sieht die Zwerge in verschiedenen Gestalten auf den Bergspitzen stehen. In der Mitte eines der Felsen aber zeigt man das Bild eines Zwerges, welcher, als die übrigen dem Bann entfliehen wollten, zu lange im Gemach verweilte, und, indem er aus dem Fenster nach Hilfe umherblickte, in Stein verwandelt wurde.

Nach Grimm.

22.

Frau Hütt.

Wo schroff die Straße und schwindlig jäh
hernieder leitet zum Inn,
dort saß auf der mächtigen Bergeshöh'
am Weg eine Bettlerin.

Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm,
und schlummert in süßer Ruh,
die zärtliche Mutter hüllt' es warm,
und wiegt' es, und seufzte dazu:

„Du freundlicher Knabe, du liebliches Kind,
dich zieh' ich gewiss nicht groß,
bist ja der Sonne, dem Schnee und Wind
und allem Elend bloß.

Zur Speise hast du hartes Brot,
das ein andrer nimmer mag,
und wenn dir jemand ein Äpflein bot,
so war es dein bester Tag.

Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
wie des Junkers Auge so klar,
und doch ist dein Haar so reines Gold,
wie des reichsten Knaben Haar."

So klagte sie bitter und weinte sehr,
als Lärmen an's Ohr ihr schlug.
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
ein glänzender Reiterzug.

Voran auf falbem, schnaubendem Roß
die herrlichste aller Frau'n,
im Mantel, der stralend vom Nacken ihr floß,
wie ein schimmernder Stern zu schaun.

Die stralende Herrin war Frau Hütt,
die reichste im ganzen Land,
doch auch die ärmste an Tugend und Sitt',
die rings im Lande man fand.

Ihr Goldroß hielt die Stolze an,
und hob sich mit leuchtendem Blick,
und spähte hinunter, und spähte hinan,
und wandte sich dann zurück:

„Blickt rechts, blickt links hin in die Fern',
blickt vor- und rückwärts herum,
so weit ihr überall schaut, ihr Herrn,
ist alles mein Eigenthum.

Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
beim ersten Winke bereit;
fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
es fehlt nur das Purpurkleid!"

Die Bettlerin hört's und rafft sich auf,
und steht vor der Schimmernden schon,
und hält den weinenden Knaben hinauf
und fleht in klâglichem Ton:

„O seht dieß Kind, des Jammers Bild,
erbarmt, erbarmt euch sein,
und hüllet das zitternde Würmlein mild
in ein Stückchen Linnen ein!“

„„Weib, bist du rasend?““ zürnt die Frau,
„„wo nähm' ich Linnen her?
Nur Seid' ist's, was an mir ich schau',
von funkelndem Golde schwer.““

„Gott hüte, dass ich begehren sollt',
was fremde mein Mund nur nennt, —
o so gebt mir, gebet, was ihr wollt,
und was ihr entbehren könnt!“

Da zieht Frau Hütt ein hämisch Gesicht,
und neigt sich zur Seite hin,
und bricht einen Stein aus der Felsenschicht,
und reicht ihn der Bettlerin.

Da ergreift die Verachtete tiefer Schmerz,
sie schreit, dass die Felswand dröhnt:
„O würdest du selber zu hartem Erz,
die den Jammer des Armen höhnt!“

Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich in Nacht,
und heulende Stürme ziehn,
und brüllender Donner rollt und kracht,
und zischende Blitze glühn.

Den stutzenden Falben spornt Frau Hütt, —
ei, wilder, was bist du so faul?
Sie treibt ihn durch Hiebe und Stöße zum Ritt,
doch fühllos steht der Gaul.

Und plötzlich fühlt sie sich selbst erschlafft,
und gebrochen den kecken Muth;
in jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
in den Adern stockt das Blut.

Herunter will sie sich schwingen vom Ross,
doch versagen ihr Fuß und Hand,
entsetzt will sie rufen dem Rittertross;
doch die Zunge ist festgebannt.

Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
ihr herrisches Auge erstarrt,
ihr Leib, so glatt und zart und weich,
wird rauh und grau und hart.

Und unter ihr strecken sich Felsen hervor,
und heben vom Boden sie auf,
und wachsen und steigen riesig empor
in die schaurige Nacht hinauf.

Und droben sitzt, ein Bild von Stein,
Frau Hütt im Donnergeroll
und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
in's Land so grausenvoll.

Egon Ebert.

23.

Der Mummelsee.

So wie die Sage das Innere der Berge bewohnt sein läßt von wundersamen, reichbegabten Wesen, so bevölkert sie auch die Tiefen der Gewässer mit ähnlichen Geschöpfen, die der Menschen Gestalt tragen, aber mit zauberischen Kräften ausgestattet, uns in vielen Stücken überlegen sind, dabei aber von dem beständigen Drang getrieben werden, unsere Gemeinschaft zu suchen, entweder uns unaufgefordert hilfreich beizustehen, oder uns neckend zu verfolgen.

Im herrlichen Schwarzwald, ungefähr in der Mitte des schönen Thales an der Ober-Kappel, dort wo der Weg vom Mummelsee herabführt, liegen mehrere Wohnungen zerstreut in der Runde, welche den Ort Seebach bilden. Wie in vielen Gegenden Süddeutschlands, so ist es auch hier Sitte, dass die jungen Mädchen mit ihren Spinnrocken (Kunkeln) an den langen Winterabenden sich abwechselnd besuchen, um sich beim Spinnen die Zeit in Gesellschaft zu verkürzen. Dieß nennt man hier zur Spinnstube gehen. Auch die unverheirateten Bursche finden sich dabei ein, und es wird unter der Aufsicht der Ältern allerlei ehrbare Kurzweil getrieben.

Vor vielen Jahren, erzählt die Sage, war eines Abends die Spinnstube bei dem reichen Erlfried, und man unterhielt sich eben recht munter, da that sich plötzlich leise die Thür auf und hereintraten drei weißgekleidete Jungfrauen von ausnehmender Schönheit, jede mit einem zierlichen Spinnrädchen von ungewöhnlicher Form in der Hand. Sie grüßten sittsam die Gesellschaft, und die eine fragte mit lieblichem Tone, ob man ihnen als friedlichen Nachbarinnen nicht gestatten wolle, an der Unterhaltung der Spinnstube theilzunehmen.

Die Gesellschaft sah die Ankömmlinge zwar etwas verwundert an, aber dennoch bewilligte man ihnen, um was sie baten, und bald schnurrten ihre Rädchen mit denen der übrigen Spinnerinnen um die Wette. Die trauliche Heiterkeit, die früher geherrscht hatte, war freilich durch den unerwarteten Besuch unterbrochen worden, und alle fühlten sich von einer gewissen Scheu befangen; allein die Freundlichkeit der weißen Jungfrauen, die offenen und hellen Blicke, die sie auf die Anwesenden richteten, gewannen bald wieder das gestörte Vertrauen, und Munterkeit und Frohsinn kehrten zurück.

So vergieng dieser Abend, und als der folgende den Kreis der Spinnerinnen wieder vereinigt hatte, da traten auch die drei fremden Jungfrauen in die Stube, und so erschienen sie jedesmal, wenn der Tag sich geneigt hatte und die Lampe angezündet wurde.

Aber mit dem Glockenschlage eilf standen sie auf, packten ihre Spinnräder zusammen und giengen hinweg. Da half kein Bitten und Zureden, nichts konnte sie zum längern Verweilen bewegen. Niemand wuste, woher sie kamen, noch wohin sie giengen, denn keiner hatte den Muth, sie zu fragen und ihnen wohl gar zu folgen; doch sagte man sich leise in's Ohr: sie wären von den Fräulein aus dem Mummelsee, und bald nannte man sie nicht anders, als die drei Seefräulein, oder die drei Schwestern vom See.

Seit ihrem Erscheinen wurde aber die Spinnstube viel lebendiger, denn alles drängte sich dazu, weil die Seeschwestern

so schöne Lieder zu singen, auch unterhaltende Spiele anzugeben wußten und anmuthige Geschichten erzählten. Die Spinnerinnen brachten volle Spulen und feineres Gespinst nach Hause, wenn es gleich an Feinheit und Glanz das der Fremden nicht erreichte.

Die Mädchen und Bursche waren ganz entzückt über ihre neuen Freundinnen, vor allen andern aber war es der Sohn des reichen Erlfried. Weil es ihn stets verdroß, daß die Seefräulein so früh aufbrachen, so verfiel er auf den Gedanken, die hölzerne Wanduhr, wie man sie überall im Schwarzwalde findet, einmal auf eine Stunde zurückzustellen. Gedacht, gethan. Unter Scherz und Plaudern schlug es endlich eilf, allein es war schon zwölf. Da nahmen die Fremden wie gewöhnlich ihre Spinnrocken und entfernten sich.

Als aber am andern Morgen Holzhauer am See vorübergiengen, vernahmen sie in der Tiefe ein klägliches Wimmern und Stönen, und auf der Oberfläche schwammen drei große Blutstropfen. — Und die drei Schwestern wurden nie wieder im Thale gesehen.

Nach A. Lewald.

24.

Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
er hat den Knaben wohl in dem Arm,
er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif!

Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
meine Mutter hat manch' gülden Gewand.

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
was Erlkönig mir leiſe verſpricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind,
in dürren Blättern ſäuſelt der Wind.

Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
und wiegen und tanzen und ſingen dich ein.

Mein Vater, mein Vater! und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau,
es ſcheinen die alten Weiden ſo grau.

Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt,
und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt!
Mein Vater, mein Vater, jetzt faſst er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
er hält in den Armen das ächzende Kind,
erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
in ſeinen Armen das Kind war todt.

Göthe.

25.

Das brave Mütterchen.

Es war im Winter, und das Eis ſtand. Da beſchloſſen die Huſumer ein großes Feſt zu feiern. Sie ſchlugen Zelte auf, und Jung und Alt, die ganze Stadt verſammelte ſich draußen. Die einen liefen Schlittſchuh, die andern fuhren in Schlitten, und in den Zelten erſcholl Muſik; Tänzer und Tänzerinnen ſchwenkten ſich herum, und die Alten ſaßen an den Tiſchen und tranken eins. So vergieng der ganze Tag, und der helle Mond gieng auf, aber der Jubel ſchien nun erſt recht anzufangen.

Nur ein altes Mütterchen war von allen Leuten allein in der Stadt geblieben. Die Arme war krank und gebrechlich und konnte ihre Füße nicht mehr recht gebrauchen; aber da ihr Häuschen

auf dem Deiche stand, konnte sie von ihrem Bette aus auf's Eis sehen und die Freude sich betrachten. Wie es nun gegen Abend kam, gewarte sie, indem sie so auf den See hinaussah, im Westen ein kleines, weißes Wölkchen, das eben an der Kimmung aufstieg. Da befiel sie eine unendliche Angst; sie war in frühern Tagen mit ihrem Manne zur See gewesen und verstand sich wohl auf Wind und Wetter. Sie rechnete nach: in einer kleinen Stunde wird die Flut da sein, dann ein Sturm losbrechen, und alle sind verloren. Sie rief und jammerte, so laut sie konnte; aber niemand war in ihrem Hause, und die Nachbarn waren alle auf dem Eise; niemand hörte sie. Immer größer ward unterdes die Wolke, und allmählich immer schwärzer; noch einige Minuten, die Flut mußte da sein und der Sturm losbrechen; da rafft sie all ihr bischen Kraft zusammen und kriecht auf Händen und Füßen aus dem Bette zum Ofen. Glücklich findet sie noch einen Brand, schleudert ihn in das Stroh ihres Bettes und eilt, so schnell sie kann, hinaus, sich in Sicherheit zu bringen. Das Häuschen stand nun augenblicklich in hellen Flammen, und wie der Feuerschein vom Eise aus gesehen ward, stürzte alles in wilder Hast dem Strande zu. Schon blies der Wind und fegte den Staub auf dem Eise vor ihnen her; der Himmel ward dunkel, das Eis fieng an zu knarren und zu schwanken, der Wind wuchs zum Sturm, und als eben die letzten den Fuß auf's feste Land setzten, brach die Decke, und die Flut wogte an den Strand. So rettete die arme Frau die ganze Stadt und gab ihr Hab und Gut daran zu deren Heil und Rettung.

Müllenhoff.

26.

Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
schleppt' ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!

Und zu enden meine Schmerzen,
gieng ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
grub ich nach dem alten Schatze
auf dem angezeigten Platze:
schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
und es kam gleich einem Sterne
hinten aus der fernsten Ferne,
eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten,
heller ward's mit einemmale
von dem Glanz der vollen Schale,
die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
unter dichtem Blumenkranze;
in des Trankes Himmelsglanze
trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
und ich dacht': es kann der Knabe
mit der schönen lichten Gabe
wahrlich nicht der Böse sein.

Trinke Muth des reinen Lebens!
dann verstehst du die Belehrung,
kommst mit ängstlicher Beschwörung
nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäste;
saure Wochen! frohe Feste!
sei dein künftig Zauberwort.

Göthe.

27.

Der arme Musikant und sein Kollege.

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist eine große öffentliche Gartenanlage, voll herrlicher Bäume, und der beliebteste Vergnügungsort der Wiener. Viel Volk strömte hinaus, Jung und Alt, Vornehm und Gering, Einheimische und Fremde freuten sich dort ihres Lebens. Wo fröhliche Menschen sind, hat auch der etwas zu hoffen, welcher an die Barmherzigkeit seiner Mitmenschen gewiesen ist. So waren denn, wie gewöhnlich, im Prater eine Menge Bettler, Orgeldreher und dergleichen, die sich ihre Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine kleine Pension zum Unterhalt nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Geige, die er von seinem Vater, der aus Böhmen war, geerbt hatte. Er spielte gewöhnlich unter einem alten Baume im Prater, sein treuer Pudel saß vor ihm und hielt den schlechten Hut im Maule, in den die Leute ein paar Kreuzer warfen. Heut stand er, wie gesagt, auch da und geigte, und der Pudel hielt den Hut; aber die Leute giengen vorüber, und der Hut blieb leer.

Hätten diese den Musikanten nur einmal angesehen, sie würden gewiss Barmherzigkeit mit ihm gehabt haben. Dünnes, weißes Haar deckte kaum sein Haupt; ein alter Soldatenmantel war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte der Invalide mitgekämpft und fast jede ihm einen Denkzettel angehängt, bei dem um das Verlieren keine Sorge nöthig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätschenkugel hatte die zwei andern bei Aspern mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit eine größere Kugel ihm das Bein weggerissen. Aber die fröhlichen Leute sahen heut nicht auf ihn, und doch hatte er für die letzten Kreuzer Saiten gekauft,

und spielte mit aller Kraft seine gewöhnlichen Märsche und Tänze.

Traurig sah der Mann auf die wogende Menschenmasse, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Putzes. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele; — heut Abend mußte er hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. Sein Pudel war in der That besser daran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege einen Knochen unter einem Rinnsteine, um seinen Hunger zu stillen.

Schon war es ziemlich spät am Nachmittage. Die Hoffnung des geigenden Invaliden war so nahe am Untergange wie die Sonne; denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Als endlich alles fruchtlos blieb und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum mehr trug, setzte er sich auf einen Stein, stützte die Stirn in die Hand, und die Erde trank einige heimliche Tränen.

Ein stattlich gekleideter Herr aber, der dort in der Nähe am Stamm einer alten Linde lehnte, hatte den unglücklichen Musikanten, ohne von diesem bemerkt zu werden, schon eine Zeit lang mit tiefempfundenem Mitleid betrachtet, auch zuletzt gesehen, wie die verstümmelte Hand die Tränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sähe. Da war's diesem Herrn, als wenn die Tränen des Alten wie siedend heiße Tropfen auf sein Herz gefallen wären, und er trat rasch hinzu, reichte ihm ein Goldstück und sagte: „Leihet mir Eure Geige ein Stündchen!“ Der Invalide sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umgieng, wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verstand der Alte doch, und er reichte ihm seine Geige. Die war nun so schlecht nicht; nur der alte Geiger kratzte so übel. Der Herr stimmte sie glockenrein, stellte sich sodann ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „Kollege, nun nehmt Ihr das Geld, und ich spiele.“

Der fieng denn an zu spielen, dass der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, sie sei es gar nicht mehr; denn

der Klang gieng wunderbar durch die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war es, als jubilierten Engelstimmen in der Geige, und dann wieder, als klagten Kinder des Elends ihr schweres Leid aus derselben, und das Herz der Zuhörer ward so bewegt, dass so manches Auge feucht wurde.

Jetzt blieben die Leute in Menge stehen und sahen den stattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne; jeder sah es, der Mann geigte für den Armen, aber niemand kannte ihn. Immer größer ward der Kreis der Zuhörer. Selbst die Kutschen der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, jeder sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer, je nachdem das Herz und die Börse war. Der Pudel knurrte. War es Vergnügen oder Ärger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden.

„Macht ihn leer, Alter!“ riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!“ Der Alte that es, und richtig, er mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sack, in den er die Geige zu stecken pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, dass ein „Bravo!“ über das andere schallte. Alle Welt war entzückt. Endlich gieng der Geiger in die Melodie des Liedes über: „Gott erhalte Franz den Kaiser.“ Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Österreicher liebten ihren Kaiser Franz von ganzem Herzen, wie er es verdiente; allgemach wurde der Volkesjubel so groß, dass plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis es zu Ende war; dann legte er rasch die Geige in des glücklichen Invaliden Schoß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war der Virtuose fort.

„Wer war das?“ rief das Volk. Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl; es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher, welcher hier seine Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte. Er lebe hoch!“ „Hoch! hoch! hoch!“ rief das Volk.

Und der Invalide faltete seine Hände und betete: „Herr, lohne du's ihm reichlich!“

Und ich glaube, es gab an diesem Abende zwei Glückliche mehr in Wien. Der eine war der Invalide, der nun weithin seiner Noth enthoben, und der andere: Boucher, dem sein Herz ein Zeugnis gab, um das man ihn beneiden möchte.

W. H. v. Horn.

28.

Der Sänger.

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
was auf der Brücke schallen?
Laſs den Gesang vor unserm Ohr
im Sale wiederhallen!“
Der König sprach's, der Page lief;
der Knabe kam, der König rief:
„Laſst mir herein den Alten!“

„Gegrüßet seid mir edle Herrn,
gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
wer kennet ihre Namen?
Im Sal voll Pracht und Herrlichkeit
schließt, Augen, euch, hier ist nicht Zeit
sich staunend zu ergetzen.“

Der Sänger drückt die Augen ein
und schlug in vollen Tönen;
die Ritter schauten muthig drein
und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
ließ ihm zum Lohne für sein Spiel
eine goldne Kette bringen.

„Die goldne Kette gib mir nicht,
die Kette gib den Rittern,
vor deren kühnem Angesicht
der Feinde Lanzen splittern;

gib sie dem Kanzler, den du hast,
und lass ihn noch die goldne Last
zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
der in den Zweigen wohnet;
das Lied, das aus der Kehle dringt,
ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
lass mir den besten Becher Weins
in purem Golde reichen."

Er setzt ihn an, er trank ihn aus.
„O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
und danket Gott so warm, als ich
für diesen Trunk euch danke."

Göthe.

29.

Die Rosen der heiligen Elisabet.

Elisabet, die fromme Landgräfin von Thüringen, war eine Mutter der Armen; täglich gieng sie hinaus vor das Schloss, wo die Armen, die Lahmen und Blinden ihrer harrten, und vertheilte unter sie Speisen und Gaben, nachdem jedermann noth war. Aber ihre Schwiegermutter, die verwitwete Landgräfin Sofie, nahm daran ein Ärgernis und redete ihrem Sohne Ludwig ein, solches Thun wolle einer Fürstin nicht geziemen; darum solle er es seiner Gemahlin wehren. Als nun wieder eines Tages Elisabet durch das Burgthor schüchtern hinausschritt und ein Körblein mit Brot, Eiern und andern Speisen unter dem Mantel am Arm hatte, trat ihr der Landgraf, welcher just aus der Stadt Eisenach den Schlossberg heraufkam, entgegen und fragte sie barsch: „Was trägst du da?"

Elisabet erbebte und konnte kein Wort sprechen. „Zeige her!" sprach der Landgraf und hob den Deckel vom Korbe, —

und siehe, da war der Korb mit eitel Rosen angefüllt. Da stand der Fürst beschämt vor seinem frommen Gemahl und merkte die Weisung des Himmels, dass er das mildthätige Herz seiner Gattin nicht wieder in Versuchung führen sollte; und hinfort, wenn seine Mutter wieder gegen die Freigebigkeit ihrer Tochter sich auslassen wollte, als werde sie damit ihn selbst noch zum armen Manne machen, sprach er: „Lasst sie gewähren! Wenn ich nur Wartburg, Eisenach und Naumburg behalte, so hab' ich genug!"

Bäßler.

30.

Der König und der Landmann.

Der Landmann lehnt in der Hütt' allein
und blickt hinaus in den Mondenschein
und schaut empor zu des Königs Palast,
er weiß nicht, welch ein Gefühl ihn fasst.

„Ach wär' ich ein König nur eine Nacht,
wie wollt' ich schalten mit meiner Macht,
wie gieng' ich umher von Haus zu Haus
und theilte den Schlummernden Segen aus!

Wie stralte dann morgens so mancher Blick
die Sonne zum erstenmal hell zurück!
Wie staunten einander die Glücklichen an,
und meinten: das hat ein Engel gethan!" —

Der König lehnt im Palast allein,
und blickt hinaus in den Mondenschein,
und schaut hinab auf des Landmanns Haus,
und seufzt in das weite Schweigen hinaus:

„Ach wär' ich ein Landmann nur eine Nacht,
wie gern entrieth' ich der drückenden Macht,
wie lehrt' ich mich selber die schwere Kunst,
nicht irre zu gehen mit meiner Gunst!

Wie wollt' ich in's eigene Herz mir seh'n,
um wieder es offen mir selbst zu gesteh'n!
Was tausend Hände mir nicht vollbracht,
das wollt' ich gewinnen in einer Nacht!"

So schau'n sie sinnend beim Sternenlauf,
der König hinunter, der Landmann hinauf;
dann schließen beide den müden Blick,
und träumen beide von fremdem Glück.

G. Seidl.

31.

Sankt Christoforus.

Christoforus war ein Heide aus Kananäa. Seine Leibeslänge war zwölf Ellen, seine Gestalt keck und fröhlich, und ehe er getauft ward, hieß er Offerus. Als er zu voller Kraft gewachsen war, dachte er bei sich: „Ich will ferne wandern und will forschen nach dem größten Herrn, dem will ich dienen." Also machte er sich auf, und man wies ihn zu einem großen Könige, der herrschte über viel Land und Leute. Zu diesem kam er und gelobte ihm treulich zu dienen. Des war der König froh. Als nun Offerus eine Zeit lang bei dem Könige gewesen, sang einstmals ein Spielmann vor diesem und stimmte gar lustige Weisen an, und zuletzt sang er auch dem Teufel ein Spottlied. Wie das der König hörte, segnete und bekreuzte er sich, denn er war ein Christ. Offerus aber wusste nichts von des heiligen Zeichens Kraft und Bedeutung, verwunderte sich und sprach: „Herr, was ist's denn um die zween Striche?" Da wollte dieser das heilige Geheimnis des Kreuzes dem Heiden nicht offenbaren. Und Offerus sprach: „Herr, wenn du mir es verschweigst, mag ich dir länger nicht dienen." „So will ich dir die Wahrheit sagen," sprach der König. „Siehe, wenn einer den Teufel vor mir beruft, so segne ich mich mit dem Zeichen, dass er nicht Gewalt über mich gewinne." Da hub Offerus an: „Fürchtest du dich vor ihm, und ist seine Kraft so groß, dass er dir schaden mag? Siehe, ich habe dir so lange treu gedient und

habe gemeint, es wäre keiner größer und mächtiger, denn du. Nun, da ich sehe, daſs du ihn scheuest, will ich ihn suchen allezeit, bis ich ihn finde, und will dem dienen, der gewaltig ist über dich."

So zog Offerus von dannen, den Feind zu suchen; aber niemand konnte ihm denselben zeigen, wie viel er auch darnach fragte. Auf dieser Fahrt kam er eines Tages durch eine große Wildnis und sah einen gewaltigen Heerhaufen daherſprengen. Voran jagte ein schwarzer, trotziger Reiter, der sprengte auf Offerus los und rief: „Wen suchest du?" Offerus sprach: „Ich suche den Teufel, denn ich wäre gern sein Knecht." Und jener antwortete: „Der bin ich!" Da gelobte ihm Offerus seinen Dienst, und der Feind nahm seinen Knecht mit sich. Nun trafen sie einstmals auf einen Richtweg, an dem ein Kreuz erhöhet war. Der Teufel sprengte zur Seite und rief dem Offerus zu, er wolle des Weges nicht fürder reiten.

Darüber verwunderte sich Offerus und sprach: „Herr, sage mir, warum du den krummen Weg reitest?" Da hätt' es ihm der böse Feind gern verschwiegen; aber Offerus drohte, er werde ihm nicht einen Tag mehr dienen. „Schau," sagte der Teufel, „dort stund das Zeichen des Kreuzes, an das Christus geschlagen wurde, das fürcht' ich sehr und muß es immerdar fliehen." Da hub Offerus an: „Wenn du des Herrn Zeichen fliehen mußt, so ist er auch mächtiger als du. Ich will gehen und ihn suchen."

Und Offerus fragte überall, wo der Herr Jesus Christus wäre, und kam durch den Willen Gottes zu einem guten Einsiedel. Der sagte ihm, welch ein mächtiger König der Herr sei, und wie großen Lohn er seinen Dienern gebe. Offerus sprach, er wolle hinfort Christo dienen mit Fleiß und Treue. Das hörte der Einsiedel gern und sprach: „Der Herr ist sündlichem Leben feind; wer aber tugendhaft lebt, dem verleiht er seine Gnaden. Siehe, Offerus, es fließt hier ein Wasser, darüber ist weder Weg noch Steg. Willst du die Menschen darüber tragen um Gottes willen, so gefällst du deinem Herrn mit solchem Dienst

gar wohl; denn nicht umsonst hat er dir Stärke des Armes und Leibeslänge gegeben."

„Wohlan! ich will es thun," sagte Offerus und baute sich eine Siedelei bei dem Wasser. Und es kamen viele Menschen, die trug er über das Wasser, und er wartete seines Dienstes Tag und Nacht.

In einer Nacht aber, da Offerus gar zu müde geworden war, legte er sich nieder und schlief alsbald ein. Nicht lange, so ruft ihn die Stimme eines Kindes: „Offere, hol' über!" Offerus steht auf, findet niemand, legt sich nieder und schläft abermals ein. Wieder ruft die Stimme: „Offere!" und wieder läuft er hinaus, findet niemand und legt sich abermals schlafen. Und nochmals rief es: „Offere!" und siehe, als Offerus zum drittenmale gegangen war, da fand er ein Knäblein, hob's auf seinen Arm, nahm seinen Stab in die Hand und gieng in das Wasser. Aber es schwoll der Fluss, und das Kind drückte den Offerus so schwer, als ob es von Blei wäre. Immer schwerer wird das Knäblein und das Wasser immer größer, so dass er meinte zu ertrinken. Da sprach Offerus: „Ei Kind, wie bist du doch so schwer! Mir ist, als ob ich alle Welt auf mir trüge." „Fürwahr," hub das Kind an, „du trägst mehr denn alle Welt; du trägst den, der sie geschaffen hat."

Und das Kind drückte den Offerus unter das Wasser und sprach zu ihm: „Ich taufe dich in meinem Vater und in mir und in dem heiligen Geist. Vorher hießest du Offerus, nun sollst du Christoforus heißen. Und du sollst deinen Stab in die Erde pflanzen: daran wirst du meine Gewalt erkennen, denn der Stab wird morgen blühn und Frucht bringen."

Damit verschwand der Herr. Christoforus aber ward froh, dankte unserm Herrn die Gnade, die er ihm gethan, und pflanzte den Stab in die dürre Erde. Der ward über Nacht zum Baum, blühte und brachte alsbald Frucht. Da fiel Christoforus nieder und betete an, nahm auf sich das Kreuz des Herrn und folgte ihm nach.

Nach der **aurea legenda.**

32.

In Einem Alles.

Die höchste Weisheit: sich dem Herrn ergeben,
der größte Reichthum: seiner Gnade Schein,
das höchste Ziel: sein himmlisch heilig Leben,
der beste Wunsch: ewig bei ihm zu sein.

Der höchste Ruhm: für seine Ehre streiten,
die größte That: nach seinem Willen thun,
die höchste Ehre: seinetwillen leiden,
das größte Glück: in seiner Liebe ruhn.

Der schönste Tod: für ihn zum Tode gehen,
der beste Trost: auf seine Gnade baun,
die reichste Hoffnung: durch ihn auferstehen,
die höchste Seligkeit: ihn ewig schaun.

G. Ch. Diessenbach.

33.

St. Vinzenz von Paul.

Dieser große Wohlthäter der Menschheit erblickte das Licht der Welt am 24. April 1576 zu Ranquines (Rankin), einem Dorfe im südwestlichen Frankreich. Seine Ältern erzogen ihn mit fünf andern Geschwistern in der Furcht Gottes zur Arbeitsamkeit und Mäßigkeit. Zuerst hütete er die Schafe seiner Ältern, und als er stark genug war, half er bei den Feldarbeiten. Wegen seiner ausgezeichneten Geistesfähigkeiten widmeten ihn die frommen Ältern dem geistlichen Stande. Höhere Stellen, die ihm später angeboten wurden, schlug er in Demuth aus; er wollte sein Leben vorzugsweise den Armen und Nothleidenden weihen.

Auf einer seiner Reisen kam er nach Marseille, in dessen Hafen man Missethäter auf sogenannten Galeerenschiffen zu harter Arbeit verwendet. Vinzenz von Paul begab sich dahin, um diese Unglücklichen aufzusuchen. Da fiel ihm ein junger Mann von 26 Jahren in die Augen, welcher ebenfalls als Sklave

gefesselt war, und einen weniger schlimmen Eindruck als seine Unglücksgenossen auf den prüfenden Beobachter machte; denn er hatte einen sanften Gesichtsausdruck und Tränen flossen von seinen Wangen. Der Heilige gieng näher zu ihm und redete ihn voll Mitleid an: „Mein Freund, du weinst? Bist du meiner Hilfe bedürftig? Ich kann dir leider nur wenig anbieten; aber dieß wenige steht dir zu Diensten. Gebrauche es, ich bitte darum!"

Der Sklave. Ich bin Ihnen von Herzen dankbar, mein Herr! Ich bitte nicht um Geld, ich habe genug, um mein jammervolles Leben durchzubringen. Ach, der Unterhalt eines Unglücklichen kostet nicht viel! — Nicht mein Unterhalt liegt mir am Herzen.

St. Vinzenz. Mein Freund! rede aufrichtig mit mir, entdecke mir dein Herz, ich will dein Leiden mit dir fühlen, will es mit dir theilen; vielleicht wird dadurch dein Kummer erleichtert.

Der Sklave. Ja, mein Herr, das Mitleiden, das Sie mir beweisen, verdient mein ganzes Zutrauen. Ich will Ihnen alles entdecken. Ich bin der Sohn eines Pächters. Mein Vater hatte mir stets gute Lehren und Beispiele gegeben; aber leichtsinnige Kameraden, die sich wenig um die Ehrlichkeit kümmerten, verführten mich, so dass ich auf allerhand Abwege gerieth. Einst giengen wir auf die Jagd in dem Gebiete eines benachbarten Herrn. Seine Leute wollten uns das wehren, und wir mishandelten sie so sehr, dass einer von ihnen dem Tode nahe war. Ich wurde eingezogen, verhört und verurtheilt, sechs Jahre auf den Galeeren zu arbeiten. Schon vier Jahre lang habe ich diese schimpfliche Strafe erduldet. Meine Familie ist durch mich unglücklich geworden; denn unser Vermögen gieng durch den Prozess zu Grunde, und mein Vater ist vor Kummer und Schmerz gestorben. Nun kommt hinzu, dass auch mein Weib und meine drei Kinder in Gefahr sind, vor Gram und Elend umzukommen.

St. Vinzenz. Du hast gefehlt, aber du bist wahrhaft unglücklich. Wie lange wird deine Strafe noch dauern?

Der Sklave. Noch zwei Jahre, mein Herr! Ach, sie werden mir so lang wie zwei Jahrhunderte sein. O, ich werde ihr Ende nicht erleben! Mein armes Weib! meine armen Kinder! Was wird aus ihnen werden?

St. Vinzenz. Sage mir, wenn sich jemand erbieten wollte, deine Stelle zu übernehmen und deine Arbeiten zu verrichten, kurz, wenn sich jemand deine Ketten anschmieden ließe, würde man dir dann die Freiheit schenken?

Der Sklave. Ja, mein Herr, auf der Stelle; aber wo in aller Welt ist der Mensch, der sich ohne Schuld einem solchen Elende und solcher Schande preisgeben wollte? —

St. Vinzenz ließ ihn nicht weiter reden, sondern gieng sogleich zu dem Offizier, der diese Galeere kommandierte und sagte: „Mein Herr! Lassen Sie diesen jungen Mann frei; lassen Sie ihm seine Ketten abnehmen! Hier sind meine Hände, meine Füße; ich will die Fesseln tragen, will die zwei Jahre seine Strafe für ihn aushalten.“

Der Offizier erstaunte und machte ihm Einwendungen; aber St. Vinzenz antwortete: „Ich weiß, dass ich mich in den Augen der Welt beschimpfe; aber der im Himmel lebt, bestimmt die wahre Ehre. Sein Urtheil und das Urtheil meines Herzens wird für mich sprechen. Dieser junge Mann ist seinem Weibe und seinen Kindern unentbehrlich; und zwei Jahre werden bald verflossen sein.“ Der Offizier gewährte ihm seine Bitte. Der junge Galeerensklave ward frei, und dem Priester wurden die Ketten angelegt.

Der befreite Sklave, außer sich vor Freuden, fällt vor seinem Wohlthäter nieder, küsst seine Füße und benetzt sie mit Tränen. Dann eilt er nach seiner Heimat, zu seinem Weibe und zu seinen Kindern. Der heilige Vinzenz aber blieb die zwei Jahre auf der Galeere, verbarg sich, so viel er konnte, vor den Augen der Neugierigen, die ihn sehen wollten, brachte seine Zeit mit Verrichtung seiner mühseligen Geschäfte zu, und gab den Sklaven ein Beispiel der Geduld. Er tröstete sie, gab ihnen nützliche Lehren und brachte viele derselben zur Reue und auf den Pfad der Tugend zurück. Nach Galura.

34.

Johannisbeere.

Im Felsenthal, der Welt entflohn,
weilt still und ernst der Wüste Sohn,
Johannes, der berufen war,
zu sammeln der Verirrten Schar.
Er wallt umher, der Sonne Glut
gießt zehrend Feuer in sein Blut,
doch denkt, versenkt in ernster Pflicht,
er auf des Leibes Pflege nicht.
Schon thaut der Abend auf die Flur,
da siegt die menschliche Natur,
und tief ermüdet sinkt sein Haupt
auf eine Felsbank, kühl umlaubt.

Er schaut umher; wohin er blickt,
ist keine Hand, die ihn erquickt.
Nicht Speis' und Trank, nicht Quell und Frucht,
wo auch sein spähend Auge sucht.
Er seufzt; doch blickt er auf und spricht:
„Der Herr verläßt sein Werkzeug nicht."

Von Dornen wund ist Fuß und Arm;
es fließt in Tropfen hell und warm
sein Blut hernieder zu dem Strauch,
der ihn gekühlt mit sanftem Hauch;
bald schlummert er und träumet süß
von lichter Zukunft Paradies,
und von der Liebe starkem Held,
dem rüstig er das Feld bestellt.

Indessen hat der Strauch mit Lust
geschmiegt sich an des Schläfers Brust;
ihm ist so wohl, ihm ist so gut:
so hat kein Lichtstral ihn erquickt,
so hat ihn noch kein Lenz geschmückt.
Und als, gestärkt von sanfter Nacht,
der Seher heiter nun erwacht,
o Wunder! ist des Strauches Grün
geschmückt mit funkelndem Rubin,

und Beeren, purpurroth und hell,
wie ihres Ursprungs reinster Quell,
an Labung süßen Trauben gleich,
bekränzen fröhlich das Gesträuch.

Da sinkt Johannes betend hin
und blickt empor mit Kindessinn
und schlürft den süßen Labetrank
der reifen Frucht mit Lieb' und Dank.
Die Traube aber blieb zur Zier
dem guten Strauche für und für,
und wird bis heut im ganzen Land
„Johannisbeere" noch genannt.

Agnes Franz.

35.

Ein geistliches Abendlied.

Es ist so still geworden,
verrauscht des Abends Weh'n,
nun hört man aller Orten
der Engel Füße geh'n.
Rings in die Thale senket
sich Finsternis mit Macht. —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
und was dir bange macht!

Es ruht die Welt im Schweigen,
ihr Tosen ist vorbei,
stumm ihrer Freude Reigen,
und stumm ihr Schmerzensschrei.
Hat Rosen sie geschenket,
hat Dornen sie gebracht, —
wirf ab, Herz, was dich kränket
und was dir bange macht!

Nun stehn im Himmelskreise
die Stern' in Majestät,
in gleichem festem Gleise
der goldne Wagen geht.
Und gleich den Sternen lenket
er deinen Weg durch Nacht. —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
und was dir bange macht!

Kinkel.

36.

Heldenmuth.

„Herr Kapitän," sagte James Maxwell, der Steuermann, „Herr Kapitän, mir kommt's vor, als röch' ich Feuer; aber ich kann nicht finden, wo es ist." Der Kapitän zieht den Athem an sich und riecht's auch; aber bald ist's ihm wieder, als wär' es nichts, bald riecht er's wieder. Er sucht alles durch und kann nichts finden. Aber mit der Zeit wird der Brandgeruch ärger, und endlich in der Nacht, da schon das ganze Dampfschiff voll des angsterregenden Qualmes ist, ruft er: „Maxwell, ich hab's gefunden; die Flammen brechen bei dem Rade durch!"

„Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu," rief dieser entgegen, und schlug sich vor die Stirn; denn er erkannte deutlich die furchtbare Gefahr. Aber er faßte sich, und als er sich allein sieht, fällt er auf seine Knie und ruft Gott an und betet: „O allmächtiger Gott, verleihe mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen, und werde du selbst Tröster meiner Witwe und Vater meiner acht Waislein."

Darauf ergreift er wieder das Steuerruder und steht unbeweglich, das Angesicht der nächsten Landspitze zugekehrt, und das Schiff fliegt darauf los wie ein Pfeil. Die Matrosen wenden alle ihre Kräfte an, das Feuer zu dämpfen; aber die Wut der Flammen wächst mit jeder Minute und treibt die Maschine mit grausenerregender Gewalt, und das Schiff schießt durch die Wellen hin wie ein Sturmvogel. Alle Reisenden hatten sich auf dem Vordertheile zusammengedrängt; denn der gewaltige Luftzug ließ keinen Rauch dorthin kommen, sondern trieb denselben rückwärts. Da stand aber nun der arme Maxwell an seinem Steuerruder in dem erstickenden Qualm wie ein Märtirer auf dem rauchenden Scheiterhaufen.

Der Kapitän und die Matrosen thaten zwar, was sie konnten, um den hintern Theil des Schiffes mit Wasser zu

begießen, aber das that dem wütenden Brande keinen Einhalt. Schon fängt der Boden unter Maxwells Füßen an sich zu entzünden; aber der brave weicht nicht von seinem Posten, denn in seiner Hand liegt jetzt das Leben von achtzig Personen. Immer gerade hin nach dem Lande sieht sein Blick, immer rasender treibt die Flamme das Schiff, immer gleich unbeweglich hält seine Hand das Ruder.

Die Leute am Ufer sehen das brennende Schiff und richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie landen sollen. Maxwell versteht's; seine Füße fangen beinahe an zu braten, aber er bleibt; so sturmschnell das Schiff dahinsaust, er möchte ihm noch Flügel dazu geben; denn er merkt, es kann kaum einige Minuten mehr dauern, so sinkt es; und jetzt, — jetzt ist's daran, — da rückt er sein Steuerruder und rutsch — rutsch! da sitzt das brennende Schiff auf dem Sande. Alle werden gerettet, und Maxwell wird auch an's Land getragen; aber wie sieht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Zunder vom Leibe, seine Füße sind verbrannt. Doch Gott segnete die Hand des Arztes, und nach wenigen Wochen kann Maxwell das Bett wieder verlassen. Aber seine hohe Gestalt ist gekrümmt, seine Haare sind gebleicht, seine Füße bleiben schwach, und er hat daran seiner Lebtage zu leiden. Er ist ein Krüppel um Gottes willen, und seine Familie hat ihren Ernährer verloren. Doch hat Gott Herzen erweckt, die sich seiner und der seinigen treulich angenommen haben.

Stern.

37.

Der Schiffbruch.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
sich im Fahrzeug. „Wo ist Don Alonso?"
riefen sie. Er war des Schiffes Priester.

„Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim!" sprach er von dem Borde.
„Meine Pflicht beginnt, die eure endet."

Und er eilt hinunter in des Schiffes
Kammern seine Sterbenden zu trösten,
höret ihre Sünden, ihre Buße,
ihr Gebet und wehret der Verzweiflung,
labet sie und geht mit ihnen unter. — —

Welch ein Geist war größer? jenes Kato,
der im Zorne sich die Wunden aufriss,
oder dieses Priesters, der, den Pflichten
seines Amtes treu, im Meer versinket? —

Herder.

38.

Unverhofftes Wiedersehen.

Zu Falun in Schweden nahm vor fünfzig Jahren und länger ein junger Bergmann von seiner Braut Abschied und sagte zu ihr: „Auf St. Luciä wird unser Bund von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Frau und bauen uns ein eigenes Nestlein," — „und Friede und Liebe soll darin wohnen," sagte die junge Braut mit holdem Lächeln, „denn du bist mein einziges und mein alles, und ohne dich möcht' ich lieber im Grabe sein, als an einem andern Orte." Als sie aber an St. Luciä der Pfarrer zum zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: „So nun jemand Hindernis wüsste anzuzeigen, warum diese Personen nicht könnten ehelich verbunden werden," da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling am andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Hause vorbeigieng, — der Bergmann hat sein Todtenkleid immer an, — da klopfte er wohl noch einmal an das Fenster der Braut und sagte ihr „guten Morgen", aber keinen „guten Abend" mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie säumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rothem Rand für ihn zum Hochzeitstag. Als er nimmer kam, legte sie es weg und weinte um ihn und vergaß ihn nie.

Als aber nach fünfzig Jahren die Bergleute zu Falun zwischen zwei Schachten eine Öffnung durchgraben wollten, gute

dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war, also dass man seine Gesichtszüge noch völlig erkennen konnte, als ob er erst vor einer Stunde gestorben oder ein wenig eingeschlafen wäre. Als man ihn aber zu Tag gefördert hatte, kannte ihn niemand, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam, und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst, als sie sich von einer heftigen Bewegung erholt hatte, sagte sie: „Es ist mein Verlobter, um den ich fünfzig Jahre lang getrauert habe, und den mich Gott noch einmal sehen lässt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube gegangen und nimmer gekommen."

Da wurden die Gemüther aller Umstehenden von Wehmuth ergriffen, als sie die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten, kraftlosen Alters sahen und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und als sie sahen, wie in ihrer Brust nach fünfzig Jahren die treue Liebe noch einmal erwachte. Aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen. Die Braut aber ließ den Bräutigam von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen, bis sein Grab gerüstet war auf dem Friedhofe. Den andern Tag, als ihn die Bergleute holten, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit rothen Streifen um und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeitstag und nicht der Tag seiner Beerdigung gewesen wäre. Dann, als man ihn auf dem Friedhof in's Grab legte, sagte sie: „Schlafe nun wohl noch einen Tag oder zehn im kühlen Bette und lass dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch wenig zu thun und komme bald, und bald wird's wieder Tag. Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten." Dann gieng sie heim, und in wenig Tagen begrub man auch sie. Hebel.

39.

Der Bergmannsgruß.

Das Glöcklein klingt, der Morgen graut,
da wird's im Bergmannshüttchen laut;
denn ruft die Arbeit, ruft die Schicht,
da säumt der brave Bergmann nicht.
Er springt vom Lager wohlgemuth —
denn rüstig stets ist Bergmannsblut.
Schnell ist der Kittel angethan
und seine Blende steckt er an,
den Riegel löst er von der Thür
und steht schon auf der Schwelle schier;
da wirft noch einmal er den Blick
auf seiner Hütte stilles Glück.
Wie ruhn sie süß, die lieben Kleinen,
die ihn im Schlaf zu grüßen scheinen,
es flistert in dem engen Raume,
als sprächen sie zu ihm im Traume:

Vater, Glück auf!
Steig nur hernieder!
Kehrst du dann wieder,
eilen wir froh dir entgegen im Lauf —
Vater, Glück auf!

Da treibt's ihn fort; ein mächtiges Verlangen,
das theure Weib, die Kinder zu umfangen,
wenn er zurückgekehret von dem schweren Werke,
gibt Muth dem Herzen und den Gliedern Stärke.
Er tritt hinaus, noch schweigend ruht die Flur,
im heil'gen Dunkel schlummert die Natur,
der Vogel selbst regt nur die raschen Schwingen,
wenn Furcht, wenn Hoffnung ihn im Traum umfiengen;
da glänzt herauf am fernen Horizonte,
den noch sein Auge nicht erreichen konnte,
ein lichter Streif, und wie ein leises Ahnen
bricht sich ein Schimmer siegend seine Bahnen.
Des Himmels Pforten thun sich auf im Morgen,
und hocherröthend tritt, noch halbverborgen,
die Sonne in die nachtbedeckte Welt,
die noch der Schlaf in seinen Armen hält.

Gleich Fackeln flammt's an Bergeshöh'n empor,
der Himmel schwimmt in einem Feuerregen,
und als ein wunderreiches Meteor
tritt bald die Sonne auf die Bahn voll Segen.

Glück auf, du holdes Sonnenlicht,
sei innig mir gegrüßt!
der achtet deiner Stralen nicht,
der täglich sie genießt.

Ich aber steige Tag für Tag
hinab in tiefen Schacht,
wo bei des Fäustels munterm Schlag
kein Sonnenstral mir lacht.

Drum grüßt dich auch der Bergmann froh,
steigt er zum Licht herauf,
kein andres Herz begrüßt dich so,
kein Mund ruft so: Glück auf!

Und angestralt vom jungen Sonnenlicht,
eilt er entgegen der willkommnen Pflicht.
Nicht einsam mehr, es mehrt sich auf den Wegen,
Bergleute sind's, die sich geschäftig regen,
und von den Höhen tönt das Echo wieder
den Morgengruß, den Feierklang der Lieder.

Glück auf!
Wie thut sich das Herz uns auf!
Dahinten bleiben die Sorgen,
uns grüßt ja der lachende Morgen
zum neu begonnenen Lauf.
Glück auf!

Glück auf!
Bergleute ziehen zu Hauf,
dann geht's in die Tiefen und Schächte,
da bringen uns freundliche Mächte
manch' blinkende Stufe im Lauf.
Glück auf!

Glück auf!
Bergunter wogt es, bergauf!
Wie Vögel im schirmenden Neste,
so nimmt uns die Erde als Gäste
im bergenden Schoße wohl auf.
Glück auf!

Glück auf!
Dort liegen die Schätze zu Hauf.
Drum frisch in die Tiefe gefahren!
Denn will uns der Himmel bewaren,
so fahren wir wieder herauf!
Glück auf!

So zieht sie hin, die frohgestimmte Schar,
das fromme Herz ein flammender Altar,
im hellen Blicke Glauben und Vertraun,
und auf der Stirn ist Kraft und Muth zu schaun. —
Nun sind sie dort — ein kräftiges Gebet,
ein Lied, das Hilf und Schutz vom Himmel fleht;
ein Blick empor, als kehrt' er nimmer wieder —
und in die Tiefe steigt er fröhlich nieder. —
Nur aus dem Dunkel tönt es noch herauf,
verhallend mehr und mehr: Glück auf! Glück auf!

Doch deckt dich auch der Erde Schoß
tief in dem dunklen Schacht,
die Vaterhand läßt dich nicht los,
das Vaterauge wacht.
Drum zage, braver Bergmann, nicht:
der Herr dein Stab, der Herr dein Licht.

Wohl dunkel ist's um deine Bahn,
und schaurig hallt dein Tritt,
und Grauen wandelt manchen an,
denn die Gefahr geht mit.
Doch zagst du braver Bergmann nicht:
der Herr dein Stab, der Herr dein Licht.

Was schleicht dorthin, was flistert dort,
als neckt' es dich mit Hohn?
Bleib ruhig nur und keck vor Ort —
schon ist der Spuk entflohn.
Du zagst ja, braver Bergmann, nicht:
der Herr dein Stab, der Herr dein Licht.

Und bräch' der ganze Bau sofort,
dräng' wilde Flut herein,
spricht nur der Herr ein rettend Wort,
wirst du geborgen sein.
Drum zage, braver Bergmann, nicht:
der Herr dein Stab, der Herr dein Licht.

Da sitzt der Bergmann emsig schon vor Ort,
allmählich weicht dem schweren Schlag Gestein,
und sollt' es auch nur taub Gerölle sein,
auf Hoffnung baut er unverdrossen fort.
Matt wird der kräft'ge Arm bei seinen Streichen,
doch ruht er nicht, rothgültig muß sich's zeigen,
und kann's die Faust nicht mit dem Eisen zwingen,
so muß das Feuer in die Tiefe dringen.
Will trotzig Stein mit Stein verbunden bleiben,
des Pulvers Kraft wird's auseinander treiben.
Schon glüht der Brand, schon flieht der Mann von hinnen; —
„hilf Gott! und gib Gedeihen dem Beginnen!"
Schon dröhnt es dort — ein schwerer, dumpfer Knall —
und tausendfach ertönt's im Wiederhall,
und schauerlich erklingt es in den Tiefen,
als wachten böse Geister auf, die schliefen.
Nun wird es still. Der Bergmann zaget fast,
doch eilt er hin mit ungeduld'ger Hast,
ob ihn betrog sein langgenährtes Hoffen.
Doch sieh, ein reicher Anbruch steht ihm offen!
Da kann den Jubel seine Brust nicht fassen,
den Freudenruf muß er erklingen lassen:
Ein' leere Schicht verfuhr ich nicht, Glück auf!
Glück auf!

Die Ader blinkt, das Silber winkt, Glück auf!
Glück auf!
So blute fort, du reicher Ort. Glück auf!
Glück auf!

Und während unten in dem tiefen Schacht
der Bergmann mühsam seine Schicht vollbracht,
da darf auch droben nicht die Arbeit schweigen.
Die Scheidebank ertönt von muntern Streichen,
der Stoßherd knarrt, ab strömt die Flut,
und auf dem Grund das Erz, das reiche, ruht.

Und dennoch hört noch nicht die Arbeit auf,
im Feuer erst vollendet's seinen Lauf.
Sein heißes Werk beginnt der Hüttenmann,
am Treibeherd schürt er die Flammen an;
ob Funken sprüh'n, ob Dampf die Brust beklommen,
das spröde Erz muß erst zu Flusse kommen,
und schaut er dann den lichten Silberblick,
so tönt: Glück auf! — Glück auf! ertönt zurück. —

Uns all' erwartet einst ein Silberblick,
das Ird'sche weicht, die Erde flieht zurück,
uns allen steht ein schön'res Wirken offen,
wer nur gelernt zu glauben und zu hoffen.

Leb' wohl, leb' wohl, du Bergmannskind,
du hast vollbracht den Lauf,
treu warest du und brav gesinnt,
d'rum rufen wir: Glück auf!

Was zieht dorthin im feierlichen Schweigen?
im Festgewand die ernst gestimmte Schar?
Ein Bruder will zur Gruft herniedersteigen,
den letzten Gruß bringt ihm der Bergmann dar.

Zum letztenmale fährst du an
und fährst nicht mehr herauf,
drum grüßt dich auf der dunklen Bahn
ein inniges „Glück auf!"

Doch schloss sich auch dein Auge hier,
dort thut sich's wieder auf,
wir alle, alle folgen dir
und grüßen dich: Glück auf! —

Döring.

40.

Der Eisgang der Elbe bei Hamburg.

Einen überaus großartigen und mächtigen Anblick bietet der Eisgang der Elbe dar. Durch gewaltige Stürme brechen an ihrem Ausflusse in die Nordsee große Eismassen los und setzen sich seewärts in Bewegung; ihnen folgen bald andere. Der heftig

bewegte, schnell dahinfließende Strom lockert von unten die starre Eisdecke auf, während die wärmere Luft von oben die Zerstörung vollendet; beides geschieht oft in unglaublich kurzer Zeit. Mit ungeheurem Krachen, oft mit einem donnerartigen Getöse löst sich das Eis in großen Massen vom Ufer und berstet in der Mitte des Stromes von einander; die große starre Decke theilt sich in größere oder kleinere schwimmende Inseln, die, wenn ein günstiger Wind aus Osten sich erhebt, schnell in die Nordsee hinabgeführt werden. Der Strom, noch vor kurzem starr und todt, erscheint dann wie eine sich kräftig regende, ungeheure Schlange, die sich frisch gehäutet hat, im vollsten Glanze und höchster Lebendigkeit. Alles jauchzt und jubelt; einer fast drückenden Stille in der Stadt und besonders im Hafen folgt das regste Leben, und von allen Gliedern des großen Körpers scheint die Erstarrung genommen zu sein. Von den stolz und mit geblähten Segeln daherschwimmenden Schiffen erschallt donnernder Jubel; das Wehen der bunten Flaggen und Wimpel fast aller Nazionen, das eben so malerische als lebendige Hin- und Herfahren zahlreicher Gondeln und Bote, die nervigen Matrosen in ihren blutrothen Flanellhemden oder blauen Jacken, der mit schriller Stimme ertönende Zuruf derselben, — alles das gibt ein Bild, dem an Seltsamkeit und Großartigkeit kaum ein anderes gleichkommt, und von dem der Binnenbewohner sich keinen Begriff machen kann.

Zuweilen treiben heftige Stürme aus Nordwest, wenn kaum die Mitte des Stromes von Eis frei geworden ist, die in Bewegung gerathenen Eismassen wieder zurück, und diese stauen sich unterhalb des Hafens nicht nur auf, sondern werden durch den sich erhebenden Orkan und die ungeheure Aufregung des Wassers so übereinandergeschoben, dass sich Eisberge von 18 Fuß Höhe bilden, deren Anblick den Beschauer in arktische Gegenden zu versetzen scheint und ein ungewöhnliches Schauspiel darbietet, vor dem man mit Furcht und Bewunderung steht. So war es auch im Jahre 1839. Der erste Eisgang täuschte die fröhliche Hoffnung, der Sturmwind hatte die Eismassen wieder zurück-

geführt. Der Kaufmannschaft bangte, da viele Schiffe hart bedrängt waren, und der Hafen keine Sicherheit mehr darbot. Vergeblich waren die Aufforderungen und Bemühungen, die Eismassen fortzuschaffen; man mußte die Hände in den Schoß legen und die Natur walten lassen, und den, der in ihr gebietet. —

Am Abend des 8. Januars erhob sich ein Orkan aus Nordwest, wie man ihn nur selten erlebt. Schon am Abend zuvor hatten große Schwärme von Seemöwen, die vom Meere her schreiend anlangten, auf dieses Ereignis vorbereitet. Die ganze Natur war im Aufruhr, und die erbangende Erde schien sich neu umgestalten zu wollen. Bald verkündeten die üblichen drei Kanonenschüsse von den Bastionen Johannes und Bernhardus — beide an der Elbseite gelegen, — dass das Wasser auf 12 Fuß am Flusswasser gestiegen sei, und schon nach sehr kurzer Frist verkündeten drei neue Schüsse ein abermaliges Steigen um einen Fuß. Nach den beiden ersten Signalen wird jeder Fuß höher nur durch einen Schuss angezeigt; doch folgten diese Schüsse in großer Geschwindigkeit aufeinander, und bald hatte man die traurige Gewissheit, dass das Wasser 20 Fuß hoch am Flusswasser stand. Da aber die Ebbe erst um $10\frac{1}{4}$ Uhr abends eintrat, wurde die Gefahr um so drohender. Schon bei dem zweiten Signale hatten die Bewohner der Keller in den niedrigen Gegenden der Stadt anfangen müßen ihre geringe Habe auszuräumen und sie in Sicherheit zu bringen; allein die Flut wuchs mit so reißender Schnelligkeit, dass vielen nicht Zeit dazu blieb.

Die rüstigen Männer auf den Elbdeichen blieben sämmtlich auf und bewachten die immer höher steigende Flut mit sorgsamen Augen, auch wurden die Sandsäcke hervorgeholt um, wenn ein Durchbruch sich zeigen würde, diesen sofort zu verstopfen; zum Glück zeigte sich aber dießmal eine solche Vorsicht als überflüssig.

Im Hafen hatten indessen Noth und Zerstörung einen sehr hohen Grad erreicht. Viele Seeschiffe hatten in der Hoffnung, mit dem für die Auffahrt günstigen Nordwest den Hafen zu erreichen, alle Segel aufgespannt, und diese peitschte der sich

plötzlich in einen Orkan verwandelnde Sturm mit großer Wut vor sich her. An das Einziehen der Segel war nicht mehr zu denken; man mußte Gott walten lassen. Unglücksfälle konnten nicht ausbleiben; Bote wurden von Schiffen übersegelt und in den Grund gebohrt; Schiffe wurden mit solcher Gewalt gegen die noch immer angestauten Eisberge getrieben, daſs sie sich darin festkeilten; wieder andere geriethen auf den Strand der Elbinseln und Deiche und lagen, als die Sturmflut aufgehört und das Wasser sich verlaufen hatte, halb gekippt mitten im Festlande, was einen wunderbaren Anblick bot, als der nächste Morgen diese Zerstörungen beleuchtete.

Von dem Leben in den niedrigen Theilen der Stadt kann man sich kaum einen Begriff machen; sie boten den Anblick von Venedig dar, indem alle Gassen zu schiffbaren Kanälen geworden waren und mit Kähnen beschifft werden mußten, um die Passage zu erzwingen. In den überschwemmten Gassen wimmelte es bald von Kähnen aller Art, und aller Orten boten Schiffer ihre Hilfe an. In Gegenden, wo das Wasser minder hoch stand, boten rüstige Arbeiter ihre Schultern Männern und Frauen an, um sie durch das Wasser zu tragen. Nachts wurden die Gassen mit einer Menge von erleuchteten Schiffen befahren; diese schwimmenden Lichter auf der brausenden Wasserfläche, die das Licht der Flammen zitternd abspiegelte, hatten ganz das Ansehen von Irrlichtern, die sich über eine sumpfige Fläche hinbewegen. Man konnte sich den durch diese wechselnden Bilder erregten Betrachtungen um so ungestörter überlassen, da mit der Mitternacht die drohendste Gefahr für die Stadt beseitigt war, indem von da an die Flut zu sinken begann. Die Bewohner der Keller und der dem Wasser ausgesetzten Gebäude fanden nach einem uralten Gebrauch in den zunächst liegenden geschützten Gebäuden Aufnahme, bis das Wasser sich wieder verlaufen hatte. Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten zeigt sich der biedere, menschenfreundliche und hilfreiche Charakter des Hamburgers in seinem vollen Glanze. Hohe und Niedere helfen einander brüderlich; der Unterschied der Stände hört für den Augenblick auf, und man bringt einander ohne Murren Opfer aller Art.

Sartorius.

41.

Johanna Sebus.*)

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
die Fluten spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,
noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“ —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
die Hausgenossen, drei arme Kind!
die schwache Frau! . . . Du gehst davon!“ —
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.
„Zum Bühle, da rettet euch! harret derweil,
gleich kehr' ich zurück; uns allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
die Fluten wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sich'res Land,
schön Suschen, gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin? wohin? die Breite schwoll;
des Wassers ist hüben und drüben voll;
verwegen in's Tiefe willst du hinein!“ —
„Sie sollen und müßen gerettet sein!“

Der Damm verschwindet, die Welle braust,
eine Meereswoge, sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg;
erreicht den Bühl und die Nachbarin;
doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;

*) Die siebenzehnjährige Jungfrau Johanna Sebus aus dem Dorfe Brienen fand am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham, Hilfe reichend ihren Tod in den Wellen.

das Horn der Ziege faßt das ein',
so sollten sie alle verloren sein.
Schön Suschen steht noch strack und gut;
wer rettet das junge, das edelste Blut?
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
doch alle Werber sind ihr fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.

Kein Damm, kein Feld! nur hier und dort
bezeichnet ein Baum, ein Turm den Ort.
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
im Leben und im Tod nicht nachgefragt.

Göthe.

42.

Das Salve Regina.

Die Lieder und Hymnen der katholischen Kirche wurden von heiligen und großen Männern oder auch in großen, entscheidenden, die Gemüther tief erschütternden Augenblicken gedichtet; andere sind im graueſten Dunkel der Vorzeit entsprungen; zuerst von einer unbekannten Seele angestimmt, haben sie dann Jahrhunderte hindurch fortgetönt. Es ließe sich auch von gar vielen derselben eine eigene Geschichte schreiben, an welchen verhängnisvollen, an welchen denkwürdigen Tagen und unter welchen herzergreifenden Umständen sie angestimmt wurden, und wie sie dann anders und anders auf die so oder so gestimmten Gemüther wirkten.

Ein Tedeum, das die Schiffsmannschaft im nassen Kleide mit freudezitterndem Herzen auf dem einsamen Meere singt, wenn im Augenblicke der höchsten Gefahr sich die Wut des Sturmes unter ihrem Gebete gebrochen, oder das eine tapfere wundenbedeckte

Heldenschar auf blutigem Schlachtfelde zwischen Leichen anstimmt, wenn sie für ihr Heiligstes kämpfend gegen die dreifache Übermacht mit Gottes Hilfe den Sieg errungen; es klingt wohl anders, als wenn ein Werk frevelhafter Gewaltthat oder treuloser List endlich gelungen und nun das böse Gewissen sich aufmacht ein pompöses Tedeum Gott zu singen, der an dem vollbrachten Werke keinen Antheil hat.

Manchmal ist es auch geschehen, dass gerade in dem Augenblick, da die losgelassene Hölle im wilden Taumel ihren höchsten Triumf feierte, ein solcher Gesang aus heiligen Seelen mit himmlischer Gewalt siegreich ertönte.

Es war in den gräuelvollsten Tagen der französischen Revoluzion. Vom Blute trunken, war den Männern des Schreckens das Morden eine Lust geworden. Niemand war am Abend sicher, dass ihn nicht am Morgen der Blutkarren zum Richtplatze führte, und je reiner und unschuldiger der Bedrohte war, um so sicherer durfte er seines Todes sein. Jede Tugend galt ja dem Neid als todwürdiges Verbrechen. Die Guillotine arbeitete der Mordlust zu langsam; die Grausamkeit mußte Mittel ersinnen, ihre Opfer, Männer und Frauen, Greise und Kinder, zu hunderten auf einmal zu ertränken oder niederzumetzeln.

In dieser Zeit mordgieriger Raserei geschah es, dass einst das Bluturtheil ein ganzes Nonnenkloster der Guillotine in Paris zuwies. Der verhängnisvolle Karren hielt an der Thür. Die Klosterfrauen bestiegen ihn gottergeben, und ihre klösterliche Andacht nicht unterbrechend, stimmten sie auch auf diesem letzten Gange, wie zur Vesperzeit, das Salve Regina an; sie sangen es, durch die Straßen fahrend; sie sangen es auf dem Greveplatz; sie sangen es, während eine nach der andern das Haupt unter das Mordbeil legte; und erst als die letzte, die Äbtissin, das Haupt gebeugt, verstummte das Salve Regina, mit ihrem Geiste verklingend und entschwebend.

Das wütende Volk hatte erschüttert diesen Gesang vernommen; es lachte nicht, es klatschte nicht, es tanzte nicht, wie es sonst bei solchen Massenhinrichtungen seine Gewohnheit war;

als ob es aus einem betäubenden Rausche erwacht wäre, hatte es stumm dem Gesange der Opfer zugehört; ja sein Höllenjubel hörte seitdem bei den Hinrichtungen auf. Die Revoluzion hatte mit dem Salve Regina ihren Höhepunkt überschritten.

So ließe sich einem katholischen Liederbuch auch ein Historienbuch beifügen.

G. Görres.

43.

An mein Herz.

Mein Herz, was schlägst du gleich so bange,
wenn dir der Vater Trübsal schickt?
Sei still, mein Herz, es währt nicht lange;
bald endet alles, was dich drückt.

Noch will in dir die Welt sich regen,
die manches junge Herz bethört;
die mußt du in ein Grabtuch legen,
gesegnen all, was ihr gehört.

Bald lockt sie dich mit ihren Freuden,
bald droht sie Leid und Kummer dir;
sie will von deinem Gott dich scheiden
und stellt dir ihre Götzen für.

Du darfst dich nicht mit ihr vereinen,
laß ihre vollen Rosen stehn
und siehe, wie die Lilien scheinen,
und höre, wie die Palmen wehn!

So sei, mein Herz, o sei zufrieden
mit allem, was der Herr dir gibt,
und denke, von der Welt geschieden:
Gott prüfet dich, weil er dich liebt!

Ja, Vater, ich will still ergeben
mit meiner Bürde weiter gehn,
die Hände fromm zu dir erheben
und nicht auf diese Erde sehn!

M. v. Diepenbrock.

44.

Lebensregeln.

Müßiggang ist aller Laster Anfang; er führt Krankheiten herbei und verkürzt nothwendiger Weise unser Leben, weil er uns schwächlich macht. Müßiggang ist ein Rost, der mehr angreift, als die Arbeit. Der Schlüssel, den man oft braucht, ist immer blank. Liebst du dein Leben, so verschwende die Zeit nicht; denn sie ist das, woraus das Leben besteht. Wie viel verlieren wir nicht allein dadurch, dass wir länger schlafen als nöthig ist, ohne zu bedenken, dass ein schlafender Fuchs kein Huhn fängt, und dass wir im Grabe lange genug schlafen; verlorne Zeit lässt sich nicht wiederfinden, und was wir Zeit genug nennen, reicht am Ende selten zu. Faulheit macht alles schwer; Fleiß macht alles leicht. Wer spät aufsteht, wird nie fertig; ehe er recht in die Arbeit kommt, ist die Nacht schon wieder da. Die Trägheit schleicht so langsam, dass die Arbeit sie bald einholt.

Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen. Wer sich mit Hoffnungen nährt, der läuft Gefahr, Hungers zu sterben. Ohne Mühe hat man keinen Gewinn.

Eine fette Küche macht ein mageres Testament. Wie gewonnen, so zerronnen, heißt es von manchem schönen Thaler. Seit die Männer über den Spiel- und Trinkgesellschaften Achst und Hammer, und seit die Frauen über den Kaffee- und Theebesuchen den Spinnrocken und das Strickzeug vergessen haben, gieng manches Vermögen fast in derselben Zeit verloren, als es erworben wurde.

Willst du reich werden, so lerne nicht allein erwerben, sondern auch sparen. Beschränkt euren thörichten Aufputz, so dürft ihr nicht über schwere Zeit klagen. „Viele Wenig machen ein Viel.“ Hütet euch vor den oft wiederholten Ausgaben. Eine kleine Öffnung versenkt ein großes Schiff, und Wohlgeschmack führt zum Bettelsack. „Kaufe nur, was du

nicht brauchst, so wirst du bald verkaufen müßen, was du brauchst."

Der Weise wird durch fremden Schaden klug, ein Narr kaum durch seinen eigenen. Ich kenne Leute, welche selbst hungern, um sich das nöthige Geld für ein unnöthiges Kleid zu ersparen. Seide und Sammt löschen das Feuer in der Küche aus. Dahin ist es gekommen, dass der erkünstelten Bedürfnisse mehr sind, als der natürlichen. Durch solche und ähnliche Thorheiten sind reiche und vornehme Leute an den Bettelstab gekommen und genöthigt worden, die um Hilfe anzusprechen, auf welche sie früher hochmüthig herabgesehen haben, die aber durch Fleiß und Sparsamkeit zu Vermögen und Ansehen gekommen sind.

Wollt ihr wissen, was das Geld wert ist, so gehet hin und borget. Sorgen folgt auf Borgen. Wer sich in Schulden steckt, gibt andern ein Recht über seine Freiheit. Ein freier Mann kann jedem ohne Furcht in's Gesicht sehen; verschuldete Armut aber raubt das Selbstgefühl, die Selbständigkeit und die Tugend.

Die Mittagssonne scheint nicht den ganzen Tag. Es ist leichter zwei Schornsteine zu bauen, als einen warm zu erhalten. Gehe lieber ohne Abendbrot zu Bette, als dass du mit Schulden aufstehst. Die Erfahrung hält theure Schule, sie ist aber die einzige, in welcher Thoren etwas lernen. —

Franklin.

Rührt sich die Hand, schafft jeder Stand
Brot und Leben.
Ist's nicht vergnügend, wird's doch genügend
jedem gegeben.
Fern vom Getümmel, dein Herz im Himmel
soll heimisch werden;
doch deine Hände du reg' und wende
fleißig auf Erden.

Rückert.

45.

Arbeitsregeln.

Gewöhne dich früh an nützliche Beschäftigung. Bedenke, dass das Leben flüchtig ist, durch Krankheiten verkürzt werden kann, und durch Zerstreuungen aller Art oft bis zur Ungebür verkürzt wird.

Des Morgens stehe früh auf. „Morgenstunde hat Gold im Munde." Bedenke, dass du doch den vierten Theil deines Lebens verschläfst, wenn du auch täglich nur sechs Stunden dem Schlafe widmest.

Zögere nicht, an die Arbeit zu gehen. Wer spät dazu kommt, kommt spät davon, oder richtet wenig aus.

Verschiebe nicht auf den folgenden Tag, was du heute thun kannst. Jeder Tag hat sein eigenes Geschäft. Verschiebest du das heutige auf morgen, so bist du genöthigt, das morgende weiter hinauszuschieben.

Was du arbeitest, das arbeite gut, genau, gründlich, so wird es dir nie an Beschäftigung fehlen; denn du wirst an deiner Arbeit nimmer etwas zu bessern finden, und durch den Beifall, der dir zutheil wird, größeres Vertrauen gewinnen.

Arbeite regelmäßig. Greife nicht bald dieses, bald jenes an, sondern vollende das Angefangene, ehe du Neues beginnst. Dadurch bewarst du dich vor Zerstreuung deiner Gedanken und Zersplitterung deiner Kräfte und machst dich fähig, größere Werke, deren Entwurf Nüchternheit und deren Vollführung Ausdauer erfordert, zustande zu bringen.

Arbeite endlich als ein vernünftiger Mensch, der seiner höheren Bestimmung bewusst ist und sein Tagewerk auf Erden als eine Vorbereitung auf die Ewigkeit ansieht.

„Nach der Arbeit ist gut ruhen," sagt das Sprichwort. Die Erfahrung bestätigt diesen Ausspruch täglich, und lehrt, dass der Mensch am Abend nur dann recht vergnügt sein könne, wenn er sich bewusst ist, den Tag über seine Pflichten treu erfüllt zu haben.

46.

Geduld bringt Rosen.

Es ist Geduld ein rauher Strauch,
voll Dornen aller Enden,
und wer ihm naht, der merkt das auch
an Füßen und an Händen.

Und dennoch sag' ich: Lass die Müh'
dich nimmermehr verdrießen,
sei's auch mit Tränen, spät und früh
ihn treulich zu begießen.

Urplötzlich wird er über Nacht
dein Mühen dir belohnen,
wenn über all' den Dornen lacht
ein Strauß von Rosenkronen.

W. Wackernagel.

47.

Die Stecknadel.

In das Magazin des reichen Kaufmanns Samuel Richter in Danzig trat ein armer zehnjähriger Knabe und sprach den Buchhalter um ein Almosen an. „Hier wird nichts gereicht!" brummte der Beschäftigte; „mach, dass du fortkommst!" Bitterlich weinend schlich der Arme langsam zur Thür, als Herr Richter ihm entgegentrat. „Was gibt es denn hier?" fragte er den Diener. „Ein unnützer Bettelbube!" war die Antwort des Buchhalters, der von der Arbeit kaum aufblickte. Indem sah Herr Richter dem Knaben nach und bemerkte, wie er dicht vor der Thür etwas von der Erde aufhob. „He, Kleiner, was hebst du da auf?" rief er ihm nach. — Der weinende Knabe wandte sich um und zeigte eine Stecknadel. „Und was willst du damit?" fragte jener weiter. „Mein Wams hat Löcher," war die Antwort, „das größte stecke ich damit zu."

Das gefiel Herrn Richter, und noch mehr das offene, unschuldige Gesicht des Knaben. „Aber," sagte er freundlich ernst,

„schämst du dich nicht, so gesund und jung du bist, zu betteln? Kannst du nicht arbeiten?“ — „Ach, lieber Herr,“ versetzte der Knabe, „ich verstehe nichts, und zum Dreschen und Holzspalten bin ich noch zu klein. Mein Vater ist seit drei Wochen todt, und meine arme Mutter und meine kleinen Brüder haben seit zwei Tagen nichts gegessen. Da bin ich denn in der Angst hinausgegangen und habe die Menschen um Mitleid angesprochen. Aber ach! nur ein einziger Bauer gab mir gestern ein Stückchen Brot, seitdem niemand einen Bissen wieder.“

Auf ähnliche Weise lügen die Bettler von Gewerbe ganz gewöhnlich, und das verhärtet viele Menschen gegen die wahre Noth. Der Kaufmann aber traute für dießmal dem ehrlichen Gesichte des Knaben. Er griff in seine Tasche, zog ein Geldstück hervor, und sagte: „Hier ist ein halber Thaler; geh dort zum Bäcker und kaufe für die Hälfte des Geldes Brot für dich und deine Mutter und Geschwister, die andere Hälfte aber bringe mir zurück!“

Der Knabe nahm das Geld und sprang fröhlich fort. „Nun,“ sagte der grämliche Buchhalter, „der wird in's Fäustchen lachen und nie wieder kommen.“ — „Wer weiß,“ antwortete Herr Richter — und schon sah er den Knaben in vollem Lauf zurückkehren, ein Schwarzbrot in der einen Hand, das übrige Geld in der andern. „Da, lieber Herr,“ sprach er fast athemlos, „da ist das übrige Geld.“ —

Gleich darauf erbat er sich heißhungerig ein Messer, um sich ein Stückchen Brot abschneiden zu können. — Der Buchhalter reichte ihm still ein Taschenmesser hin. Eilfertig schnitt er eine Kruste ab und wollte schon einbeißen. Doch plötzlich besann er sich, legte das Brot zur Seite und betete still mit gefalteten Händen ein kurzes Tischgebet. Dann ließ er sich das Brot trefflich schmecken.

Den Kaufmann rührte diese ungeheuchelte Frömmigkeit des Knaben. Er befragte ihn um seine Herkunft und Heimat, und erfuhr aus seinen treuherzigen Mittheilungen: der Vater habe in einem vier Meilen entfernten Dorfe gewohnt und ein kleines

Haus und Grundstück besessen. Das Haus aber sei abgebrannt, und des Vaters Kränklichkeit habe denselben gezwungen, den Acker zu verkaufen. Er habe sich hierauf bei einem reichen Nachbar als Hirt verdungen, sei aber dem Kummer und der Anstrengung vor drei Wochen erlegen. Nun befinde sich seine Mutter, die vor Gram ebenfalls erkrankt sei, mit vier kleinen Kindern im bittersten Elende. Er, der älteste, habe Hilfe suchen wollen, sei anfänglich von Dorf zu Dorf gegangen, endlich auf die große Landstraße gerathen und zuletzt, da er überall vergebens gefleht, bis nach Danzig gekommen.

Dem Kaufmann wurde das Herz weich. Er hatte nur ein einziges Kind und das Schicksal des Knaben erregte sein Mitleid in hohem Grade. „Höre, mein Sohn!“ fieng er an, „hast du denn wirklich Lust, etwas zu lernen?“ — „Ach ja,“ rief der Knabe, „wie gern! Ich kann auch schon den Katechismus lesen und verstände wohl noch mehr; aber zu Hause mußte ich immer den kleinen Buben tragen, weil die Mutter krank auf dem Stroh lag.“

Herr Richter hatte plötzlich einen Entschluss gefasst. „Wohl,“ sagte er, „wenn du fromm, brav und fleißig bist, so will ich für dich sorgen. Du sollst etwas lernen, sollst Essen, Trinken und Kleider bekommen und mit der Zeit auch etwas verdienen. Dann kannst du deine Mutter und Geschwister auch unterstützen.“ Des Knaben Augen leuchteten vor Freude. Aber auf einmal schlug er sie wieder zu Boden und sagte traurig: „Meine Mutter hat noch immer nichts zu essen!“

Eben war, wie von Gott gesendet, ein Einwohner aus des Knaben Geburtsort in Herrn Richters Haus getreten. Derselbe bestätigte alle Aussagen des Kleinen und übernahm es gern, der Mutter wegen ihres Gottlieb Nachricht und von Seiten des Kaufmanns Brot und etwas Geld zu bringen. Zugleich mußte der Buchhalter einen Brief an den Pfarrer des Dorfs schreiben, worin die Witwe der Fürsorge desselben empfohlen, noch eine Unterstützung für sie beigeschlossen und eine fernere Unterstützung verheißen wurde. Als dieses geschehen

war, besorgte Herr Richter für den Knaben in aller Eile anständige Kleider und brachte ihn dann mittags zu seiner Gattin, die er von des kleinen Gottlieb Schicksal und den Plänen, welche er mit ihm hatte, genau unterrichtete. Die brave Frau versprach gern, ihn dabei nach Vermögen zu unterstützen, und sie hielt in der Folgezeit ehrlich Wort.

In den nächsten vier Jahren mußte Gottlieb die Schulen der Handelsstadt besuchen; dann nahm ihn sein treuer Pflegevater auf das Komptoir, um ihn zur Handlung anzuleiten. Dort wie hier, auf der Schulbank wie am Schreibpult, zeichnete der heranreifende Jüngling sich nicht nur durch natürliche Anlagen, sondern auch durch den redlichen Fleiß aus, mit welchem er sie ausbildete. Dabei blieb sein Herz unverdorben. Von seinem wöchentlichen Taschengelde sandte er die Hälfte regelmäßig seiner Mutter, bis dieselbe nach dem Vorangehen von zweien seiner Brüder starb. Sie hatte ihre letzten Lebensjahre zwar nicht im Wohlstande, aber durch des edlen Richter und ihres Sohnes Beihilfe doch ohne drückende Sorgen zugebracht.

Nach dem Tode der geliebten Mutter gab es für Gottlieb keinen theurern Menschen als seinen Wohlthäter. Ihm zu Liebe wurde er ein eifriger Kaufmann. Er begann damit, den Überschuss seines Taschengeldes, den er jetzt nach Gefallen benutzen konnte, auf einen Handel mit Hamburger Schreibfedern zu verwenden. Als er hiedurch bei kleinem Vortheil und billigem Preise doch gegen 120 Thaler gewonnen hatte, traf es sich, dass er in seinem Geburtsorte eine bedeutende Menge Hanf und Flachs fand, die sehr gut und doch dabei billig im Ankaufe war. Er bat seinen gütigen Pflegevater um einen Vorschuss von zweihundert Thalern, welchen dieser mit Freuden gewährte. Und das Geschäft gelang so wohl, dass Gottlieb schon im dritten Lehrjahre ein Vermögen von fünfhundert Thalern besaß. Er unternahm jetzt gleichzeitig mit dem Flachshandel einen Handel mit Leinwand, und beide Erwerbszweige machten ihn in zwei Jahren um tausend Thaler reicher.

Dieses geschah während der üblichen fünfjährigen Lehrzeit. Nach deren Beendigung fuhr Gottlieb fort, noch andere fünf Jahre seinem Wohlthäter mit Fleiß, Geschick und Treue zu dienen, trat dann an die Stelle des zu derselben Zeit verstorbenen Buchhalters und wurde drei Jahre später von Herrn Richter zum wirklichen Mitgliede oder Theilhaber der ganzen Handlung mit einem Drittel des Gewinnes aufgenommen.

Aber es war nicht Gottes Wille, daſs dieser schöne Handelsbund lange dauern sollte. Eine schleichende Krankheit warf Herrn Richter nieder und hielt ihn zwei Jahre an das Lager gefesselt. Was liebende Dankbarkeit nur vermag, das wandte Gottlieb jetzt an, um seine Schuld an den edlen Wohlthäter abzutragen. Er wurde durch verdoppelte Anstrengung die Seele der ganzen Handlung, und doch wachte er ganze Nächte lang mit seines Wohlthäters trauernder Gattin an dessen Lager, bis dieser endlich in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre sanft entschlummerte.

Im Jahre 1828, zehn Jahre nach Richters Tode, war die Firma „Gottlieb B . . ., Samuel Richters sel. Erben," eine der geachtetsten in dem großen Danzig. Drei Schiffe befuhren für dieselbe die Ost- und Nordsee, und Gottes Obhut schien besonders über dem Eigenthume ihres braven Herrn zu wachen. Dieser blieb auch in der That brav. Er ehrte seine zweite Mutter wie ein Sohn, und pflegte sie bei ihrer zunehmenden Schwäche auf's zärtlichste, bis sie in ihrem zweiundsiebenzigsten Jahre in seinen Armen verschied. Was er in den Nothjahren 1816 und 1817 an den Bedürftigen that, das läſst sich hier nicht erzählen, aber die Engel im Himmel haben es gesehen.

Da seine eigene Ehe kinderlos blieb, so nahm er die beiden ältesten Söhne seiner zwei noch lebenden Brüder (jetzt wohlhabende Landleute) zu sich in's Haus und bestimmte sie zu seinen Erben. Um sie jedoch in der Demuth zu erhalten, zeigte er ihnen oft die für ihn so segenbringende Stecknadel, die an einem feinen holländischen Tuchrock prangte, und ver-

machte diese Stecknadel zum Erbstück für den, welcher jederzeit der Älteste in der Familie sein würde.

Es sind erst wenige Jahre, seit dieses Kind des Elendes, des Glücks und des frommen Fleißes in stillem Frieden aus der Welt schied.

Herbst's Lesеb.

48.

Sprüche.

Sei noch so arm, was macht dich reich?
„Ein Herz für fremde Leiden weich."
Sei noch so klein, was macht dich groß?
„Zufriedenheit mit deinem Loos."
Sei noch so alt, was macht dich jung?
„Warst du stets gut — Erinnerung."

Krieg ist ewig zwischen List und Argwohn;
nur zwischen Glauben und Vertrauen ist Friede.

Nichts Gutes ist klein;
man kann nicht immer groß,
doch immer nützlich sein.

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

Nicht an die Güter hänge dein Herz,
die das Leben vergänglich zieren;
wer besitzt, der lerne verlieren,
wer im Glück ist, lerne den Schmerz.

Kein Mensch besteht für sich allein;
wir müßen all' uns hilfreich sein.
Drum findet man so viele Gaben;
nicht einer kann sie alle haben.

Weißt, wo es keinen Herrn und keinen Diener gibt?
Wo eins dem andern dient, weil eins das andre liebt.

Einem Thoren ist eigen
zweierlei, das ihm schlecht gedeiht:
zur Redezeit zu schweigen
und zu reden zur Schweigezeit.

Beleidigungen, die dir widerfahren sind, schreibe in Sand;
Wohlthaten, die dir erwiesen werden, grabe in Marmor.

Das Leben gleicht einem Buche; Thoren durchblättern es flüchtig, aber Kluge durchlesen es mit Bedacht, weil sie wissen, dass sie es nur einmal lesen können. —

49.

Wenn die Noth am größten, ist uns Gott am nächsten.

Das Handelshaus Gruit van Steen war im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts eins der angesehensten, reichsten und festbegründetsten in Hamburg. Inhaber war damals Herr Hermann Gruit, der nach dem Tode seines ehrwürdigen Vaters mit der Handlung und dem Hause auch den alten Jansen als Erbstück mit überkommen hatte, einen goldtreuen Diener des Hauses, mit Leib und Seele wie sonst dem alten, nun dem jungen Herrn zugethan, welchen er schon als Kind auf den Knien geschaukelt hatte. Wenige verstanden das Handelswesen der damaligen Zeit

bis in seine äußersten Verzweigungen so von Grund aus, wie der alte Jansen; daher galt auch sein Wort in der Schreibstube wie das des Herrn selbst.

Der dreißigjährige Krieg verheerte schon seit zwanzig Jahren unser armes Vaterland durch Raub, Mord und Brand; Städte und Dörfer waren zu hunderten verwüstet und verlassen von den Bewohnern, die mit dem Vieh in die Wälder geflohen waren, um sich vor den räuberischen, blutigen Händen der gottlosen Lanzknechte zu retten. Bei diesem allen und der Unsicherheit der Landstraßen war es kein Wunder, dass der Handel stockte und vorzüglich der Vertrieb in's Innere von Deutschland gelähmt war. Das fühlte man auch im Komptoir des Herrn Hermann Gruit, da schon seit längerer Zeit viel seltener und weniger bepackt die Saumrosse und Frachtwagen vor dem Hause hielten; und drinnen war's oft wochenlang so still, wie in einer Kirche, während es sonst manchen Tag in und vor dem Hause fast so lebhaft hergieng, als auf dem großen Markte.

Da geschah es eines Morgens, dass, nachdem Herr Jansen im Komptoir lange den Kopf geschüttelt und dann noch länger gedankenvoll von seinen Briefen weg, hinauf an die braungetäfelte Zimmerdecke so starr geschaut hatte, als wollte er die Fliegen oben zählen, er sechsmal nach einander mit seinem Schwanenkiel in das große silberne Tintenfass tunkte, die übervolle Feder gewaltig auf den Tisch stampfte, und dadurch den vor ihm liegenden angefangenen Brief von oben bis unten mit Tintenflecken marmoriert, auf einmal fertig machte. Herr Hermann, ihm gegenübersitzend, fuhr fast erschrocken vom Sitze auf und sagte: „Ei, Jansen, haben wir denn heut St. Veitstag, oder seid Ihr vielleicht zum erstenmal in Eurem Leben so früh schon in den Rathskeller gegangen und habt von einem spanischen Fässlein gekostet?“ „Nein, Herr,“ antwortete Jansen mürrisch, „aber so geht's nimmer; — bei uns in Deutschland ist's aus mit dem Gewinn auf gewöhnlichem Wege bei dem verwetterten Kriege. Potz Blitz! was hilft uns unser großes

Schiff, das immer an der Küste wie eine Schnecke sich hinwindet, um uns die sündtheuren Waren von den geizigen Holländern herbeizuholen? Wir müßen zwanzigfach bezahlen, was wir einfach aus der ersten Hand haben könnten, von ihren Nachbarn, den Engländern und in Amerika selbst. Gebt mir auf ein Jahr das Schiff und so viel Geld und Nürnberger Waren als möglich, und lasst mich nach der neuen Welt fahren; Ihr wisst, der alte Jansen war schon zweimal dort und versteht den Kram. Zwar der alte Herr war auch immer ängstlich, und meinte, es lasse sich ja ohne großes Wagnis schon bei uns was gewinnen; aber das ist nun anders geworden, drum muß man's anders treiben."

Da standen die beiden Herren auf, giengen im Zimmer auf und ab und berathschlagten. Nachdem nun jedes Für und Wider hinreichend erwogen worden, wie es verständigen Männern geziemt, wurde beschlossen, dass Jansen reisen solle.

Vier Wochen später schritt Herr van Steen in seinem Rathsherrngewande mit Jansen neben, und zwei schwer bepackten Dienern hinter sich, dem Hafen zu. Die den ganzen Hafendamm bedeckende Menge Volks, die unter Musik und Jauchzen der Zurüstung und Abfahrt des großen Handelsschiffes harrte, machte, als Herr Gruit mit Jansen anlangte, ehrerbietig Platz; denn der wackere Mann war geliebt und geachtet von Alt und Jung, Vornehm und Gering. Einige Rathsherren, Freunde der beiden, traten freundlich grüßend hinzu, und der ältere, ein Mann mit greisem Haar und Barte, sprach: „Freund Hermann, Euer Schiff ist schier schwer bepackt und geladen; Ihr habt doch nicht zu viel gewagt? denn weit ist der Weg und gefährlich die Fahrt, und unser Jansen ist eben auch keiner der jüngsten mehr." Herr Hermann zuckte die Achseln und sprach: „Der Jansen hat's auf sich; ihm, seiner Treue, Kenntnis und Geschicklichkeit hab' ich vertraut und alles überlassen." Aber Jansen antwortete munter: „Lasst's Euch nicht anfechten, Ihr Herren! Es ist das drittemal, dass ich die Fahrt mache, und alle guten Dinge sind ja drei; darum hoffe ich fest, wir sehen uns gesund und freudig

wieder; wir haben ja das Sprichwort: Gott verläßt keinen Deutschen — und den alten Jansen nun schon einmal gar nicht; drum lebet wohl!"

Da donnerte der erste Signalschuß zur Abfahrt und das Bot, das ihn einnehmen sollte zur Überfahrt nach dem Schiffe, war eben gelandet. Der ehrliche Jansen drückte noch einmal seinem Herrn kräftig beide Hände, ein paar Tränen träufelten doch dem alten Knaben in den grauen Bart, und er stieg ein. Die Musik ertönte lebhafter; leicht hintanzend über die spiegelglatte Fläche langte das Bot am Schiffe an. Die Leiter ward herabgelassen, hinaufstieg Jansen; schnell ward die Leiter zurückgezogen, eben so schnell der große Anker aufgewunden und das Bot befestigt; und nun donnerte der letzte Kanonenschuß zur Abfahrt. Alle Wimpel flaggten, und stolz flog das Schiff dahin, alle Segel gebläht von günstigem Winde; vom Verdecke winkte noch einmal Jansen mit dem Tuche das letzte Lebewohl, und bald war das Schiff dem Auge kaum mehr sichtbar. Die Menge verlief sich, und die Herren schritten unter freundlichen Gesprächen ihren Wohnungen zu. —

Drei Vierteljahre waren seitdem verflossen und kein Jansen kam zurück, noch irgend eine Nachricht von ihm; wohl aber hatten sich dunkle Gerüchte von deutschen Handelsschiffen, welche in der Gegend von Neu-Amsterdam (englische Besitzung in Süd-Amerika) gescheitert seien, verbreitet. Immer bedenklicher wurde die Miene des Herrn Hermann und immer sorgenvoller seine Stirn. Einen großen Verlust nach dem andern hatte er durch den Fall mehrerer Handelshäuser zu Braunschweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm erlitten, und täglich noch trafen Unglücksbriefe ein. Herr Gruit war eben daran, die Bilanz zu ziehen (Rechnungsabschluss zu machen), drum war's im Komptoir still wie im Grabe, kaum hörte man einen Athemzug oder das leise Schnarren der Federn der emsig schreibenden Kommis, die nur manchmal ängstlich die Augenlider hoben, ohne ihre Körperstellung zu verändern, wenn ein schwerer Seufzer des Herrn Gruit wie ein klagender Geist durch's Zimmer drang. Endlich

schlug der Herr die Augen von dem Papier auf, sah starr nach dem gegenüberhangenden Bilde seines Vaters und eine große schwere Träne tropfte herab auf das Hauptbuch. Da fuhr er zusammen, fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, wie aus schwerem Traume erwachend, legte langsam die Feder nieder, klappte leise das Buch zu und gieng gebeugt hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er sich in seine volle Amtstracht als Rathsherr, küsste seine Frau und seine drei muntern Knaben, und gieng mit der Äußerung, dass heute Sitzung wäre, sie sollten mit dem Essen nicht warten, hinunter. Die grüne Gasse entlang schritt er dem Rathhause zu; ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. In dem Rathssale legte er vor den erstaunten Kollegen die Ehrenzeichen seiner Würde ab und gab sich als insolvent (zahlungsunfähig) an. Die Herren erschraken, sahen seine Bücher ein, erkannten seine Schuldlosigkeit und beschlossen einstimmig, dass ihm noch eine halbjährige Frist gestattet sein solle, als die äußerste Zeit, in welcher man Jansen noch zurückerwarten könne, wenn das Schiff nicht verunglückt sei.

Das halbe Jahr und zwei Monate darüber waren schon verstrichen; — Jansen war nicht gekommen. Herrn Hermanns Umstände hatten, statt sich zu heben, verschlimmert; da drangen die schon durch die Fristvergünstigung erbitterten Gläubiger so ungestüm auf den strengsten Vollzug der Versteigerung, dass der Magistrat nothgedrungen dem Rechte in voller Ausdehnung seinen Gang lassen mußte. Es war versiegelt worden und dem armen Gruit nebst Familie nur das kleine Stübchen, in welchem sonst der Hausknecht schlief, am Haupteingange des Hauses geblieben.

Eben hatte die Versteigerung der fahrenden Habe im geräumigen Komptoir, jenem Stübchen gegenüber, begonnen; gedrängt voll Menschen war das Zimmer; laut tönte die Stimme des Ausrufers. Schrecklich klang dieser Ruf Herrn Hermann drüben im Stübchen, und mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es ihm wie ein Schwert durch's Herz; er saß, den Kopf in die Hand gestützt, tiefsinnig am Fenster und starrte das Bild

seines Nachbarn, des Wirts zum Westindienfahrer, an, als wolle er es mit den Augen festnageln. Die gute Frau Elisabet aber saß am Ofen, die rothgeweinten Augen zur Erde gewendet, die Hände gefaltet und zusammengepreßt, während die beiden jüngeren Knaben mit der großen Angorakatze spielten; Fritz aber, der älteste, hielt den quer vor der Thür liegenden, zottigen Boll, den Haushund, bei beiden Ohren fest, als er auf ein Anklopfen an die Thür knurrend aufspringen wollte, und sagte begütigend: „Sei nur still, Boll, ich leid's nicht, daß sie dich verkaufen." Vorsichtig über den Hund wegschreitend, trat Stefan, der Rathsdiener herein, ein gutmüthiger Alter, der früher, in bessern Zeiten, so oft mit freundlichem Bückling Herrn Hermann die Thür des Rathssales geöffnet hatte, und sagte mit vor Mitleid zitternder Stimme: „Herr Senator, den Lehnsessel soll ich holen." Da wandte Herr Hermann den Blick und sprach seufzend: „Ach, das ist das härteste; doch dein Wille, o Gott, geschehe!" Es war der mit grünem Sammt beschlagene Lehnsessel des seligen alten Herrn, worin er sanft verschieden war, nachdem er noch den väterlichen Segen ertheilt hatte, bis dahin als unberührbares Heiligthum im Hause gehalten.

Hinaus ward der Sessel getragen, und ihm folgte mechanisch die ganze Familie nach, als könne sie sich nicht davon trennen, Fritz mit dem Boll voraus. Der Aukzionator rief: „Nr. 120, ein noch wohlerhaltener Lehnsessel mit Sammt beschlagen!" — und eine lange Pause folgte, da sich alle Blicke nach der jammernden Familie gewendet hatten. Endlich rief die schnarrende Stimme eines dicken Fleischers: „Vier Mark!" — „Also vier zum ersten," rief der Aukzionator mismuthig. — In diesem Augenblicke riß sich der schon seit einigen Minuten unruhig schnüffelnde Boll von Fritz los und sprang wie besessen, freudig bellend vor's Haus, und zum offenstehenden Fenster herein rief eine starke Baßstimme: „Vierzig Mark zum ersten!" Augenblicks darauf trat hastig in's Zimmer ein vor Eile glühender Mann mit sonnverbranntem Gesicht, in Schiffertracht, begleitet vom wedelnden Boll, und wiederholte mit Donnerstimme: „Vier-

hundert Mark zum andern-, zum dritten- und letztenmale!" und schlug mit seinem spanischen Rohr dergestalt auf den Tisch, dass des Aukzionators Papiere umherflogen, und dieser, wie die ganze Menge zusammenschrak.

„Herr Gott, unser Jansen!" rief Herr Hermann und fiel ihm um den Hals; der aber fuhr fort: „Ja, ich bin's; unser Schiff liegt voll Goldbarren und Waren im Hafen; aus ist die Aukzion; nun fort ihr alle!" — Dabei schwenkte er das Rohr über den Köpfen hin. — „Morgen kommt auf's Rathhaus, da soll alles sammt Interessen bezahlt werden; denn wissen sollt ihr: Unser Herrgott lebt noch, unser gutes Haus steht noch, und die Firma Hermann Gruit van Steen floriert noch! Und nun seid erst freudig gegrüßt in der Heimat, Herr Hermann und Frau Elisabet, von Eurem alten Jansen!"

C. Barth.

50.

Die sechs Wörtlein.

Sechs Wörtlein nehmen mich in Anspruch jeden Tag:
ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

Ich soll, ist das Gesetz, von Gott in's Herz geschrieben,
das Ziel, nach welchem ich bin von mir selbst getrieben.
Ich muß, das ist die Schrank', in welcher mich die Welt
von einer, die Natur von andrer Seite hält.
Ich kann, das ist das Maß der mir verlieh'nen Kraft,
der That, der Fertigkeit, der Kunst, der Wissenschaft.
Ich will, die höchste Kron' ist dieses, die mich schmückt,
der Freiheit Siegel, das mein Geist sich aufgedrückt.
Ich darf, das ist zugleich die Inschrift bei dem Siegel,
beim aufgethanen Thor der Freiheit auch ein Riegel.
Ich mag, das endlich ist, was zwischen allen schwimmt,
ein Unbestimmtes, das der Augenblick bestimmt.

Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag —
die Sechse nehmen mich in Anspruch jeden Tag.
Nur wenn du stets mich lehrst, weiß ich, was jeden Tag
ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

Rückert.

II.

Der Mensch nach Leib und Seele, Bildung, Sprache und Sitte, im Verhältnis zur Natur und zu Gott.

1.

Das Lied vom Vater.

Der Vater, der im Himmel wohnt,
hat diese weite Welt
für uns gebaut und Sonn' und Mond
gar herrlich aufgestellt.

Hat grüne Felder angelegt
und weislich hingesä't,
was Obst und Korn und Blumen trägt,
und was die Sense mäht.

Er sieht herunter Tag und Nacht
auf seine Kinder all';
er warnt und lockt im Donnerschlag
und in der Nachtigall.

Er schuf durch seinen Liebeshauch
nach seinem Ebenbild
auf Erden gute Väter auch,
im Herzen fromm und mild.

Die bau'n im großen Gotteshaus
sich ihre Hütte an
und schmücken sie den Kindern aus,
so gut ein jeder kann.

Die ziehen Bäum' und Blumen auf,
umzäunen grünes Feld
und tragen mancherlei zu Hauf
in ihre kleine Welt.

Denn nimmer ist der Väter Brust
von treuen Sorgen leer;
das Sorgen wird zu lauter Lust
und kommt von oben her.

Gott, dessen Licht auf Meer und Land
uns allen fröhlich scheint,
der hat durch solch ein Herzensband
uns allzumal vereint.

Der gab den Vaternamen sich,
dass uns von seiner Treu'
der Namen schönster ewiglich
ein heilig Zeugnis sei.

Jakobi.

2.

Der Mensch und die Natur.

Die Natur unterhält das fisische Leben des Menschen; sie reicht ihm Speise und Trank, umgibt ihn mit Luft, Licht und Wärme, ohne welche er nicht bestehen könnte. Durch sie sorgt Gott für des Menschen Kleidung und Wohnung, wozu sich in ihren drei Reichen Vorrathskammern von Stoffen befinden. Ohne dass er es ahnt, wirkt die Natur auf seinen Körper und seine Seele durch das Klima und die Art der Nahrung, durch die Beschäftigungen, welche sie ihn ergreifen heißt, durch die Beschaffenheit des Landes, welches er bewohnt. Sie weckt die schlummernden Kräfte seines Verstandes. Mittels der Sinne bringt sie ihm unzählige Bilder zur Anschauung, welche sein Wissen bereichern, seine Wissbegierde rege machen, seinen Verstand schärfen und sein Gefühl für das Schöne entwickeln. Sie führt ihn zum Selbstbewusstsein, indem sie ihn sich selbst von der äußern Welt unterscheiden lehrt. Sie ist endlich eine Offenbarung Gottes, dessen Vollkommenheiten man gleichsam mit dem Auge in seinen Werken erblickt.

Aber auch der Mensch übt einen mächtigen Einfluss auf die Natur aus. Er macht den Boden urbar und bearbeitet ihn; durch seine Pflege veredelt er die Erd- und Baumfrüchte und

erhöht die Schönheit der Blumen; die Hausthiere fesselt er mit Liebe an sich oder unterwirft sich dieselben mit Gewalt. Er hat den Gebrauch des Feuers entdeckt, durch welches er das Fleisch der zahmen und wilden Thiere und eine Menge Vegetabilien, wie Getraide, Gemüse, Thee, Kaffee ꝛc., zu heilsamen und angenehmen Nahrungsstoffen macht. Das Feuer ist es auch, mittels dessen er die Metalle bearbeitet und sie in Acker- und Hausgeräthe, Waffen, Münzen, Kunstgegenstände und Zieraten verwandelt. Flachs, Hanf, Baumwolle, Schafwolle, Seide werden von ihm zu tausend verschiedenartigen Stoffen verarbeitet, das Holz der Bäume zu Zimmergeräthen, gewisse Mineralien zu Porzellan, Glas; und Maschinen, welche der Wind, das Wasser oder der Wasserdampf treibt, nehmen dem Menschen einen großen Theil der Mühe bei der Arbeit ab. Unter der Hand des Künstlers wird der Fels ein prächtiges Gebäude, der Marmorblock eine Bildsäule, werden Farben ein Gemälde.

Aber der Mensch gibt nicht nur einzelnen Gegenständen der Naturreiche eine neue Gestalt; er wirkt auf ganze Landschaften, ja auf die ganze Oberfläche des Planeten. Er baut auf Ebenen und im Gebirge Städte, Dörfer, Weiler, Tempel und Paläste. Er lichtet die Wälder, verbessert durch den Anbau das Klima und vermindert seine zu große Kälte; er verwandelt Sümpfe in fruchtbare Ebenen, verheerende Ströme werden eingedämmt; Strecken, welche das Meer bedeckte, werden der Wohnplatz betriebsamer Menschen. An einer Küste ohne Zufluchtsort läßt er Häfen entstehen; kühne Straßen führen über hohe Bergketten, welche man für unübersteiglich hielt, und die nun aufhören, absondernde Mauern zu sein. Künstliche Wasserstraßen verbinden benachbarte Flüsse und entfernte Meere. Schiffe, von Rudern, Winden und Strömungen oder von Dampf bewegt, durchschneiden den Ozean, welcher jetzt die Nazionen nähert und verbindet, in allen Richtungen. Ein unermeßlicher Austausch von Pflanzen und Thieren geht in allen Theilen eines Festlandes, zwischen dem Morgen- und Abendlande, der alten und neuen

Welt vor sich, und viele Gegenden, deren ursprüngliche Erzeugnisse andern gewichen sind, haben ein neues Aussehen erhalten. Endlich haben sich alle ursprünglichen Entfernungsverhältnisse sowohl durch die Vervollkommnung der Schiffahrt, als durch die Erfindung der Dampfmaschinen verändert; ein Weg, zu welchem der Mensch zu Fuß oder in einem einfachen Bote mehrere Wochen brauchen würde, wird nun in einigen Tagen zurückgelegt. Die neue Welt ist Europa's Nachbar geworden; das unterseeische Kabel trägt die geflügelte Nachricht von dießseit nach jenseit des Ozeans und umgekehrt, und der Handel zu Land und zu Wasser bewirkt zwischen allen Völkern leichte und schnelle Verbindungen.

Dieß ist der wohlthätige, vernünftige Einfluss, welchen der Mensch und die Natur auf einander ausüben. Aber bisweilen auch fügen sie sich gegenseitig Schaden zu, und der Mensch wird Sklave oder auch Tirann der Natur. Er verheert fruchtbare, volkreiche Gegenden, verwandelt sie in Wüsten und bedeckt sie mit Trümmern; er macht die waldigen Abhänge der Gebirge zu dürren Felsen, macht, dass Quellen versiegen; er benützt oft die Vortheile nicht, welche ihm die Natur bietet, oder verachtet ihre Weisungen und fordert von ihr, was sie nicht gewähren kann.

Beständig bedroht sie dagegen unser Leben durch ihre Elemente und endigt es oft plötzlich durch ihre Gifte. Sie reicht unter allen Zonen den unersättlichen Begierden der Menschen immer neue Nahrung. In den Tropenländern versenkt sie den Menschen in ein träges, schlafähnliches Leben, oder erhitzt seine sinnlichen Begierden so, dass er ihnen unterliegt; im Norden lässt sie ihn verkümmern gleich den Pflanzen dieses Erdstrichs oder erstickt seinen Geist durch leibliche Sorgen.

Wer in ihr nicht eine Offenbarung Gottes erkennt, geräth auf verderbliche Irrwege; im rohen Naturdienst zittert der Heide vor ihren Schrecken, oder er beugt unter der Last ihrer Wohlthaten seine Knie vor ihr.

3.

Körperliche Vorzüge des Menschen.

Die körperlichen Vorzüge des Menschen vor andern irdischen Wesen treten in der frühesten Kindheit am wenigsten hervor. Siehe das Junge des Huhns! Vor wenig Tagen war es nur noch ein Punkt, den jedoch die Wärme zum selbständigen Thiere bildete. Wenige Stunden nach Durchbrechung der Schale wird es sich gebärden, als sei es schon lange da, wird laufen und sich nähren. So wird das junge Lamm gar bald nach seiner Geburt sich hüpfend seines Lebens freuen. Beobachte den seiner Hülle erst entschlüpften Schmetterling! Nach wenigen Stunden wird er auf der Blume frei sich wiegen.

Dagegen betrachte das Kind in seiner ersten Lebenszeit! Wie ist es so schwach und unfähig, so hilflos und wehrlos! Aber schaue nur immer in sein freies Angesicht, blicke auf seine Augen, und freue dich dieses Anblicks mehr, als über die schnelle Fähigkeit jener Thiere, die sich nicht weiter zu entwickeln vermag.

Jene erste Hilflosigkeit des Menschen aber mußte sein; denn das Kind muß erzogen und lange geübt werden, darf daher seinen Ältern nicht entlaufen und sie entbehren lernen. Sich selbst überlassene, zufällig in Wäldern aufgewachsene Kinder wurden thierisch. Das Kind muß an die Ältern angeschlossen sein und das süße Band der Verwandtenliebe festgeschlungen werden. Auch ist es ja in der ganzen Natur das Edlere, was später zu seiner Vollkommenheit heranreift. Man denke an die Kraft der Eiche, die nicht selten die Tochter eines Jahrtausends ist, an die Lieblichkeit der Apfelsine, die nicht in einem Sommer reift.

Die Schönheit und Zweckmäßigkeit, welche sich in der Natur allenthalben offenbart, haben wir in hohem Grade am Menschen zu bewundern.

Welch ein schöner Bau ist dem Menschenkörper eigen! Würdevoll und seiner Bestimmung angemessen ist seine aufrechte

Stellung. „Der Mensch allein," sagt ein Weiser des Alterthums, „darf unter allen lebendigen Wesen aufrecht stehen, weil seine Natur und sein Wesen göttlich ist."

Der Menschengestalt gebürt der Preis der Schönheit. In gemäßigten Gegenden der Erde entfaltet sich diese Blüte am lieblichsten. Alle Reiche der Natur weisen tausend schöne Formen auf; allein die Anmuth des Angesichts, welche das Meisterwerk der Schöpfung verherrlicht, stellt die menschliche Schönheit am höchsten.

Bei aller Zartheit der menschlichen Gestaltung ist sie doch auch die dauerhafteste; denn der Mensch lebt in jedem Klima, übertrifft fast alle Thiere an Lebenslänge und gedeiht bei jedem Nahrungsmittel.

Jedem Thiere sind die Erdgegenden zugewiesen, wo es leben kann; nur der Menschheit gehört der ganze Erdkreis als Wohnplatz, weil allenthalben Vernunftwesen herrschen sollen. Selbst einzelne lernen ein anderes Klima, als das ihrer Heimat ertragen. Der Sohn der gemäßigten Zone kann nach Umständen unter den Sonnenstralen am Äquator, aber auch in der Eiskälte der Polargegenden ausdauern.

Die Dauer des menschlichen Lebens übersteigt das Alter der meisten Thiere. Manchen Völkern ist überhaupt ein hohes Alter eigen. Wer z. B. bei den Abiponern (Südamerika) 80 Jahre alt wird, ist jung gestorben.

Bei den mannigfaltigsten Arten von Lebensmitteln dauern Gesundheit und Leben des Menschen. Ganze Völker leben fast ausschließlich von Fischen, andere von der Frucht des Brotbaumes. Die Kalifornier haben die elendesten Nahrungsmittel, und doch sind sie gesund und stark, langlebend und wohlgemuth. Wir selbst, obwohl wir bei Brot und Wasser allein schon leben und gesund sein können, haben aus des Schöpfers Hand hundertfache Nahrungsmittel zur Abwechslung; selbst wieder in so zahlreichen Arten die erquickenden Baumfrüchte. Glücklich ist aber auch darum der Mensch, weil er seine Nahrungsmittel willkürlich anzubauen vermag; er verwandelt,

je nachdem es ihm gefällt, seine Umgebung in ein Kornfeld oder in einen Obstgarten und bereitet sich die Speisen nach Geschmack und Bedürfnis.

Freilich wird der Mensch, was namentlich die Sinne betrifft, in vielen Fällen vom Thiere übertroffen. So ist es wahr, dass z. B. der Sperber zwanzigmal weiter sieht als der Mensch; aber auch der Mensch im Naturzustande, sobald das Weitsehen sein tägliches Bedürfnis ist, und er nicht von Jugend auf durch den kurzen Blick in den Stuben verwöhnt ist, kann sein Gesicht durch Übung außerordentlich schärfen. Andere Thiere zeichnen sich durch feines Gehör und Gefühl oder durch scharfen Geruch vor dem Menschen aus. Aber auch der Araber hört, auf den Boden gelegt, weit entfernte Fußtritte; der Bewohner der Antillen kann durch den Geruch die Spur eines Fremden warnehmen; mancher Blinde kann durch das Gefühl die Farben unterscheiden. Finden wir auch hier manche Kraft des Menschen weniger ausgebildet als beim Thiere, so fehlt doch die Anlage dazu nicht; weil er ihrer Ausbildung nicht bedürftig ist, bleibt sie unentwickelt.

In der Abhärtung des Körpers kann es der Mensch außerordentlich weit bringen. Seine Muskeln sind einer Stärke, Behendigkeit und Ausdauer fähig, die in Erstaunen setzt. Wollen wir die Schnelligkeit würdigen, welcher der Mensch fähig ist, so dürfen wir uns nur an die Wettläufer der Alten erinnern; an die Gewandtheit der Füße bei Tänzern, der Hände bei dem fertigen Klavierspieler, an die Geläufigkeit der innern Bewegungen der Kehle bei Sängern und Sängerinnen.

Der Gebrauch freier Hände und biegsamer Finger hat dem Menschen die Ausführung der schwierigsten und feinsten Arbeiten möglich gemacht; zumal seit er ihre Wirksamkeit durch hebelartige, schlagende, schneidende und andere Werkzeuge so reichlich zu verstärken gelernt hat. Da einige ohne Arme geborne Menschen viele Verrichtungen, welche wir durch die Hände vollbringen — wie schreiben und zeichnen — durch die Zehen eben so gut verrichten, so lernen wir auch da Anlagen kennen, die wir nur darum übersehen, weil wir sie nicht bedürfen.

Wohl kann auch das Thier mit Geschicklichkeit durch seine Füße manches zustande bringen, wie die regelmäßigen Gewebe mancher Spinnen, die Zellen der Wespen und Bienen und die Nester mancher Vögel beweisen; allein jedes kann nur einerlei. Der Mensch dagegen lernt, da seine Arbeiten durch Nachdenken geleitet werden, immer vollkommener und mannigfaltiger arbeiten.

So groß die körperlichen Vorzüge des menschlichen Körpers immer sein mögen, das größte und herrlichste Unterpfand seiner hohen Bestimmung ist doch nur seine unsterbliche Seele.

4.

Die menschliche Hand.

Alle Theile des menschlichen Körpers wurden zum Dienste der Seele erschaffen, die den Leib belebt. Die Bestandtheile der Thiere sind je nach der Art ihres Naturtriebes eingerichtet. Einige Thiere sind kühn und wild, andere furchtsam und sanft; einige leben herdenweise und wirken gegenseitig für ihren Unterhalt und ihre Vertheidigung zusammen; andere leben einsam und fliehen die Gesellschaft von ihresgleichen; alle aber haben einen Körperbau, der ihren natürlichen Neigungen und Gewohnheiten angemessen ist. So hat der Löwe gewaltige Klauen; dem Hasen dagegen ist die Schnelligkeit der Füße, sonst aber kein Mittel zur Vertheidigung gegeben. Und die Angemessenheit der Waffen ist augenscheinlich; denn die Waffen, mit denen der Löwe versehen ist, passen eben so für seine Natur, als sie dem furchtsamen Hasen unnütz wären.

Dem Menschen aber, dem einzigen vernünftigen Geschöpfe der Erde, ist von dem Schöpfer statt jeder andern natürlichen Waffe die Hand gegeben, ein Werkzeug, das bei jeder Gelegenheit, sei es im Frieden oder Kriege, seine Anwendung findet. Darum bedarf der Mensch weder eines Hufs, noch eines Horns, noch einer sonstigen Naturwaffe, da er mit seiner Hand eine viel wirksamere Waffe, das Schwert oder den Sper ergreifen

kann. Außerdem lassen sich natürliche Waffen nur zum Kampfe in der Nähe anwenden, während einige von denen, die der Mensch gebraucht, wie z. B. Wurfspieße oder Pfeile, in einiger Entfernung noch wirksamer sind. Wiewohl der Mensch dem Löwen an Schnelligkeit nachstehen mag, so macht er sich doch durch seine Gewandtheit und Geschicklichkeit ein noch schnelleres Thier, das Pferd, dienstbar, auf dessen Rücken er jenem entfliehen oder ihn verfolgen und mit Vortheil angreifen kann. Überdieß ist er mittels der Hand im Stande, sich mit Waffenrüstungen verschiedener Art zu bekleiden, oder sich in Lagern und festen Städten zu verschanzen. Wären dagegen seine Hände von einer natürlichen Waffe in Beschlag genommen, so könnte er sie nicht zur Verfertigung der Werkzeuge und zur Anwendung der Mittel gebrauchen, die ihm ein so entschiedenes Übergewicht über alle Thiere verleihen.

Und noch haben wir das wichtigste Vorrecht, das die Hand dem Menschen gewährt, nicht genannt. Mit ihr webt er ja die Kleidung, die ihn gegen die Sommerhitze oder Winterkälte schützt; mit ihr verfertigt er die verschiedenen Netze und Schlingen, die ihn zum eigentlichen Herrn der Thierwelt machen; mit seiner Hand fertigt er das Musikinstrument und die zahllosen Werkzeuge, die im Dienste der Kunst stehen; mit ihr übergibt er endlich durch die Schrift die gesammelten Schätze seines Geistes der Nachwelt.

Betrachten wir die Hand näher. Für's erste besitzt sie in besonders hohem Grade die Haupteigenschaft eines Greiforganes, da sie Körper von verschiedenster Art und Größe, welche durch menschliche Kraft sich bewegen lassen, leicht fasst und sicher hält. Auch dürfen wir nicht besonders fragen, ob es zu diesem Zwecke nicht vielleicht besser wäre, wenn sie anstatt in mehrere Theile getheilt zu sein, völlig unabgetheilt sein würde. Denn wäre letzteres der Fall, so könnte sie gerade nur so viel von jedem Gegenstande erfassen, als dem Umfange nach ihr selbst gleich wäre; weil sie aber in mehrere Theile abgetheilt ist, kann sie sowohl weit größere Körper, als sie selbst ist, mit Leichtigkeit ergreifen, als auch die kleinsten Theilchen der Materie mit

Genauigkeit aussondern und fassen. Denn die ersteren umschließt sie durch die Trennung der Finger, während sie zum Fassen sehr kleiner Gegenstände nur zwei Fingerspitzen gebraucht, weil solche aus der Umschließung der ganzen Hand leicht entwischen könnten.

So ist also die Hand auf's zweckmäßigste dazu eingerichtet, größere und kleinere Gegenstände festzuhalten. Auch ist sie zum Fassen von Gegenständen verschiedener Gestalt offenbar geeigneter, als jedes ähnliche Werkzeug; denn nicht bloß kann sie sich kugelförmigen Gestalten anpassen, so dass sie dieselben mit jedem ihrer Theile berührt, sondern sie vermag auch Gegenstände von einer ebenen oder konkaven Oberfläche festzuhalten.

Und weil manche Körper zu groß sind, als dass sie mit einer einzigen Hand gehalten werden könnten, so hat die Natur die eine Hand zur Helferin der andern gemacht, so dass beide zusammen, wenn sie Körper von größerem Umfange an entgegengesetzten Seiten halten, völlig so viel leisten, als eine Hand von dem größten Durchmesser. Deswegen sind auch die Hände gegeneinander gekehrt und eine der andern ganz gleich, was bei Werkzeugen, die vereint wirken sollen, wenigstens wünschenswert, wenn nicht nothwendig ist.

Handle es sich daher um einen Mühlstein oder einen Balken, oder um ein Hirsekorn, ein Haar oder eine Nadel, oder denke man an die unübersehbare Menge von Gegenständen jeder möglichen Größe, die zwischen dem größten und kleinsten der eben erwähnten in der Mitte liegen; so wird man finden, dass die Hände so genau zum Ergreifen jedes einzelnen derselben passen, als ob sie eigens für ihn gemacht wären.

So nehmen wir die winzigsten Gegenstände mit zwei Fingerspitzen auf, etwas größere dagegen mit denselben Fingern, aber nicht bloß mit den Spitzen, noch größere mit drei Fingern, andere mit vier, noch andere mit allen fünf oder endlich mit der ganzen Hand, was wir alles nicht thun könnten, wenn die Hand nicht abgetheilt und zwar gerade so abgetheilt wäre, wie sie es ist. Könnte man z. B. den Daumen nicht den andern

vier Fingern gegenüberstellen, würde ihre Zahl nicht offenbar nutzlos sein? Denn um etwas festzustellen, ist es nothwendig, entweder dasselbe ringsherum oder wenigstens an zwei entgegengesetzten Punkten anzufassen; befänden sich aber alle fünf Finger in derselben Linie, so wäre keines von beiden möglich. Nun aber ist der Zweck vollkommen erreicht bloß durch die Stellung des Daumens, welcher so steht und gerade einen solchen Grad von Bewegungsfähigkeit besitzt, dass er mittels einer kleinen Biegung mit jedem der vier andern Finger ohne Schwierigkeit zusammenwirken kann.

Aber zum Festhalten winziger Gegenstände ist es nicht bloß nöthig, die Fingerspitzen einander entgegenzusetzen, sondern diese müßen hiezu auch gerade von der Art sein, von der sie sind, nämlich rund, weich und mit Nägeln versehen; denn wären sie von Bein und nicht von Fleisch, so könnten wir so kleine Körper, wie Haare und Nadeln, nicht fassen; oder wären sie von einem weicheren oder feuchteren Stoffe, als Fleisch, so könnten wir so winzige Körper wiederum nicht ergreifen; denn zum sichern Halten eines Körpers ist es nöthig, dass er gewissermaßen von der ihn haltenden Substanz umschlungen werde. Ein zu weicher Stoff dagegen gäbe Substanzen, die er festzuhalten suchte, leicht nach und ließe sie beständig fallen; während die Fingerspitzen gerade denjenigen Grad von Dichtheit besitzen, der für ihre Bestimmung am zweckmäßigsten ist.

Weil aber die handgreiflichen Stoffe dem Grade ihrer Härte nach sehr verschieden sind, so hat die Natur den Bau der Fingerspitzen darnach eingerichtet; denn diese bestehen weder ganz aus Fleisch, noch ganz aus der Nagelsubstanz, sondern aus einer höchst passenden Verbindung beider. Auf diese Weise sind diejenigen Theile, welche zum Fassen winziger Gegenstände dienen, fleischig, während zu ihrer Unterstützung außen Nägel befindlich sind, da ohne diese das Fleisch aus seiner Lage gedrängt würde. Andererseits könnten wir harte Gegenstände nicht mittels der Nägel allein halten, denn da diese selbst hart sind, so würden sie von andern harten Körpern leicht abgleiten.

Dieß wird noch klarer, wenn man die Wirkung ungewöhnlich langer Nägel bedenkt. Denn wenn diese beim Erfassen eines winzigen Gegenstandes miteinander in Berührung kommen, können sie denselben nicht festhalten. Erstrecken sie sich dagegen gerade bis zu den Fingerenden, dann erfüllen sie ihre Bestimmung.

So zeigt sich in der menschlichen Hand die Weisheit und Planmäßigkeit Gottes, die uns in der Natur überall entgegentritt, wenn wir mit offenem Auge durch sie wandeln.

Nach Galen.

5.

Die Gebärde.

Die Gebärde ist, wie die Sprache, ein Zeichen vorübergehender Seelenzustände und mehr unserer Willkür anheimgegeben, als Ton und Laut; sie ist nur zum Theil unwillkürlich und dann allen Menschen verständlich, zum Theil aber, wie z. B. die Fingersprache oder künstliche Gebärdensprache, für bestimmte Zwecke ausgebildet, und dann nur für einen beschränkten Kreis von Menschen verständlich. Sie dient insbesondere dem Ausdrucke des Willens, sie ist die Andeutung des Verlangens, des Verabscheuens; sie ist das Bild, oft schon der Beginn der That.

Die Gebärde umfasst die ganze Gestalt; wie denn die ganze Stellung eines Zornigen, Drohenden oder eines freudig Aufgeregten, oder eines in Schmerz Aufgelösten die Gebärde ausmacht. Aber wir benutzen als Instrument der Gebärde am meisten theils den freien beweglichen Arm und die feingegliederte Hand, theils das Gesicht, den treuesten Spiegel unserer Seele. Arm und Hand benutzen wir mit größerer Willkür und Freiheit als das Gesicht, welches sich mehr unwillkürlich zum Ausdruck des Innern gestaltet.

Das Gesicht ist deshalb zur Andeutung von Seelenzuständen so geeignet, weil es die Grundlage seiner Bildung vom Schädel selbst empfängt, von der unmittelbaren Hülle des

eigentlichen Seelenorgans; diese gibt ihm seine bleibende Gestaltung. Dabei vereinigen sich im Gesichte die Öffnungen der vier höheren Sinneswerkzeuge: des Gesichts, Gehörs, Geruchs, Geschmacks und das äußerlichste aller Sprachorgane: der Mund. Ein reicher, fein organisierter Muskelapparat liegt unter der Haut des Gesichts, wie er nirgend weiter am menschlichen Körper vorkommt; er ist den feinsten Regungen des Geistes zu Diensten. Die in Falten gelegte ernste, düstere, oder geglättete Stirn; das halbgeschlossene und in Tränen schwimmende, oder das munter blickende Auge mit seinen beweglichen Brauen; das wunderbare Spiel der Mundformen sind die Wirkungen jenes Muskelapparats und eben so viele Andeutungen vorübergehender Zustände unserer Seele.

Aber auch der ganze Ausdruck des Gesichts weist nicht selten auf die geistige Eigenthümlichkeit oder Begabung eines Menschen hin. Der nichtssagende Gesichtsausdruck eines faden Menschen sticht wesentlich ab von dem geistreichen Ausdruck des Denkers; das offene Antlitz des Aufrichtigen kennzeichnet ihn in den meisten Fällen eben so als der verschlossene Gesichtsausdruck des Heimlichen. Ja nicht selten erben sich in Völkern und Familien Gesichtsformen fort wie Familienanlagen und Familienfehler.

6.

Von der Nahrung des Menschen.

Der Mensch bedarf, wie jedes lebende Wesen, zu seiner Erhaltung der Nahrung. Wenn das Bedürfnis, Nahrung zu nehmen, nicht erfüllt wird, entsteht eine Störung unseres Gemeingefühls, welche wir Hunger nennen. Der Hunger hat seinen Sitz in dem Magen, und die Empfindung desselben wird durch die Magennerven vermittelt.

Es gibt Völkerschaften, welche, an keine regelmäßige Mahlzeit gebunden, oft eine ungeheure Menge Speise zu sich nehmen, dann aber auch, wenn es ihnen an Nahrung gebricht, mehrere Tage ohne sonderliche Beschwerde fasten. Dieß gilt vorzüglich

von Völkern, welche von der Jagd leben. Der an Strapazen gewöhnte Araber lebt in seiner Wüste oft mehrere Tage ohne Nahrung; der von dem Wildbret lebende amerikanische Wilde kann ebenfalls ohne Gefahr lange hungern.

Bei allen zivilisierten Völkern finden wir, dass die Einnahme der Nahrung täglich und nicht auf einmal geschieht, sondern auf mehrere Mahlzeiten vertheilt ist, und es ist dieß gewiss auch zuträglicher, weil man dann keine zu große Quantität Speise auf einmal zu sich nimmt, und so der Magen dieselbe leichter und schneller verdauen kann.

Den Stoff zur Nahrung liefern uns die drei Naturreiche. Das Mineralreich gibt uns die wenigsten Nahrungsmittel, und was wir eigentlich daraus genießen, dient uns mehr als Reizmittel, um die Verdauungsorgane thätiger zu machen. Die Steine und Erden, welche man unorganische Körper nennt, sind von der Masse unseres Körpers zu verschieden, als dass sie in dieselbe umgewandelt werden könnten. Dennoch gibt es einzelne Völkerschaften, welche erdige Substanzen genießen. Die Ottomaken, ein Volksstamm in Amerika am Orinoko, sollen wirklich mehrere Monate lang, während der Regenzeit keine fette Thonerde genießen. In Neukaledonien in Nordamerika leben die Einwohner ebenfalls öfters, wenn sie keine andere Nahrung haben, von einem grünlichen Speckstein. Es ist wohl nicht glaublich, dass hier die Erde bloß als mechanisches Hilfsmittel zur Ausdehnung des Magens und dadurch zu einiger Stillung des Hungers dient, sondern es scheint wirklich einige nährende Kraft in jener Erde zu sein. Überall ist es nicht die Masse, welche den Hunger stillt, sondern die Beschaffenheit der Nahrung.

Unstreitig sind es beide: Pflanzen- und Thierreich, die uns zur Nahrung angewiesen sind. Wenn wir in die früheste Menschengeschichte zurückkehren, so scheint es, als ob die einfachste und beste Pflanzenkost, Früchte, den Menschen genährt habe. Bald aber, als ihm die Hausthiere beigegeben wurden, genoss er auch Fleischnahrung, und noch jetzt scheint uns die von gezähmten Thieren, so wie die Milch derselben als die gesundeste. Immer

soll jedoch wohl die Pflanzenkost den größten Theil unserer Nahrung ausmachen. Die verschiedenen Himmelsstriche bedingen die Wahl der Speise. In den heißen Gegenden der Erde, am Gleicher, wo ein steter Sommer die Vegetazion auf die üppigste Weise hervorruft, und sich zu allen Zeiten saftreiche und kostbare Früchte ohne Zuthun des Menschen vorfinden, ist diese saftige und erfrischende Nahrung dem Körper zuträglicher als das erhitzende Fleisch, und man bedarf auch dort weniger zur Sättigung. Auch wir in unserer gemäßigten Zone ziehen im Sommer die säuerliche, sauerstoffreiche Pflanzenkost dem mehr stickstoffhaltigen Fleische vor und verspüren in der Sommerhitze überhaupt auch weniger Appetit als im Winter. Für uns Europäer scheint daher vorzugsweise eine gemischte Kost in bestimmtem Verhältnis die zuträglichste. In den kalten nördlichen Gegenden, wo ohnehin schon den größten Theil des Jahres die Pflanzenwelt erstorben ist, ist auch die Fleischnahrung die allgemeine. Wo sollten auch die Grönländer, die Lappländer und Eskimo's in ihren eisigen Gegenden, wo kaum einige Flechten und Moose spärlich gedeihen, ihre Nahrung hernehmen, wenn sie nicht jagen und Fische fangen könnten? Das Fleisch der Thiere, besonders das der warmblütigen, hat auch eine eigenthümliche belebende Kraft, weil es dem Stoffe des menschlichen Körpers verwandt ist. So wie der Mensch alle Klimate vertragen, oder sich wenigstens nach und nach an dieselben gewöhnen kann, so kann er auch — mit dem Wechsel derselben — den Nahrungswechsel eingehen, und dieß ist durchaus für ihn am zuträglichsten. Man wird daher immer am besten thun, wenn man es sich zur Regel macht, der Landessitte im Essen so viel als möglich zu folgen. Die Engländer, welche an ihre derben Frühstücke, an ihr gebratenes Rindfleisch und ihre Fleischpasteten gewöhnt sind, werden daher nicht selten das Opfer ihrer Gewohnheit, wenn sie dieselbe Lebensweise auf ihren heißen Kolonien fortsetzen.

Die Ernährungsweise scheint nicht ganz ohne Einfluss auf die natürliche Gemüthsart zu sein. Völker, welche vorwiegend Pflanzenstoffe genießen, sind in der Regel friedlicher, auch nicht

so robust und gelenkig von Körperbau als solche, welche vom Fleisch der gejagten Thiere leben; eine Beobachtung, die sich auch in der Thierwelt machen läßt.

Nach Dr. R. Wagner.

7.

Von den Getränken.

Das beste und einfachste aller Getränke ist das Quellwasser. Alles Quellwasser ist atmosfärischen Ursprungs, denn alle Quellen entstehen aus dem niedergeschlagenen, durchgesickerten und wieder gesammelten Regen. Das Regenwasser kann zwar auch getrunken werden, ist aber bei weitem nicht so erfrischend als das Quellwasser, welches in der Erde abgekühlt und mit Kohlensäure versetzt wird, die ihm den erfrischenden Beigeschmack gibt. Wasser ersetzt alle Getränke und diese sind alle nur trinkbar und durststillend, weil sie Wasser enthalten. Das Meerwasser enthält viele Salze und aufgelöste thierische Stoffe, welche ihm den widerlich salzig-bittern Geschmack geben; von jenen thierischen Stoffen rührt auch seine Eigenschaft her, zu fosforeszieren, d. h. im Dunkeln zu leuchten. Es widersteht den Geschmacksnerven so, daſs es durchaus nicht als Getränk dienen kann und löscht den Durst gar nicht, weswegen auch die Seefahrer mitten im Meere, wenn ihnen ihr Süßwasservorrath ausgeht, verschmachten können; sie greifen eher zu allem andern, und eine in den Mund genommene Bleikugel stillt den Durst noch eher als Meerwasser, oder gibt wenigstens einigen Ersatz.

Es ist merkwürdig, daſs es doch vielleicht gar kein Volk gibt, welches sich mit dieser köstlichen Gottesgabe, dem Wasser, begnügte; denn außerdem, daſs man ihm manche Dinge bloß beimischt, oder damit Kräuter- und Pflanzenaufgüsse bereitet, so hat man eine Menge gegorner und destillierter Getränke bereitet, in denen zwar Wasser enthalten ist, worin aber die fremdartigen Bestandtheile sehr überwiegen, und die ihrer berauschenden Kraft

wegen, wenigstens anhaltend und in beträchtlichen Gaben genossen, der Gesundheit schädlich sind.

Der Wein ist vielleicht das einzige Getränk außer dem Wasser, dessen mäßiger Genuss dem Menschen zuträglich ist, und das auch für Kranke und Schwache ein Labsal abgibt. Deswegen galt auch der Wein schon in den ältesten Zeiten für ein köstliches Getränk, und die ursprünglich in Armenien einheimische Rebe ist nun fast auf der ganzen Erde, wo das Klima ihr Gedeihen zulässt, angebaut; sie gedeiht am besten zwischen dem 20. und 50. Breitegrad.

Berauschende Getränke bereiten sich fast alle Völker. Die größten Verwüstungen unter allen richtet der Branntwein an. In Nordamerika wurden durch denselben ganze Völkerstämme ausgerottet. Die Kamtschadalen und andere Bewohner Sibiriens bereiten ein berauschendes Getränk aus dem Fliegenschwamm; Obstwein und Bier wird besonders in Deutschland und England getrunken; aus Honig macht man in Polen ein Getränk, aus den Wacholderbeeren in Schweden. Palmenwein trinken die Indier und Afrikaner; aus Reis macht man in China Bier, aus Mais in Amerika. Bier durch Gärung mehliger Samen zu bereiten, ist ein sehr altes Verfahren, welches wahrscheinlich in Ägypten zuerst beobachtet wurde, wo der Mangel an gutem Trinkwasser darauf führte. Die alten Spanier, Schweden, Dänen, Deutschen und Engländer, so wie die Gallier, welche den Wein bis zu den Zeiten des Kaisers Probus nicht kannten, bedienten sich zur Bereitung des Bieres vorzüglich der Gerste.

Gut gegorenes, nicht zu starkes Bier, mäßig genossen ist kühlend und magenstärkend.

Die destillierten Getränke schaden um so mehr, je feiner und zusammengesetzter sie sind. Die verschiedenen Arten von Aufgüssen und Abkochungen aromatischer Blumen und Blätter oder Samen sind jetzt sehr im Gebrauch und haben sich in den höhern Ständen allgemein verbreitet; namentlich sind dieß Kaffee und Thee. Der Thee ist in China einheimisch, und die

besten Sorten kommen noch heutzutage von dort her. Man hat die Theepflanze auch in andern Gegenden von Indien, sowohl auf dem festen Lande, als auf den Inseln angepflanzt, wo sie gut fortkommt. In Südamerika baut man den Thee ebenfalls an; es ist aber merkwürdig, dass in dem köstlichen Klima des neuen Welttheils, wo alle aus dem Orient dahingebrachten Vegetabilien trefflich fortkommen, der Thee bei der sorgsamsten Pflege zwar gut gedeiht, aber nie den feinen, aromatischen Geruch und Geschmack erhält, der von dem guten chinesischen so sehr gerühmt wird.

Es wäre nur zu wünschen, dass der Thee eben so gesund wäre, als er lieblich zu trinken ist; aber schwacher Thee schwächt die Verdauung und starker überreizt. Nicht mit Unrecht hat man die vielen Krankheiten unserer Damen dem täglichen Genuss des Thees zugeschrieben. Kaffee, besonders starker, und pur getrunken, ist wegen des Gehaltes an brenzlichem Öle noch schädlicher; wenig und mit viel Milch getrunken, ist er ein ziemlich unschädliches Getränk. Unsere einheimischen Surrogate enthalten zwar nicht so viel ätherisches Öl, aber noch mehr brenzlichen Stoff und sind weniger wohlschmeckend und nicht gesünder. Der Eichelkaffee mag manche Vorzüge haben; Schokolade ist um so weniger zu empfehlen, je mehr Gewürz sie enthält.

Der Gebrauch, zu allen diesen Getränken ein Glas Wasser zu trinken, ist empfehlenswert, da dieses zur Verdünnung und Abkühlung beiträgt. Um eine solche Abkühlung in höherem Grade, bei großer Hitze und im Sommer zu bewerkstelligen, hat man mehrere Mischungen erfunden, die meist unschuldig sind: Wein und Wasser, Zuckerwasser, Limonade ꝛc. ꝛc.

Beim Trinken muß stets die Vorsicht beobachtet werden, dass man sich vorher gehörig abkühlt, oder dass die Temperatur der zu genießenden Flüssigkeit mit der des Körpers in einen gleichen Grad gesetzt wird. Man kann daher in sehr großer Erhitzung Wasser trinken, wenn man dasselbe, ehe man es schluckt, so lange im Munde behält, bis es durchwärmt ist.

Die dadurch bewirkte Zumischung von Speichel dient auch nicht wenig zur leichten Verdauung des Getränkes.

Gut ausgebackenes, ein oder zwei Tage altes Brot, Gemüse, Rindfleisch nebst Wasser und Wein sind gewiss diejenige Kost, welche man am gewöhnlichsten genießen soll, und welche gleichsam die Grundlage der Nahrungsmittel ausmachen muß.

Nach Dr. U. Wagner.

8.

Die Sinne.

Der erste Sinn, der im Haupte seinen Sitz hat, ist das Gesicht, sein Werkzeug das Auge. Wegen seiner Zartheit und Feinheit könnte es leicht verletzt werden, darum liegt es tief im Kopfe, mit einem starken Festungswerke von Knochen umgeben. Da der kleinste fremde Körper im Auge beschwerlich wird und ihm schädlich werden kann, sind die Augen mit Lidern versehen, welche die ruhestörenden Gegenstände ausschließen und mit einer Schnelligkeit sich schließen, mit der ein Gedanke gedacht wird. Am Rande der Augenlider steht eine Reihe steifer Härchen gleich Palisaden, die auch bei offenem Auge jedes Stäubchen abhalten und die Stärke und Menge des scharftreffenden Lichtes mildern. Auch die Augenbrauen, welche die weiße Stirn wie schön gewölbte Bogen zieren, müßen das Auge vor dem scharfen herabrinnenden Schweiße schützen. Das Auge selbst muß jedem Beobachter die Lobpreisung des Schöpfers abzwingen. Er hat darin eine solche helle, himmlische Flamme angezündet, dass ihr der Glanz aller Edelsteine in der Natur nicht gleichkommt. Sie sind wie zwei helle Spiegel, und obgleich verhältnismäßig klein, malen sie doch die größten Gegenstände, den ganzen Himmel mit seinen Sternen der Seele ohne Verwirrung ab. Sie sind mit Ordnung als Zierde des Angesichts auf beiden Seiten gleich weit von der Mitte gestellt, können sich auf- und abwärts, rechts und links in großer Eile bewegen, und sollte dieß zur Bequemlichkeit und Sicherheit nicht hinreichen, so gibt ihnen

die Biegsamkeit des Halses hundert bequeme Wendungen und Stellungen. Dadurch verrichten zwei Augen, was sonst, wenn sie unbeweglich wären, zwanzig nicht verrichten würden. Mit ihnen blicken wir in die lichte, farbenreiche Schöpfung, durch sie ist es möglich, Ordnung und Ebenmaß herzustellen und unzählige Genüsse zu empfinden.

Doch vieles läßt sich mit eigenen Augen nicht sehen, sondern nur von andern hören. Dazu ist uns mittels der Ohren ein eigener Sinn mitgetheilt worden. Der ganze Bau des Ohres ist, wie der des Auges, wunderbar. Die Ohrmuscheln sind nicht steif und knöchern, damit sie das Liegen nicht beschwerlich und schmerzhaft machen, aber auch nicht so weich wie Fleisch, damit sie nicht unförmlich herabhängen und den Schall verschlingen. Sie bestehen aus Knorpeln mit Häuten bedeckt, haben gekrümmte Höhlungen und Hügel, von welchen, wie von umherliegenden Felsen und Bergen, die anschlagende Luft zurückprallt, ihre Wellen sammelt und mit starkem Triebe in das Innere des Ohres dringt, wo sie abermals in krummen Gängen und schallenden Gallerien fortwirbelt, ein kleines Häutchen von unbeschreiblicher Zartheit, das wie ein Trommelfell ausgespannt ist, erschüttert, und den Schall, oder das, was wir hören nennen, hervorbringt. Dieser Schall besteht aus einer solchen zitternden Bewegung der Luft, die noch unbeschreiblich sanfter, als das leiseste Säuseln des Windes ist. Und dennoch werden dadurch alle Töne von Stimmen und Instrumenten bei einer völligen Musik ohne Verwirrung bemerkt. Wie fein müßen die lebendigen Saiten des Gehörs vom Schöpfer gespannt sein! Wie angemessen, daſs sie beim kleinsten Laute die erregte Wallung der Luft warnehmen, während das heftigste Blasen des Windes mehr Eindruck auf das Gefühl als auf das Gehör macht.

Diese Feinheit der Gehörnerven macht sie leicht verletzbar und daher einer Schutzwehr bedürftig. Deswegen ist der Zugang so klein und zugleich mit einer klebrigen Materie bedacht, daſs er die schallende Luft zwar durchläßt, aber die kleinsten Fliegen und Würmchen ausschließt.

Die Werkzeuge des Geruchs sind in der Nase. Wie die Luft durch ihre Erschütterung den Schall im Ohre bildet, so führt sie uns auch von den Körpern jene Theile zu, die in der Nase das Empfinden von Wohl- und Übelgeruch verursachen. Diese Theile sind so klein, dass sie kein Auge zu sehen und selbst durch ein Vergrößerungsglas nicht zu entdecken vermag. Der Geruch warnt uns auf der einen Seite vor den schädlichen Ausdünstungen solcher Körper, woran unser Auge allein nichts Schädliches zu entdecken vermöchte, und setzt uns auf der andern in den Stand, uns an den unsichtbaren Kostbarkeiten der Natur zu weiden: an dem balsamischen Duft der Blumen und überhaupt an den gewürzreichen Ausdünstungen vieler Pflanzenkörper.

Der gütige Schöpfer hat mit dem, was zur Erhaltung des Menschen nothwendig und unentbehrlich ist, immer auch einen weiteren Reiz des Genusses verbunden. Der Mensch bedarf täglich Nahrung, und Gott hat uns in dem Geschmack einen Sinn gegeben, der die Sättigung zu einem Vergnügen macht. Je mäßiger man lebt, desto schärfer und angenehmer empfindet der Geschmack, und je mehr geschwelgt wird, um so mehr verliert sich seine Schärfe und der Appetit. Zwar dient vorzüglich der Geschmack dazu, ob die Speise angenehm oder unangenehm, heilsam oder schädlich sei, zu untersuchen; allein dieß geschieht auch bereits durch zwei andere Sinne: durch Gesicht und Geruch, deren Organe daher über dem Munde befindlich sind.

Der fünfte, und nach der Ordnung der letzte Sinn ist das Gefühl, durch den wir die Dinge, die mit unserm Körper in Berührung kommen, warnehmen können. Das Gefühl hat keinen besondern Wohnplatz, sondern verbreitet sich durch den ganzen Körper, durch die Spitzen der Finger, an den Flächen der Hände, an Aug' und Ohr, an Zunge und Gaumen und an allen Theilen des Fleisches; überall warnt es vor schädlicher Verletzung des Körpers, überaus lebhaft ist es an allen Theilen, welche die feinsten und verletzbarsten sind, daher auch dort am schärfsten.

9.

Die Seele des Menschen.

Der Schöpfer hat im Menschen das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, den Körper mit der Seele wunderbar verbunden. Diese Verbindung dauert auf dieser Erde, bis durch den Tod die Trennung erfolgt, dann geht das denkende Wesen, der Geist, in jene Welt, der er angehört; der Leib aber bleibt leblos zurück und verweset. Die Seele können wir mit keinem Sinne warnehmen, denn sie hat nichts Körperliches; was wir von ihr wissen, gründet sich auf die Beobachtung ihres Wirkens. Sie belebt den Körper, denn ohne sie ist er todt, leblos; aber das ist nicht ihre einzige Thätigkeit. Was unsere Sinne von der Außenwelt warnehmen, führen sie der Seele zu, und sie gelangt auf diese Weise zu Vorstellungen der Dinge, die ohne ihre Mitwirkung, durch die Sinne allein nicht möglich sind. Eine einmal gehabte Vorstellung bleibt noch einige Zeit, nachdem die Sinne aufgehört haben, die Warnehmung zu machen; ich kann mir ein schönes Bild noch vor mich hingestellt denken, nachdem es weggenommen worden ist; der Genesene weiß noch lange nachher, wie bitter eine Arznei schmeckte u. dgl. m. Weil wir zu Vorstellungen von der Außenwelt durch die Sinne gelangen, so nennen wir diese die äußern Sinne, die dadurch entstandenen Vorstellungen die sinnlichen, und die Kraft der Seele, sie zu bilden, das Vorstellungsvermögen.

Zur Bildung von Vorstellungen gehört das Bewusstsein. Der Schlafende kann mitten unter Blumen liegen, er nimmt ihren lieblichen Duft nicht war, obwohl seine Geruchswerkzeuge nicht wie die Augen geschlossen sind; er hört den weckenden Ruf nicht bald, obwohl sein Ohr offen ist, denn der Seele fehlt das Bewusstsein; die Sinne stehen als ihre Diener da, aber sie müßen warten, bis die Gebieterin zum Empfange der Botschaft bereit ist.

Ist die Seele, während der Körper im Schlafe liegt, thätig, so bildet sie Vorstellungen ohne Hilfe der Sinne —

wir sehen im Schlafe ein wildes Thier auf uns zukommen, wir hören liebliche Musik, köstliche Früchte laben unsern Gaumen, und wenn wir erwachen, ist alles verschwunden — wir haben geträumt.

Beschäftigt sich die Seele nur mit einem Gegenstande, so erhält sie von ihm richtige, deutliche Vorstellungen, dagegen wenige oder gar keine von andern; wenn sie aber bald auf den einen, bald auf den andern, oder auf mehrere zugleich achtet, wird sie von keinem etwas Rechtes wissen, ihre Vorstellungen werden unklar, undeutlich sein. — Außer dem Bewusstsein ist daher die Aufmerksamkeit zur Bildung von klaren Vorstellungen nothwendig.

Alle bisherigen Vorstellungen erhielt die Seele von der Außenwelt. Doch nimmt sie auch vieles war, was nicht von außen kommt. Ich liebe meine Ältern, empfinde Reue, wenn ich sie betrübt habe; ich bin traurig, wenn sie krank sind, hoffe auf ihre Genesung und freue mich, wenn ich sehe, dass meine Hoffnung in Erfüllung geht. Die fünf Sinne können diese Empfindungen der Seele nicht zuführen: sie entstehen in ihr selbst, in meinem Innern, und man nennt die Kraft, sie warzunehmen, den innern Sinn. Ohne diesen innern Sinn würden die äußeren uns keine Warnehmungen zuführen, er ist die denkende und erkennende Seele selbst.

Wie im Traume die Seele sich Vorstellungen von Dingen macht ohne Beihilfe der äußern Sinne, so thut sie es auch im wachen Zustande. Ich kann mir einen Baum vorstellen, der silberne Blätter und goldene Früchte trägt; ein Pferd, das Flügel hat, und dergleichen Dinge, die ich noch nie gesehen habe. Meine Seele erfindet hier etwas, bildet diese Dinge selbst, und dieses Vermögen heißt die Einbildungskraft oder die Fantasie. An den Erfindungen des menschlichen Geistes, wie an der Herstellung der herrlichen Kunstwerke aller Art hat diese Seelenkraft einen wesentlichen Antheil.

Gewöhnen wir uns, von allem, was um uns vorgeht, klare Vorstellungen zu erhalten, so bereichern wir unsern Geist mit

Kenntnissen; achten wir stets auf das, was in uns vorgeht, so lernen wir uns selbst, d. h. unsere Gefühle und Neigungen und Begierden kennen und werden sie um so leichter beherrschen, wenn wir sie als böse oder sündhafte erkennen, das Gute aber mit festem Willen und Beharrlichkeit üben, weil es gut ist. Doch würde zu unserm Glück gar vieles mangeln, wenn die Vorstellungen in dem Augenblick verschwänden, in dem sie uns zutheil wurden. Nein! Gott hat unserer Seele eine Kraft gegeben, welche die Vorstellungen festhält, oder wenn sie verloren giengen, wieder zurückruft. Das ist das Erinnerungsvermögen oder das Gedächtnis. Wir erinnern uns manches wichtigen, erfreulichen und betrübenden Ereignisses aus frühester Jugend; wir wissen noch, wie dieses oder jenes Geschenk aussah, wenn auch Jahre seitdem verflossen sind; was wir gehört, gesehen, gelernt haben, merken wir uns oder erinnern uns oft plötzlich daran.

Jeder gesunde Mensch besitzt diese Seelenkraft, doch nimmt man eine große Verschiedenheit des Gedächtnisses war. Es ist schnell oder langsam, je nachdem es etwas bald oder spät fasst und behält; treu oder untreu, je nachdem es sich leicht oder schwer auf etwas besinnt; dauerhaft oder kurz, je nachdem es lange oder kurze Zeit behält. Das Gedächtnis kann durch Übung außerordentlich vervollkommnet werden; das wörtliche Auswendiglernen trägt viel zur Stärkung desselben bei und ist der Jugend anzurathen.

Sehe ich eine Eiche und eine Kiefer an, so bekomme ich von jedem der beiden Gegenstände eine Vorstellung. Ich bemerke, dass beide einen Stamm, Rinde, Äste und Zweige gemeinsam haben, sie sind einander ähnlich; die Kiefer hat Nadeln, die Eiche Blätter; die Kiefer hat einen schlanken, hohen Stamm, die Eiche einen niedrigen, dicken u. s. w., und darin sind sie von einander verschieden. Die Ähnlichkeiten: Stamm, Rinde, Äste, Zweige, fasse ich zusammen und nenne jeden Gegenstand, der sie besitzt, einen Baum. Das ist eine neue Vorstellung. Auf diese Weise gebildete Vorstellungen, die aus der Vergleichung der Gegenstände entstanden sind, nennt man Begriffe, und das

Vermögen, sie hervorzubringen, den Verstand. Die Ähnlichkeiten, auf die der Begriff begründet ist, heißen seine Merkmale. Welches sind die wesentlichen Merkmale des Begriffes Vogel?

Diese Begriffe bildete der Verstand aus Vorstellungen, welche die Seele mittels der äußern Sinne erhielt. Aber auch die des innern Sinnes können zu Begriffen gebildet werden. Jemand erzählt, er habe ein unangenehmes Gefühl gehabt, als er über ein schmales Brett gieng, das über einem tiefen Bache lag, und bald darauf sei ihm eben so zu Muthe gewesen, da ein toller Hund auf ihn zulief. Er gibt beiden unangenehmen Gefühlen den Namen Furcht; also entstehen auch Begriffe aus den Vorstellungen des innern Sinnes.

Durch unsern Verstand ordnen wir unsere Kenntnisse; wir bilden aus den einzelnen Gegenständen Abtheilungen, die wir Arten, Geschlechter, Ordnungen, Klassen nennen, um sie leichter zu übersehen; wir stellen Vergleichungen, Berechnungen und Messungen an; wir betrachten die Ursachen und Wirkungen der Dinge — wir urtheilen. Der Verstand heißt, wenn er dieß thut, die Urtheilskraft.

Das Vermögen, die Ähnlichkeiten auch an ungleichen Dingen leicht und schnell zu finden, nennt man Witz; der Fähigkeit, die feinen und versteckten Unähnlichkeiten zu entdecken, gibt man den Namen Scharfsinn; beide gelten als Zweige der Urtheilskraft.

Wie die Seele aus zwei Vorstellungen einen neuen Begriff bildet, wie sie Begriffe zu Urtheilen verbindet, so vermag sie aus zwei Urtheilen ein drittes herzuleiten, sie schließt. „Die Bäume sind auf der Mitternachtsseite am meisten bemoost; der Baum hat hier das meiste Moos, also ist da Mitternacht. Auf Bergen ist die Luft rein, jenes Schloss liegt auf einem Berge, daher hat es reine Luft. Die Tugendhaften sind Gott wohlgefällig; Agnes war tugendhaft, also war sie Gott wohlgefällig.“ Wenn der Mensch denkt: Alles, was entstanden ist, hat einen Urheber; die Welt ist einmal entstanden, also hat sie einen Urheber, so stellt er einen Beweis vom Dasein Gottes auf.

Dieses Vermögen der Seele heißt die Vernunft. Sie belehrt den Menschen über Gott, Welt und sich selbst, über das, was gut oder schlecht, recht oder unrecht ist. Je besser wir sie gebrauchen lernen, desto mehr verdienen wir den Namen vernünftiger Wesen. Dazu gehört aber auch, daſs wir den erkannten Wahrheiten gemäß leben.

Durch die Einwirkungen mancher Vorstellungen entstehen in unserer Seele Gefühle, die entweder angenehmer oder unangenehmer Art sind. Furcht ist uns unangenehm, Freude angenehm. Die angenehmen Gefühle wollen wir gern behalten, wir haben ein Verlangen darnach; wir begehren sie, besitzen also ein Gefühls- und Begehrungsvermögen. Starke Gefühle werden zu Neigungen, diese zu Begierden, die, wenn sie nicht gezähmt werden, zu Leidenschaften anwachsen. Neigungen, über deren Ursache wir uns keine Rechenschaft geben können, heißen Triebe. Das Kind strengt alle Kräfte an, das Hinunterfallen in den reißenden Bach zu verhindern, obwohl es noch nicht weiß, daſs es ertrinken müßte; es flieht vor dem bösen Hunde, obwohl es noch nie gebissen worden ist. Wir haben den Trieb der Selbsterhaltung, den Trieb zur Thätigkeit, zur Geselligkeit, den Trieb der Wissbegierde; viele dieser Triebe haben wir mit den Thieren gemein; aber wir dürfen nicht wie diese, jedem blind folgen. Das hungrige Thier genießt ohne weiteres die ihm zusagende Nahrung; ich muß nicht sofort essen, wenn ich auch hungrig bin; ich kann noch warten, wenn ich will. Mein Wille beherrscht also den Trieb, Nahrung zu nehmen. Ich kann auch etwas thun, was mir im Grunde unangenehm, etwas unterlassen, was mir angenehm wäre. Ein Knabe findet eine ihm unbekannte Beere im Walde; sie sieht schön und lieblich aus; er kostet sie, sie schmeckt süß; doch ißt er sie nicht, denn sie könnte giftig sein. Er unterdrückt seine Neigung, indem er so urtheilt: eine unbekannte Frucht darf man nicht essen. Sein Wille folgt dem Verstande.

Verstand, Vernunft und freier Wille sind die vorzüglichsten Kräfte der menschlichen Seele, und eben weil sie diese Kräfte besitzt, nennt man sie einen Geist.

10.

Mahnung.

Die Schönheit nicht, o Mädchen, nicht
die Schönheit uns beglückt!
Die Sonn', ein Engelsangesicht,
macht blind, wer in sie blickt.

Dein Putz uns nicht, o Mädchen, nicht
dein Putz uns glücklich macht;
der Pfau gar bunte Farben bricht
in dummer, leerer Pracht.

Des Witzes Pfeil, ein spitzer Pfeil,
trifft selten tief das Herz,
er fliegt vorbei in schneller Eil'
und lässet öfters Schmerz.

Nur eine Macht, der nichts entgeht,
und eine kenn' ich nur:
o Mädchen, wenn sie bei dir steht! —
Sie heißt Natur! Natur!

Herder.

11.

Der Mensch und die Sprache.

Ein Spiegel des geistigen Lebens der Menschen ist ihre Sprache; das kräftigste Verbindungsband der Menschen miteinander, eine der vorzüglichsten Gaben Gottes, durch welche geistige Bildung zum Gesammteigenthum vieler Menschen werden kann, geistige Bildung überhaupt gefördert, die Erweisungen der Liebe möglich gemacht, das menschliche Leben zu einem gottähnlichen werden kann.

Doch viel wird auch durch die Sprache gesündigt. Beware darum deine Zunge, dass sie nichts Böses rede, und deine Lippen, dass sie nicht triegen! Befleiße dich der Kürze und Bestimmtheit gleich den Spartanern: wenig Worte, viel Gedanken!

Die menschliche Sprache ist nach dem Zeugnisse der heiligen Schrift im Anbeginn eine einige gewesen; sie ist beim Misbrauch derselben, durch Selbstsucht zersplittert worden, wie uns ebenfalls die Bibel lehrt. Wohl in tausend verschiedenen Sprachen und fünftausend verschiedenen Mundarten, durch welche sich jedoch ein gemeinsames Band hindurchzieht, stellt sie sich heute dar. Viel hat auch an dieser Verschiedenheit die mannigfache Beschaffenheit der Wohnplätze Antheil, Gebirge, Thäler, Meere, Ebenen, Wälder, Ströme und die Hauptbeschäftigung der Völker: der stille einsame Jägersmann, der lautrufende Schiffer ꝛc. ꝛc. Viele dieser Sprachen werden nicht mehr gesprochen, sie sind ausgestorben; andere tönen noch fort, sind lebend; manche sind sehr ausgebildet in Form und Fülle, sie können als Muster für andere dienen, sind klassisch. Manche haben unter einander viel Ähnlichkeit; sie gehören zu einer Sprachgruppe oder Sprachfamilie, sie sind Mutter-, Tochter- und Schwestersprachen. In Europa wird vorzüglich deutsch, holländisch, dänisch, schwedisch, englisch, französisch, italienisch, griechisch, ungarisch, polnisch, russisch, böhmisch gesprochen. Die deutsche, holländische, englische, schwedische, dänische Sprache gehören zu einer Sprachfamilie, der germanischen; die italienische, spanische, französische, griechische zur griechisch-lateinischen; die böhmische, russische, polnische zur slavischen Sprachfamilie; in Amerika werden verhältnismäßig die meisten Sprachen gesprochen.

Weltsprachen oder Sprachen, welche fast auf dem ganzen Erdboden gesprochen und verstanden werden, sind die französische und englische, auch die deutsche ist sehr verbreitet; die Gelehrtensprache ist die lateinische.

Nach Dr. R. Schneider.

12.

Die Muttersprache.

Muttersprache, Mutterlaut!
wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
süßes, erstes Liebeswort,
erster Ton, den ich gelallet,
klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
wenn ich in der Fremde bin,
wenn ich fremde Zungen üben,
fremde Worte brauchen muß,
die ich nimmermehr kann lieben,
die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache schön und wunderbar,
ach wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
in den Reichthum, in die Pracht.
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
steig empor aus tiefen Grüften,
längst verscholl'nes altes Lied!
Leb' auf's neu' in heil'gen Schriften,
daſs dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch,
heilig ist wohl mancher Brauch;
aber soll ich beten, danken,
geb' ich meine Liebe kund,
meine seligsten Gedanken,
sprech' ich wie der Mutter Mund.

Max v. Schenkendorf.

13.

Von den verschiedenen Menschenrassen.

Zwei vollkommen gleiche Gestalten sind in der Natur, sind unter den Menschen nirgends zu finden, und wie groß auch der Abstand zwischen einem Europäer und einem Mongolen, und zwischen diesem und dem Neger von Guinea ist, so verschwimmen dennoch alle Abänderungen unmerklich ineinander und bilden jene geheimnisvolle Kette, durch welche alle Menschen zu einer Familie verbunden sind. Unter dem Namen Rasse begreift man alle Individuen derselben Gattung, bei denen durch Einfluss des Klima's, Bodens, der Nahrung und Lebensweise Abänderungen eingetreten sind, welche sich im Laufe der Zeit forterbten.

Wählt man zwischen den schwankenden Zahlen der Menschenrassen, so scheint eine genaue Untersuchung des Gegenstandes zu ergeben, dass man das Menschengeschlecht in drei Hauptstämme zerlegen könne, die man entweder nach dem muthmaßlichen Ursitz der zu jedem Stamme gehörigen Völker oder nach der Verschiedenheit ihrer Hautfarbe, den kaukasischen oder weißen, den mongolischen oder gelben und den äthiopischen oder schwarzen Menschenstamm zu nennen und unter denen man den kaukasischen als den Urstamm die beiden andern aber als Entartungen desselben zu betrachten pflegt.

Der kaukasische Menschenstamm, dessen Ursitz in den Ländern zwischen dem schwarzen Meere und dem Kaspi-See, am Kaukasus, in Armenien ꝛc. gewesen sein mag, bevölkert ganz Europa, mit Ausnahme der Gegenden innerhalb des Polarkreises und einiger anderer Bezirke, das nördliche Afrika und West-Asien bis an den Obi-Strom einerseits und bis zu den Höhen des Himalaya und den Ufern des Ganges und Bramaputra andererseits.

Frühzeitig wohnten Völker dieses Stammes auch ostwärts im mittleren Asien und erreichten sogar das östliche Asien. Die

weiße Rasse hat sich über ganz Amerika verbreitet und Ansiedlungen in allen Welttheilen, unter allen Stämmen gegründet. Wo sie erschienen ist, und noch in unsern Tagen erscheint, da hat sie die vorgefundene Bevölkerung unterworfen und thut dieß auch heute noch; vor ihrem Drange ziehen sich ganze Völkerschaften anderer Rassen zurück oder erliegen gar und verschwinden spurlos vom Erdboden, zu dessen einstiger Beherrschung sie unläugbar bestimmt zu sein scheint.

Ein fast runder Kopf, eine hohe Stirn, ein ovales Gesicht, eine etwas hervorstehende Nase, leicht markierte Gesichtszüge, nicht hervorstehende Backenknochen, ein kleiner Mund, ein rundes Kinn und eine hohe, schlanke und ebenmäßige Gestalt bilden die allgemeinen charakteristischen Kennzeichen der kaukasischen Rasse. Die Hautfarbe wechselt von dem weißen Teint der Schweden bis zum schwarzbräunlichen der Spanier, Mauren und Indier. Die Farbe der Regenbogenhaut des Auges ist nach den Wohnsitzen verschieden und bald blau, bald braun, bald schwarz. Das Haar ist blond, braun oder schwarz und in der Regel glatt und lang, und ein starker Bartwuchs zeichnet das männliche Geschlecht aus.

Der mongolische Menschenstamm, der seinen Namen von den Mongolen, den Bewohnern des östlichen Theils von Inner-Asien führt, ist mit Ausnahme der schon genannten asiatischen Länder über den ganzen Kontinent von Asien verbreitet. Völkerschaften dieser Rasse wohnen im nördlichen und nordöstlichen Europa, so wie in Ungarn; andere haben ihre Wohnsitze im nördlichen Amerika von der Beringstraße bis Labrador und Grönland, während die Urbevölkerung des übrigen Theils der neuen Welt als ein Übergangsglied vom kaukasischen Stamme zum mongolischen betrachtet werden kann: als eine Zwischenstufe, die man nach ihrer Hautfarbe, die rothe oder kupferfarbige, oder nach dem Erdtheil, in dem sie heimisch ist, die amerikanische zu nennen pflegt.

Dieser kupferfarbige Menschenschlag ist es vornehmlich, der, seitdem er mit der weißen Menschenrasse in Berührung gekommen

ist, seinem Untergange mit Riesenschritten entgegengeht. Und dieß gilt namentlich von den im Zustande der Wildheit lebenden Volksstämmen Nordamerika's und des östlichen Südamerika's. Da sind ganze Völkerschaften erloschen, und täglich sehen wir andere vor dem Drängen der Weißen weichen, zu kleinen Häuflein schmelzen, endlich verschwinden.

Der allgemeine Charakter des mongolischen Menschenschlages besteht in einem mehr viereckigen Kopfe, breitem, flachgedrücktem Gesichte, weit auseinander stehenden Augen, stumpfer Nase, hervorstehenden Backenknochen, spitzem Kinn, gelber, schwarzbräunlicher oder kupferfarbiger Haut, schwarzem, straffem, schlichtem Haar und kräftigem Bartwuchs, brauner Regenbogenhaut und schräggeschlitzter, gegen die Schläfe höherer Augenlidspalte. Dabei sind die Individuen zwei bis drei Zoll kleiner als die des weißen Menschenschlages, und besitzen starke, untersetzte Glieder, kurze, gekrümmte Beine und eine fast völlig glatte Haut. Die einzelnen Völker dieser Rasse zeichnen sich durch einzelne Züge wesentlich von einander aus. So ist das Gesicht der Amerikaner nicht so flach gedrückt und die Augenspalte weniger schräg; die Bewohner der Polarländer sind von sehr kleiner Statur, und bei den Chinesen und den benachbarten Völkern bilden Stirne und Kinn zwei spitze Winkel. Die Hautfarbe der meisten zu diesem Menschenstamme gehörigen Asiaten ist gelb, ohne jedoch die weiße Farbe auszuschließen, die der Amerikaner ist kupfer- oder olivenfarbig und die der Bewohner der Tropen- und Polarländer mehr oder minder olivenfarbig oder schwärzlichbraun.

Der äthiopische Menschenschlag führt seinen Namen von Äthiopien, mit welchem Namen die Alten den östlichen Theil von Hochafrika bezeichneten. Es ist der schwarze oder Negerstamm, der ganz Afrika südlich von der großen Wüste bewohnt, sodann durch Übersiedlung, im Zustande der Sklaverei oder später gewonnener Freiheit, die östlichen Gegenden der neuen Welt, insbesondere Nordamerika's und Brasiliens, so wie von ganz Westindien in Besitz nahm.

Die Kennzeichen der Negerrasse sind: ein schmaler an der Stirn zusammengedrückter Kopf, eine schräge, platte, fast mit den Backen eine gerade Linie bildende Nase, dicke, aufgeworfene Lippen, zurückstehendes Kinn, schwarze Iris, hervorstehende Augen. Das unterscheidende Hauptmerkmal ist die schwarze Hautfarbe.

Ein dunkelfarbiger Menschenschlag (oft mit wolligem Haar), den man zur Unterscheidung von den Negern „Negrito's" genannt hat, wohnt auch auf Madagaskar, auf mehreren Inseln Polynesiens und des asiatischen Archipelagus bis nach den Filippinen hinauf, ja selbst in den verschiedenen Gegenden Hinterindiens, wo er überall die Urbevölkerung zu sein scheint.

Aber gerade hier im südlichen Asien, auf der Halbinsel Malakka, tritt eine Zwischenstufe auf, der malaiische Stamm, oder braune Menschenschlag, der den Übergang von der kaukasischen und mongolischen Rasse zur äthiopischen vermittelt und über sämmtliche Inseln des indischen Meeres, wie des stillen Ozeans verbreitet ist.

Zwischen den Malaien und Negrito's finden wir endlich noch die Bewohner des Kontinents von Australien. Die Einförmigkeit, welche den kleinsten der Kontinente in allen seinen Kulturverhältnissen auszeichnet, spricht sich hier im Menschen aus. Überall, wo der Mensch in Australien beobachtet worden ist, zeigt er die überraschendste Gleichförmigkeit und Übereinstimmung im Äußern, wie in seinen Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten; es ist ein dunkelfarbiger Menschenschlag, der unter allen übrigen die niedrigste Stufe einnimmt.

Nach Dr. H. Berghaus.

14.

Deutsche Erfinder.

Der erste, der uns hier entgegentritt, ist Johann Guttenberg (geb. gegen 1400 und gest. 1467 in Mainz), in dessen Geiste die große Idee der Buchdruckerkunst zur Klarheit gelangte,

zu deren vollständiger Ausführung Fust nur die Geldmittel, Schöffer aber die kunstfertige Hand bot, als ob die größte und folgenreichste aller Erfindungen zu groß für einen Menschen gewesen sei. Dass aber Guttenberg die Seele des Ganzen war, dass er nicht nur eine Vervollkommnung des ältern Holztafeldrucks beabsichtigte, sondern dass die ganze Erfindung theils von ihm selbst, theils nach seinen Angaben ausgeführt wurde, das ist es, was ihm unsterblichen Ruhm erworben hat. Die Erfindung des Schwertes und der Pflugschar wiegen zusammen noch kaum die der Buchdruckerkunst auf, wenn man bedenkt, dass durch sie der Gedanke sich verbreitet, nicht nur so weit, als bereits höhere Menschenbildung gedrungen ist, sondern dass sie dieser selbst den Boden bereiten kann; dass sie nicht bloß menschlicher Weisheit und Klugheit dient, sondern dass sie den höchsten und heiligsten Schätzen, der Offenbarung Gottes, als Trägerin dient.

Neben Guttenberg nennen wir Otto v. Guerike (geb. in Magdeburg 1622, gest. 1684 in Hamburg), der bei seiner treuen Amtsführung als Rathsherr und Bürgermeister doch noch Zeit behielt, sich mit den damals sehr vernachlässigten Naturstudien zu beschäftigen, der die Wägbarkeit der Luft entdeckte und durch die Erfindung der Luftpumpe den Weg zur Erklärung einer Menge von Erscheinungen bahnte, die bis dahin räthselhaft geblieben waren. Er war es auch, der zuerst mit Bestimmtheit die Wiederkehr der Kometen aussprach. Solch einem Manne gebürt eine doppelte Bürgerkrone!

Ihm folgt Alois Sennefelder (geb. in Prag 1771, gest. 1834 in München), der Erfinder des Steindrucks, eine Erfindung, deren Resultate noch lange nicht als abgeschlossen betrachtet werden können, die aber bereits der Wissenschaft und Kunst sehr wesentliche Dienste geleistet hat.

Endlich gehört zu den großen Erfindern unsers Jahrhunderts auch noch Josef von Frauenhofer (geb. 1787, gest. 1826 zu Benediktbeurn bei München), der durch großartige Entdeckungen im Gebiete der Optik, namentlich durch Verbesserung der Spiegel und Glaslinsen der Fernröhre, den Blick in die

Weiten der Sternenwelt erhellte und dadurch die Wissenschaft der Astronomie förderte, wie seit Herschel keiner. Darum wollen wir auch seinen frühen Tod nicht beklagen; denn er hat die kurze Zeit erfüllt mit ruhmwürdiger Thätigkeit: „Er hat die Sternenwelt uns nahgerückt" — wie die Inschrift seines Denksteins kurz und treffend sein Wirken bezeichnet; drum glänzt auch sein Name selbst wie ein Stern.

Nach Dr. K. Vogel.

15.

Besuch in einer englischen Baumwollspinnerei.

Wir sind in Manchester (spr. Mäntschester). Tief unten vom Eisenbahndamme ziehen sich ungeheure, fast greifbare Massen von Qualm, Rauch, Ruß und Nebel dahin, nur zuweilen reißt sie ein Windstoß klaffend auseinander und enthüllt einen Wald von qualmenden Schloten, — das ist Stockport, ein Stück von Manchester und die eigentliche Stadt der Baumwollspinnereien.

Ein riesiger Schlot, ein riesiger Würfel von Bauwerk, über 800 Fenster auf jeder Seite, ragt über alle empor; wir suchen ihn auf und treten, nachdem wir die nöthige Erlaubnis eingeholt, in diese Riesenanstalt ein. Unter Kranen, schwebenden Balken, auf donnerndem Boden, zwischen zischenden Dampfkesseln, durch Labyrinthe von Wegen und Gängen kommen wir endlich in's Bureau, wo wir mit einem Führer und Erklärer versehen werden.

Wir stehen zuerst vor zwei geheimnisvollen Ungeheuern, in deren Innern es stürmt und tobt wie ein gefesselter Orkan, der zugleich an allen Wänden seines Körpers vor Wut platzen möchte. „Das sind die „blowers" oder Bläser," sagt der Junge vor der einen Maschine. „Was thun sie?" „Das," sagte er, indem er eine tüchtige Handvoll Rohbaumwolle aus dem Ballen reißt und sie, nachdem er uns den Schmutz, die Holzstückchen und Knoten darin gezeigt, seiner Maschine zu fressen gibt. Sie zupft daran etwa wie eine fromme Kuh, der man

eine Handvoll Heu vorhält. Es ist rasch verschwunden. Der Junge holt einen ganzen Arm voll baumwollenen Schnees unter der Maschine hervor und behauptet, dass dieß die eben verzehrte Handvoll sei. Wir zweifeln, und er zeigt es uns, wie's zugeht. Im Innern wird die Baumwolle mit rasender Kraft und Geschwindigkeit zerzaust und geworfelt, so dass alle fremdartigen Bestandtheile zu Boden fallen.

„Nun ist sie reif und rein zum Spinnen," sagen wir. Das ist ein großer Irrthum. Es war die erste von mehr als zwölf ähnlichen Läuterungen. Die nächsten sehen wir unter den beiden Rohbläsern, eine ganze Reihe dampfzischender und pfauchender Höhlen, in welchen der baumwollene Schnee wie ein milchiger Regen herabströmt. Wir sehen in das Innere hinein und finden, dass die Baumwolle gleich am Eingange von einer furchtbaren Windkraft in die dünnsten Nebel geblasen wird. Stählerne Flügel drehen sich in diesem Raume so rasch, dass sie zu einem kaum sichtbaren Nebelfleck verschwinden. Hier werden die Samenkörner und kleinen fremdartigen Bestandtheile vollends abgesondert und durch unterhalb befindliche Ritzen zu Boden geschleudert, während die leichten Baumwollfasern von Wurfschaufeln im Fluge erhalten werden, bis sie am entgegengesetzten Ende wie ein immerwährender Schneesturm herausfliegen, so dass wir im Nu beim Zusehen über und über in chinesische Trauer gekleidet sind und wie lebendige Schneemänner nebeneinander stehen. Gegenüber wird der Baumwollenschnee von „Käfichen" verschlungen, die ihn auf der andern Seite in wattenartige Bogen gepresst abliefern. Ein Blick in einen solchen geöffneten Käfich zeigt uns einen Wirrwarr von Fress- und Verdauungsapparaten, so schlingt es, so wurmt und windet es sich darin.

Auf diese Weise geht die Baumwolle durch beiläufig zwölf Reinigungs-, Worfel-, Hechel-, Dresch- und Siebungsprozesse, bis sie zuletzt blendend weiß, wunderschön, als ein sich senkender Schnee hinsäuselt, aber ohne Flocken, ohne sichtbare Zwischenräume.

Nachdem die gleichsam flüssige Baumwolle zu „Wickel" — große Rollen — geformt ist, wandert sie zu den „Krämpel-"

und „Kämm-Maschinen," von wo sie den „Ziehmaschinen" überliefert wird, die in wunderbar künstlicher Weise den luftigen Stoff zu Fäden verarbeiten.

„Wenn nun aber einmal ein Faden reißt unter den tausenden?" fragt ein gewissenhafter Weber, „was dann?"

So wie ein Faden reißt, fällt eine Platte an der Stelle hörbar nieder, wodurch vor den Augen des Maschinisten ein Zeichen entsteht, das ihn mahnt, die bestimmte Stelle sofort in Ruhe zu versetzen. Dieß geschieht; eines der beaufsichtigenden Mädchen holt das davongelaufene Stück Faden zurück, legt es an das Ende des zurückgebliebenen, und der Schaden ist schneller geheilt, ehe wir nur bemerken, dass die Maschine still stand. Dieses Ankleben, scheinbar eine gedankenlose Verrichtung, ist beiläufig gesagt eine Kunst, die große Übung verlangt.

Wir steigen ein Stockwerk höher, noch eines und noch eine Treppe: alles Maschinerie, die schnaubend und keichend spinnt und webt. Dazwischen nur einzelne verstreute mechanische, lautlose, in dem ewigen Gewirr und Gedonner ohnehin unhörbare Menschen, alle gespannt aufpassend und mechanisch zugreifend, wenn die Maschinerie es verlangt; über 1800 Menschen, deren Seele und Gesundheit hier mit versponnen wird, indem sie Maschinen beaufsichtigen, welche über 120.000 spinnende Hände nicht bloß ersetzen, sondern an Feinheit und Meisterschaft der Arbeit unendlich übertreffen.

16.

Die Kinder in den englischen Fabriken.

Nicht Hunderte, sondern viele Tausende von Kindern beiderlei Geschlechts werden zu den eintönigsten Arbeiten in Englands Fabriken eingesperrt, von den frühesten Morgenstunden, mit der bloßen Unterbrechung der Speisezeit, bis zum spätesten Abend. Also wider die Natur, wider die Regeln der Fürsorge für die Gesundheit und Entwicklung, wider das einfache Geheiß der Menschlichkeit. Hinweg Freiheit, frische Luft, Entfaltung der

Gliedmaßen, Austausch der Gedanken, Mannigfaltigkeit der Gegenstände und des Denkens! Hinweg Lächeln und Frohsinn, Spiel und munteres Hüpfen, für immer hinweg der Umgang mit Ältern und Geschwistern, der ausgesprochene Dank für das Dasein! Der Sklave, der Gefangene in Eisen, der Gemarterte sogar hat doch Erinnerungen, Hoffnung besserer Zeit, er hat den Trost und das Andenken der Angehörigen, er hat den bessern Vorsatz oder die aufrichtige Reue, ein erhebendes Bewusstsein der Unschuld vielleicht; der Neger hat seine Tänze und mancherlei Dinge, die ihm das Dasein versüßen; hier waltet nichts als Gefühl des Zwanges, fortwährende Langeweile und schlimmere Aussicht, sobald der beschränkte Gedanke erwacht. Die Blume des Daseins ist zerknickt. Vergleiche das mit den Kindergruppen unserer Dörfer! Und warum das alles? Damit wir das englische Gespinst um etliche Kreuzer wohlfeiler kaufen.

17.

Die Alpenwirtschaft.

Ein großer Theil des Hochgebirgs ist von der Natur zur Weide bestimmt; denn unterhalb der Schneegränze, und wo kein nackter Fels aufstarrt, ist es mit einer dünnen Erddecke überzogen, die keinen Anbau dulden würde, aber Feuchtigkeit von spät schmelzendem Schnee, von Dünsten und Regen genug hat, um Gras und Kräuter zu treiben. Diese wachsen nun freilich nicht in so saftigen Blättern und zu solcher Höhe, wie in fetten Wiesen und Marschländern, dagegen äußerst dicht, wie ineinandergefilzt und von kräftiger Würze. Man denke sich die Höhe und Ausdehnung der Gebirge, und man begreift, wie auf den Alpen, wo keine Wälder Wurzelgrund fänden, oder auch in einer Höhe, wo der Baumwuchs schwindet, doch der Gras- und Kräuterplätze eine unberechenbare Menge vorhanden ist. In manchem engen Thale zwischen engen Felsmassen ahnt der Wanderer nicht, dass droben zwischen auf- und absteigenden Höhen und Tiefen die herrlichsten Bergweiden sind. Das Ländchen Glaris am Glärnisch und

an der Limmat ist nur 11 Stunden lang und 9 Stunden breit und nährt doch über 10.000 Kühe und 5000 Schafe. Für diese das niedere Gras zu mähen und in die Thäler zu schleppen, wie mühsam wäre dieß! Das Vieh muß es selbst abweiden. Alpenkraut in hoher Bergluft ist zudem so nahrhaft, daſs keine Stallfütterung unten im Thale ihm gleichkommt. Ganz natürlich hat daher seit undenklichen Zeiten der Bergbewohner den Brauch gehabt, zur Sommerszeit auf den Alpen (so heißen auch die Weideplätze des Hochgebirgs) zu wohnen und das Vieh weiden zu lassen. Zu diesem Behuf sind überall auf den Alpen Hütten errichtet, schlechtweg aus übereinander gelegten Balken, das Dach mit großen Steinen gegen die Gewalt des Windes beschwert. Der Hirt oder Senne ist wenigstens darin geschützt, kann sein Vieh melken und die Milch verarbeiten, oder mit andern Worten seine Alpenwirtschaft treiben. Die Sennen sind größtentheils arme Leute, ihre Nahrung ist Milch, Käsemilch und Zieger, ausnahmsweise noch grobes Brot. Dabei sind sie kräftig und heiter, denn Bergluft erhält frisch. Selten besorgen sie eigene Herden, und noch seltener auf eigener Alpe (oder Alm, wie man in Tirol sagt); gewöhnlich werden sie von Besitzern der Alpenplätze hinaufgeschickt oder pachten eine Alpe und oft die Kühe dazu.

Erfreulich ist der Anblick einer Auffahrt auf die Alpen, d. h. der Auszug einer Herde, wenn sie im Beginn des Sommers auf die Berge geht. Hirt und Herde sind voll Lust. Es ist, als wüſsten es die Kühe, so lustig verlassen sie ihr Dorf, und so munter steigen, ja klettern sie bergan, wenn auch der Weg mühsam ist. Dabei hat der ganze Zug eine gewisse Ordnung, und an Putz und Jubel fehlt es nicht. Im Appenzeller Land am Säntis geschieht es so: Der Senne mit sauberem Melkeimer auf der Schulter und mit Bändern geschmückt, eröffnet den Zug, den Hund zur Seite, einige weiße Ziegen vorauf. Dann folgen drei Kühe, die schönsten der Herde, mit prächtigen großen Glocken am Halse. Hinter ihnen kommt der „Handbub" als Gehilfe des Sennen, auch mit sauberem Melkeimer, und führt

die ganze Kuhherde, deren Reihe der Stier (Munni) mit ein beinigem Melkstuhl auf den Hörnern beschließt. Alles Vieh trägt Glocken, oft in harmonischem Geläute. Damit nichts von der Herde sich verläuft, kommt ein Knecht hintennach, und erst tags darauf wird aus der Ortschaft das nöthige Geräth, hölzerne Milchkummen oder Zuber, der kupferne Käskessel und dergl., auf einem Saumrosse zur Sennhütte geschickt. Butter wird droben wenig gemacht. Käserei ist das Hauptgeschäft, und wird im großen getrieben; die kleinsten Schweizerkäse wiegen an 40, die größten an 100 Pfund, und Tag für Tag wird in jeder Sennhütte ein solcher Käse gefertigt, wozu man sämmtliche am gleichen Morgen und abends vorher gemolkene Milch nimmt. Man verfährt so: der große, an einem Krane hängende Kessel wird über das Feuer gerückt. Die lau gewordene Milch bringt man durch ein Stück Lab (gedörrter und gegorner Kalbsmagen) zum Gerinnen, und rührt so lange, bis die Zersetzung der Milch fertig ist. Dann wird mit einem großen Leintuch der fette Kästeig herausgehoben und in eine glatte, runde Form gethan, worin er bis zum folgenden Tage liegen bleibt, um dann im Kässpeicher zur völligen Austrocknung aufgestapelt zu werden. Aus dem übrigbleibenden Käswasser (Molken) scheidet man nochmals eine magere Käsmasse, Zieger genannt, die der Senne zur Nahrung gebraucht. An manchen Orten versteht man solchen Zieger durch Einmischung gedörrten und gepulverten Alpenklees gar schmackhaft und wohlriechend zu machen, besonders im Glarner Land, dessen grüner Kräuterkäse (Schabzieger) im Auslande sehr beliebt ist. Die ganze Verfahrungsart ist interessant anzusehen, aber noch mehr die ganze Lebensweise von Menschen und Vieh auf einer Alpe. Jede Kuh kennt ihren Namen, und Kühe und Ziegen verstehen den Ruf ihres Sennen. Man nennt die wenigen auf- und absteigenden Töne, die der Senne zu singen pflegt oder auf einer Schalmei bläst, den Kuhreigen. Er klingt im Gebirge gar lieblich, und die Seele des Bergbewohners hängt so daran, dass er in fernen Ländern leicht das Heimweh bekommt, wenn er

ihn blasen hört. Selbst die Kühe, die einmal auf der Alpe gewesen sind, kann man im Flachlande dadurch wild machen.

Die Alpzeit dauert nur 12—18 Wochen jeden Sommer, und zwar am längsten auf den niedern Staffeln des Gebirgs, am kürzesten auf den höhern, wo der Schnee früher fällt und später schmilzt. Im ganzen ähnelt sich die Alpenwirtschaft in den verschiedenen Theilen der Alpenländer, jedoch wird sie in der Schweiz, in Tirol und Salzburg am besten betrieben. Der Bewohner der savoyschen und piemontesischen Alpen ist in allen Stücken nachlässiger und träger, und benützt also auch seine Alpen nicht so, wie der Deutsche. In den östlichen Alpen ist das weibliche Geschlecht mit der Sennerei beschäftigt; in Steiermark und Österreich wird auch schon mehr Butter als Käse gemacht, und wo die Gebirge niederer werden, hört die eigentliche Alpenwirtschaft auf.

Schacht.

18.

Der Gämsenjäger.

Der Gämsenjäger verlässt früh, lange vor Anbruch des Tages seine einsame Wohnung, damit er noch in der Dämmerung auf die höchsten Alpenweiden gelangen könne, wo mit den ersten Stralen der Sonne die Herde von Gämsen sich einfindet, um zu grasen. Sobald er von fern die Stelle entdeckt, wo die Gämsen gemeiniglich sich einzufinden pflegen, steht er still, zieht sein Fernglas aus der Tasche und erforscht genau die ganze Gegend. Erblickt er keine Gämse, so fährt er fort zu steigen. Sieht er aber eine oder mehrere, so bemüht er sich, durch Umwege höher hinanzuklimmen und über dieselben sich zu erheben. Gelingt ihm dieß, so kriecht er leise neben den schrecklichsten Abgründen, auf losen Schieferfelsen und auf dem von Nebel und Thau schlüpfrig gewordenen Rasen hinter den Felsen herum, bis er den Gämsen so nahe kommt, dass er deutlich ihre Hörner sieht.

Sobald sich der Jäger so weit genähert hat, legt er seine Büchse am Felsen an, zielt und schießt. Fällt die Gämse, so läuft er hinzu und schneidet derselben die Sehnen an den Beinen ab, damit sie ihm nicht wieder entrinne. Dann erst besinnt er sich und sieht sich um, wo er sich befinde. Ist der Weg zu steil und zu gefährlich, um eine so schwere Beute nach Hause zu schleppen, so zieht er dem Thiere die Haut ab und begnügt sich mit dem Felle. Ist es aber nur irgend möglich, so bringt er die getödtete Gämse auf seinen Schultern, neben Schlünden und Abgründen vorbei, selten ohne Lebensgefahr nach Hause, wo er das Fleisch mit seiner Familie verzehrt und das Fell verkauft.

Weit öfter geschieht es aber, dass der Jäger von den Gämsen bemerkt wird, bevor er zum Schusse kommen kann. Während diese Thiere im Grase weiden, hält immer eins von ihnen auf einer benachbarten Anhöhe Wache und wird alle Viertelstunden abgelöst. Bemerkt diese Schildwache irgend etwas, das ihr bedenklich scheint, so gibt sie den übrigen durch starkes Pfeifen ein Zeichen. Sogleich laufen diese herbei und untersuchen den Grad der Gefahr. Ist es ein Jäger oder vielleicht ein reißendes Thier, was der Schildwache in die Augen fiel, so setzt sich die erfahrenste Gämse als Anführerin an die Spitze des Haufens, und dann eilen sie mit unglaublicher Schnelligkeit über Felsen und Abgründe, Gletscher und Schneegebirge unzugänglichen Wildnissen zu.

Nun erst wird die Jagd hitzig und mit Gefahren verknüpft; denn jetzt erst erwacht die Leidenschaft des Jägers. Unvorsichtig und ohne Rücksicht auf die schrecklichen Gefahren, denen er sich aussetzt, verfolgt er die Thiere, klettert ihnen nach, die steilsten Felsenwände hinauf, springt ihnen nach über gähnende Abgründe. verfolgt sie über die drohendsten Spalten der Gletscher, vergisst Hunger, Durst, Ermattung, Weib und Kind und behält nur immer unverrückt das vor ihm her entweichende Ziel vor Augen. Endlich geht die Sonne unter, die Dämmerung bricht an; nun erst hält er still und überlegt, wo

er die Nacht zubringen will; denn er hat sich so weit verstiegen, dass jede Rückkehr nach Hause unmöglich ist. Es wird ihm schwer, ein Nachtlager zu finden; denn hier findet sich nicht, wie in der Ebene, ein Baum, auf den er steigen, eine Höhle, in die er sich legen könnte. Hier finden sich nur kahle, nackte Felsen. Auf einem derselben legt er sich nieder, allein oder in Gesellschaft seiner Jagdgenossen. Da bringt er nun die Nacht zu, im Finstern, ohne Licht, ohne Feuer. Sein Nachtessen, etwas Brot und Käse, nimmt er aus seiner Jagdtasche; das Getränk bietet der Gletscher. Das Brot, welches er mit sich führt, ist aus Hafermehl und so hart, dass er dasselbe oft mit Steinen oder mit seiner Achst zerschlagen muß. Ohne letztere geht er nicht aus, denn sie muß ihm oft dienen, Tritte in das Eis zu hauen. So schläft er nun einige Stunden, und ein Stein dient ihm zum Kopfkissen. In der Morgendämmerung steht er auf, setzt seine Muskeln in Bewegung; um sich der Kälte zu erwehren, nimmt er einen Schluck Branntwein, wirft die Jagdtasche über die Schulter, ergreift den Stutzen und geht auf neue Abenteuer aus. Bevor er nicht ein Wild erlegt hat, geht er nicht nach Hause.

Indessen sind Weib und Kinder zu Hause in Angst und Sorgen. Die schreckliche Möglichkeit, dass der Mann, der Vater verunglückt sei, dass er endlich das Ziel erreicht, dem selten ein Gämsenjäger entgeht, quält sie unaufhörlich bis zu seiner Zurückkunft. Der Aberglaube vermehrt noch diese Qualen; denn es ist unter den Alpenbewohnern eine allgemein verbreitete Meinung, dass derjenige, der in den Alpen auf irgend eine Weise einsam umkomme, seinem nächsten Verwandten im Schlafe erscheine, ihm die Stelle anzeige, wo der Leichnam zu finden sei, und ihm den Auftrag gebe, für die Beerdigung zu sorgen.

Und wenn denn nun der Jäger nach langer vergeblicher Mühe endlich seinen Zweck erreicht und eine geschossene Gämse mit nach Hause bringt, so ist die Beute, auf's höchste gerechnet, ungefähr vier bis fünf Thaler wert, denn so viel gilt ungefähr das Fell mit dem Fleische. Welch eine klägliche Entlohnung für so viele Gefahren!

Der Gämsenjäger muß ein außerordentlich guter Schütze sein; denn fehlt er einmal, so gelingt es ihm in den folgenden Tagen selten wieder, zum Schusse zu kommen. Frei von Schwindel und Furcht muß er sein; denn überfällt ihn am steilen Abgrunde oder an der Gletscherspalte auch nur ein augenblickliches Gefühl der Gefahr, in welcher er schwebt, so glitscht er aus und ist verloren. Öfters, wenn er an dem steilsten Abgrunde über einer Tiefe schwebt, die sein Auge kaum ergründet, und wo er nur langsam mit Hilfe seiner Fußeisen weiter fortkriecht, sieht er sich, was in den Alpen sehr gewöhnlich ist, plötzlich mit einem dichten Nebel umgeben. Dann kann er weder vorwärts noch rückwärts. Unbeweglich klebt er an der steilen Felsenwand, wo er seine Fußspitzen kaum festsetzen kann. In dieser gefährlichen Stellung muß er unbeweglich so lange mit Geduld ausharren, bis der Nebel, der oft stundenlang anhält, sich verzogen hat. Trifft er die Gämsen in einem engen, mit Gletschern und Eisbergen überall eingeschlossenen Thale, welches nur einen Eingang durch eine schreckliche Kluft hat (dergleichen Thäler gibt es in den Alpen viele), so ist die Gefahr groß. Sobald die Gämsen ihn am Eingang gewar werden, stürzt die ganze Herde auf ihn zu und wirft ihn durch einen mächtigen Stoß in den Abgrund.

Viele Menschen verlieren alljährlich ihr Leben oder werden zu Krüppeln auf dieser gefährlichen Jagd. Bald führt ein undurchdringlicher dicker Alpennebel, welcher rundumher Berge, Felsen und Gletscher bedeckt, den Jäger irre, führt ihn weit von seiner Heimat in unwegsame Eiswüsten, wo Kälte und Hunger ihn tödten; bald bricht ein plötzlicher Sturm mit Schneegestöber um ihn los, so dass er den Pfad verliert und in dem heulenden Schneesturme elend umkommt; bald nähert sich in schwarzen Wolken ein Gewitter, welches seine Regengüsse herabsendet und die Felsen schlüpfrig macht; bald trocknet eine brennende Hitze die Felsen so sehr aus, dass auf den glatten Steinen der Fuß keinen sichern Halt findet, und der tief gähnende Abgrund alle Augenblicke den herabstürzenden Jäger als Beute zu verschlingen droht. Durch Verwegenheit im Klettern zeichnet sich

namentlich der Berner Alpenjäger aus. Beim Abwärtssteigen hält er hinter sich seinen Stock, auf den er sich stützt, und so glitscht er an der steilen Felswand herunter, gleich als stürzte er sich herab.

Nach Nösselt.

19.

Leben auf der Heide.

Unabsehbar — ein Meer des Sandes mit braungelbem Wellenschlage — liegt die ungarische Öde vor dir. Zahllos sich kreuzende Wege machen es nur dem erfahrenen und heimischen Rosselenker möglich, die rechte Linie herauszufinden, die zu seinem vorgezeichneten Ziele führt.

Kleine verkümmerte Sandpflanzen, staubige Disteln und Wolfsmilch machen den ganzen Pflanzenwuchs aus, unter welchem sich graue Erdmäuse — die freiwilligen Ackerbauer der Heide — und buntpunktierte Brüllfrösche umhertreiben.

Zusammengeballtes Farrenkraut, vom Sturme aufgerollt, bewegt sich in Gestalt von großen Kugeln tanzend über die Fläche, und bei dem leisen Rauschen ihres Fluges eilen die Zieselmäuse furchtsam ihren Löchern zu, und die Grasfrösche springen erschrocken empor.

Auf einem vereinzelt dastehenden Baume, der sich wie ein riesiger Finger zum Himmel erhebt, hat sich mit blitzendem, beutegierigem Auge der Fischaar niedergelassen und verzehrt sein Futter, das er aus dem schilfbedeckten Ried geholt. Mit stolzem, wiegendem Gange schreitet dort der Storch am Wasser hin, umgeben von seinem Hofstaat, den klapperbeinigen Jungen, die hungrig die Hälse recken und mit den kleinen Flügeln schlagen.

Die Sonne sinkt langsam hinab, und riesengroße Schatten — eine Eigenthümlichkeit, die bloß auf den Flächen des Meeres und der Steppe zu finden — breiten sich über die Ebene.

Auf der Stralenglorie zeichnen sich dunkel die Linien einer einsamen Wohnung. Es ist ein Haus aus Lehm geknetet, braun

wie der Wüstensand, mit einem Rohrdach versehen, dem das üppig darauf wuchernde Moos eine dunkelgrüne Sammtoberfläche gegeben. Das Gehöfte umgibt ein geflochtener niedriger Zaun mit einer Einfahrts- und Ausgangsthür ohne Schloss und Riegel; denn furchtlos lebt hier der Sohn der Heide, der kräftig kühne Czikos.

Bloß ein paar weißhaarige Wolfshunde umkreisen still und rastlos lauernd die einsame Wohnung.

Nicht weit vom Szállás — wie man hier zu Lande die vereinzelten Häuser nennt — erhebt ein grauer, hoher, gabelförmiger Baumstamm seine Zinken und nimmt in der Mitte einen Querbalken auf, an welchem eine dünne, lange Stange mit einem Wassereimer befestigt ist, ein Brunnen der einfachsten Bauart; es liegen hölzerne, mit dem Beil ausgehauene Tröge davor, und ringsherum, in Behäbigkeit trinkend und grasend, zerstreut sich die Herde, bewacht vom Hunde, der sich im Selbstbewusstsein seiner Macht auf einem nahen Hügel niedergestreckt hat.

An seiner Seite liegt der Schäfer. In seinen schwarzen Szür gehüllt, den breitrandigen grobfilzenen Krämpenhut, in welchem ein kleines rothes Pfeifchen steckt, auf dem Kopfe, bläst er auf seiner Schilfflöte eine einfache traurige Weise.

Da erheben sich Staubwolken. Lauter Hufschlag herangaloppierender Pferde und wildes Gewieher, das von Minute zu Minute deutlicher hörbar wird, unterbricht die öde Stille.

Eine flüchtende Herde Rosse bewegt sich in rasender Hast über die Steppe. Hinter ihr ein Prasseln und Knistern, ein züngelnder, auflodernder Flammengürtel, von dunkelwallendem Rauche begleitet, der sich nach und nach immer näher wälzt. Es ist ein Grasbrand.

Mit gierigen Zungen erfasst das fesselloſe Element die dürren Disteln und getrockneten Riedgräser, ein leuchtender Fluss, der seine brennenden Wogen rastlos daherwälzt, um zuletzt, wenn er sich den klaffenden Rissen des sandigen Erdreichs nähert, unter dichtem Rauch zu versiegen und zu ersterben.

Die Herde drängt sich ängstlich auf einem Platze zusammen, der Hund rennt bellend in's Weite hinaus, und im hastigen Laufe zurückkehrend bleibt er vor dem Schäfer stehen, gleichsam fragend, was dieser ungewohnte Anblick zu bedeuten habe. Der Hirt hat sich entsetzt dem großartigen Schauspiele zugewendet, und ein hartes Wort über die Zigeuner murmelnd, denen er die Schuld der Brandlegung beimisst, beobachtet er den Lauf des Feuers, das sich zu seiner großen Beruhigung, beim Teiche angelangt, zertheilt, und in entgegengesetzten Richtungen allmählich zu ersterben beginnt. Inzwischen ist es völlig Nacht geworden.

Nachdem der Schäfer die Herde in den Stall getrieben, betritt er die ungedielte Stube. Der Mond bescheint mit seinen kalten Stralen die einsame Csarda, das weithin schimmernde Licht ist erlöscht, in tiefem Schlafe liegt der Hirt, und nur die großen weißhaarigen Hunde umkreisen rastlos das stille Haus.

20.

Die Zigeuner.

Odessa am schwarzen Meere zählt unter seinen Einwohnern auch viele Zigeuner. Da sie fast alle Schmiede sind, so haben sie ihre Zeltreihen da errichtet, wo die meisten Pferde und Wagen zusammenkommen. Es sind lauter krim'sche und tatarische Zigeuner, keine moldauische, die man sonst doch auch in Odessa sieht. Ihre Sprache ist die tatarische, ihre Religion, so viel man überhaupt von einer Religion bei ihnen sprechen kann, die mohammedanische. Sie kleiden sich ebenfalls mehr oder weniger tatarisch. Die Weiber und Mädchen haben einen rothen, mit Goldmünzen besetzten Fes auf dem Kopfe, ihr Haar ist in zwanzig Zöpfe geflochten, wie das der Tatarinnen, und sie rauchen den ganzen Tag, wie die Männer. Ein Reisender erzählt: Ich sah eine Zigeunerin, die so wenig das Rauchen lassen konnte, dass sie selbst, wenn sie Wasser holen gieng, ihre Pfeife nicht aus dem Munde nahm. Die Zigeuner wohnen in den erbärm-

lichsten Zelten von der Welt, gegen die jede lappische „Gamme“ oder jedes kalmückische Filzzelt noch als Palast erscheinen würde. Es ist der merkwürdigste Anblick von Faulheit, den man haben kann, bei schlechtem Wetter diese Leute in ihren Zelten, die ihnen nicht mehr Schutz gewähren als ein Mantelflecken einem Reiter, kauern zu sehen. Eben so interessante Szenen bieten sie dar, wenn sie aus der Krim ankommen und sich auf dem odessa'schen Bazar niederlassen. Zwei oder drei feste Bursche, die in ein paar Tagen ein Haus aufbauen könnten, hämmern und binden ein Zelt zusammen, das ihnen oft unter den Händen wieder auseinanderfällt. Sie richten Stangen in schiefer Richtung auf, stellen vier davon kreuzweise aneinander und legen die fünfte als Dachbalken darüber. Mit Schilf oder Gras binden sie die Enden aneinander und werfen dann einen Leinwandfetzen darüber, dessen erbärmlicher Zustand vermuthen läßt, daß er von irgend einem gescheiterten Schiffwracke gestolen sei. Unter diesen Wetterschirm, der sich gewöhnlich auf der einen Seite an ihren Wagen lehnt, kriechen sie dann bei schlechtem Wetter. Der Vater ist allemal Schmied, die Mutter tritt, bei der Arbeit rauchend, den Blasebalg, und die Kinder werden zum Betteln in die Stadt geschickt. Die älteren Töchter müßen kochen und dem Vater, der beim Schmieden mit den Beinen in einer Grube steckt, das Handwerkszeug zulangen und sonst zur Hand gehen.

So gleichgiltig die Zigeuner gegen alle ihnen von der Witterung angethane Unbill zu sein scheinen, so wenig sind sie es gegen die Genüsse des Lebens, besonders gegen die Gaumengenüsse. Sie sind im höchsten Grade naschhaft, freilich meistens nur in Dingen, die *sie* als eine Näscherei ansehen; ihre delikateste Speise besteht in Igeln. Da diese Thiere nicht sehr häufig sind, so zahlen sie oft den Erwerb einer ganzen Tagesarbeit für ein paar Igel.

Einmal kam, so erzählt derselbe Reisende, eine wilde Truppe Zigeunerbuben und Zigeunermädchen bettelnd auf mich zugestürzt. „Dai pan! Dai pan!“ (Gib, Herr! Gib!) Es war dieselbe

Geschwisterschaft, der ich schon den Tag zuvor eine Kleinigkeit gegeben hatte. „Ich habe euch ja schon gestern gegeben!“ — „Nein, Herr, nein! nein!“ — „Nun, ich will euch noch geben. Das könnt ihr unter euch theilen.“ — „Dai pan! Dai pan!“ — „Wer ist der Älteste unter euch?“ — „Der! der!“ — „Traut ihr ihm?“ — „Wäwim! Wäwim!“ (Wir trauen! wir trauen!) — Als ich ihnen etwas gegeben hatte, liefen sie, ohne sich weiter um mich zu bekümmern, gleich zum nächsten Russen und kauften sich süße Pflaumen und Bonbons. Dann gieng der Trödel schreiend und sich streitend die Straße weiter. Ein Fuhrmann, dem sie unter die Füße liefen, klatschte mit der Peitsche dazwischen. Alles schrie und spie auf ihn, und so gieng es mit fliegenden Haaren die Straße hinunter. Das älteste Mädchen trug noch ein ganz kleines Kind auf dem Arme. Überall, wo der Haufe mit anderen in Streit gerieth, legte es das Kind mitten auf die Straße in den Staub hin, stritt und zankte mit. Ich sah nie so wildes und flüchtiges Gesindel. Die tatarischen Zigeuner sind alle von dieser Art. Die moldauischen stehen schon viel höher und sehen mit großer Verachtung auf ihre krim'schen Brüder herab. Übrigens findet man oft sehr schöne Gestalten unter ihnen, mit Augen wie Kohlen, mit Haar wie Rabengefieder, und besonders trifft man häufig auf Gestalten von edel geformtem Wuchse.

Nach Kohl.

21.

Zigeunerleben.

Im Schatten des Waldes, im Buchengezweig,
da regt sich's und raschelt's und flistert zugleich;
es flackern die Flammen, es gaukelt der Schein
um bunte Gestalten, um Laub und Gestein.
Das ist der Zigeuner bewegliche Schar
mit blitzendem Aug' und mit wallendem Haar,
gesäugt an des Niles geheiligter Flut,
gebräunt von Hispaniens südlicher Glut.

Um's lodernde Feuer im schwellenden Grün,
da lagern die Männer, verwildert und kühn,
da kauern die Weiber und rüsten das Mahl
und füllen geschäftig den alten Pokal.
Und Sagen und Lieder ertönen im Rund
wie Spaniens Gärten so blühend und bunt,
und magische Sprüche für Noth und Gefahr
verkündet die Alte der horchenden Schar.
Schwarzlockige Mädchen beginnen den Tanz,
da sprühen die Fackeln im röthlichen Glanz,
heiß lockt die Guitarre, die Zimbel erklingt,
wie wilder und wilder der Reigen sich schlingt.
Dann ruh'n sie, ermüdet vom nächtlichen Reih'n,
es rauschen die Buchen in Schlummer sie ein,
und die aus der glücklichen Heimat verbannt,
sie schauen im Traume das südliche Land.
Doch wie nun im Osten der Morgen erwacht,
verlöschen die schönen Gebilde der Nacht;
laut scharret das Maulthier beim Tagesbeginn,
fort zieh'n die Gestalten. — Wer sagt dir, wohin?

Geibel.

22.

Der Araber in der Wüste.

Die Gränze des Landes ist erreicht, vor dir liegt das stille Meer der Wüste, eine unermessliche Sandebene. Du betrittst sie mit einem geheimen Schauer. Noch eben hast du Menschenstimmen gehört, den Gesang der Vögel, das Geblök der Herden, die Schalmei des Hirten, das Rauschen des Windes in den Bäumen. Nach und nach verschwindet alles, alles. Das bunte Spiel der Farben hört sogar auf. Du siehst nichts, als die graue, unbewegliche gerade Linie der Sandebene und das blaue Gewölbe des Himmels darüber hinweggespannt, und zwischen beiden nichts, gar nichts.

Je weiter du fortschreitest, desto mehr hört das Leben auf. Der Lebensathem der Natur, den du bisher nicht geachtet hast, steht still, das Säuseln der Luft in den sparsamen Grashalmen. Die Stille ist furchtbar, beängstigend.

Kein Hügel, nicht der eines Maulwurfs, zwischen dir und dem Horizonte. Du bist allein mit deinen Kameelen in der einsamen Natur.

Du ziehst weiter, du horchst durch die lebenslose Stille nach einem Tone, der dich leiten könnte; allein alles schweigt. Schweigend zeigt jetzt dein Führer, dessen Augen von der Wüste und von der Furcht geschärft sind, dir ein paar Lanzen, die über dem Sande hervorragen. Du erblickst nichts. Dann siehst du mit deinem Fernglase zwei schwarze Punkte am Horizont, die der Führer für zwei Reiter erkennt. Sie haben dich lange erblickt, denn sie halten. Dann nähern sie sich vorsichtig; dein Feuergewehr, vor dem sie allein zittern, die Söhne der Wüste, hält sie vom Raube ab.

Du betrachtest sie. Schwarz, klein und hager sind sie, das Bild ihrer dürren Wüste. Du fragst: „Wo hat der Emir sein Haus? Ich bin sein Freund; ich habe seinen Schutzbrief.“ Sie begleiten dich freundlich zum Lager, wohin du willst. Sie zeigen dir seine Zelte. Du siehst nichts, nichts mit deinem Fernrohre, was ihr Falkenauge sieht.

Du lagerst am Abend, und am Morgen siehst du einen schwarzen Punkt, der immer sich vergrößert; du näherst dich demselben gegen Abend. Du würdest das Lager bei Nacht erreichen; aber deine Führer warnen dich. Große, böse Hunde umstreifen des Nachts in großen Kreisen das sichere Lager und zerreißen jeden, der sich nähert.

Früh am Morgen erreichst du den Kreis schwarzer Zelte; in der Mitte steht das größere, grüne des Emirs, von den Zelten seiner Familie umgeben, abgesondert von denen seines Stammes durch einen weiten Raum.

Der Führer bringt dich vor sein Zelt, das er gestern verlassen hat, um die Wüste zu durchstreifen.

Da siehst du seine Knaben und Mädchen noch schlafen. Ein dreijähriger Knabe ruht auf einer Stute; zwischen den Hühnern, zwischen Pferden und auf letzteren schlummern die andern.

Die Stute erhebt das Haupt, schüttelt vorsichtig das Kind von ihrem Halse und steht auf, ihren Herrn zu begrüßen. Sie schreitet über die schlafenden Kinder vorsichtig hinweg.

Es reicht der Araber, der nun dein Wirt ist, dir die Hand und ruft: „Friede sei mit dir!“ — dieselben Worte, welche Abraham vor Jahrtausenden sagte — und du antwortest ihm: „Mit dir sei Friede!“ Dann hebt er deine Hand zwölfmal und öfter empor, küsst die seine und fragt zwölfmal: „Wie befindest du dich, mein Bruder?“ Und zwölfmal fragst du dasselbe ihn.

Dann küsst er dem Gaste den Bart; denn der Mann trägt im Morgenlande einen Bart, nur der Sklave nicht, nicht der, auf dem Schande oder Schmach ruht. Er sagt dabei: „Der Segen Gottes zieht mit dir in mein Zelt, in unser Lager; drum sei mir herzlich willkommen!“

Du antwortest ihm mit ähnlichen Worten. Jetzt fasst er deine Hand und führt dich in den Mensil, oder das Gastzelt des Emirs, dem der Knabe deines Führers schon Nachricht gegeben hat. Du findest schon die Leute des Emirs die Tapeten auf dem Fußboden ausbreiten, Polster und Kissen.

Der Emir tritt in das Zelt, dich zu begrüßen; eben dieselben Komplimente wie früher. Man bringt den Kaffee, die Pfeife. Deine Kameele werden abgepackt, deine Pferde besorgt, getränkt, gefüttert. Man fragt dich höflich, ob du die Nacht über im Lager bleiben, ob du weiter, wohin du reisen willst.

Du erklärst die Art deines Geschäftes. Man bringt das Mittagsessen. Die Vornehmsten des Lagers leisten dir Gesellschaft; du erhältst den Ehrenplatz. Das beste wird aufgetragen: Reis, Milch, Käse, Früchte, Honig. Ist dein Wirt ein Emir, so erhältst du gesottenes oder gebratenes Fleisch. Man langt mit der rechten Hand zu, die linke berührt das Essen nie. Während des Essens herrscht tiefes Schweigen, am Schlusse reicht man Kaffee und die Pfeife, und nun beginnt das Gespräch. Erzählungen aus „Tausend und eine Nacht“ erheitern den Kreis.

Bleibst du nur die Nacht im Lager und gehst schon am andern Morgen wieder, um den Emir zu sehen, oder um eines

andern Geschäfts willen, so gibt man dir ein Frühstück; der Scheich erkundigt sich nach deiner Gesundheit, nach deinem Schlafe.

Du reisest ab, der Scheich entschuldigt sich, dass er dich nicht besser habe aufnehmen können. Er beklagt sich über die Kürze deines Aufenthalts. Das Abschiednehmen ist eben so wortreich. Man umarmt sich und wünscht einander hundertmal den Segen des Himmels; endlich steigt der Gast zu Pferde. Die Kameele sind bepackt worden mit Lebensmitteln für dich, mit Hafer für die Pferde; man begleitet dich, sind die Wege gefährlich, bis in's nächste Lager und scheidet endlich mit vielfachen Segenswünschen.

Nach Strohbach's Lesеb.

23.

Ein Tag unter dem Äquator.

Ein Reisender beschreibt von Brasilien aus einen Tag unter dem Äquator folgendermaßen:

Wie glücklich bin ich hier, wie tief und innig kommt hier so manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand! Dieser Ort, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinen, zeitiget Gefühle und Gedanken. Ich meine besser zu verstehen, was es heiße die Natur zu beschreiben. Ich versenke mich täglich in das große und unaussprechliche Stillleben derselben, und vermag ich auch nicht, es ganz zu erfassen, so erfüllt mich doch die Ahnung der Herrlichkeit Gottes, der die ganze Natur in so großer und stiller Schönheit erschaffen, mit nie gefühlter Wonne.

Es ist drei Uhr morgens; ich verlasse meine Hängematte, denn der Schlaf flieht mich; ich öffne die Läden und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Wiederscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnisvoll und still ist alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Veranda und betrachte meine trauten Freunde: Bäume und

Gesträuche, die um die Wohnung her stehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Nacht auf, wenige Blumen stehen geöffnet. Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um das verführende Licht meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Thau die frischaufathmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Zikade, die im Hause wohnt, lockt mich mit heimischem Gezirp wieder hinein, und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den pankenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches oder dem klagenden Rufe eines Ziegenmelkers wach erhalten. Um fünf Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines, gleichmäßiges Grau, mit Morgenroth verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel, nur der Zenith ist dunkler. Die Farben der Bäume treten näher und näher, der Landwind, der im Osten aufsteht, bewegt sich langsam, — schon schimmern rosenrothe Lichter im Wiederschein um die Gipfel der Bäume. Die Zweige, die Blätter regen sich; Käfer fliegen, Mücken summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend in's Dickicht zurück; die Nachtschmetterlinge suchen lichtscheu ihre Waldnacht wieder; auf den Wegen regt sich's, die Nagethiere laufen in's Gemäuer zurück und die hinterlistigen Marderarten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen anruft.

Immer heller wird's in der Luft; der Tag bricht an; eine unbeschreibliche Feier liegt in der Natur; wie rothe Blitze leuchtet der Sonnenrand; jetzt steigt die Sonne empor, in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft glühende Stralen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, große Reflexe flüchten sich verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde in frischem Thauglanz, festlich, jugendlich heiter. Kein Wölkchen am Himmel, ungetrübt wölbt er sich über der Erde; alles ist Leben, Thiere und Pflanzen im Genuss oder im Kampf. Um sieben Uhr beginnt der Thau zu

verschwinden, der Landwind läßt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtig blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelöst sind, bis sie späterhin niedrig am westlichen Horizonte kleine weißflockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagesgestirn zu und verlängern sich allmählich weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken, der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; andere Blüten entfalten sich; andere hat die schnellere Entwickelung bereits hinweggerafft. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf, sie gestalten sich zu breiten, lichten Massen, und ziehen bisweilen verdunkelnd und kühlend unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrscht. Es zucken die Pflanzen unter den sengenden Stralen der Sonne; ganz selbstverloren geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibri schwirren lustig umher, ein lebendiges Farbenspiel; es gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durcheinander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägeren Thiere empfinden den Sonnenreiz; das Krokodil steigt vom Schlamme des untern Ufers weiter herauf und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihrem feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfarbige Schlangen schleichen in die warmbeleuchteten Fußwege. Die Wolken senken sich tief, sie sondern sich schichtenweise ab, immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie bläulichgrau den Horizont, gegen den Zenith türmen sie sich auf zu helleren, weitverbreiteten Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der Luft. Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel, nur hie und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich, aber desto heißer liegt die Glut der Luft auf der Landschaft.

Mittag ist vorüber, trüb, schwer melancholisch hängt diese Stunde über der Natur; immer tiefer greift die Spannung. Hunger und Durst jagen die Thiere umher, nur die ruhigen,

die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten, ahnen nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt; schon kühlt sich die Luft ab, die Winde fahren wild gegeneinander; sie wühlen den Wald auf und das Meer, das immer schwärzer einherwogt, und die Flüsse, die dunkler und vom Winde übertönt, lautlos dahinzufließen scheinen. Der Sturm ist da!

Zwei-, dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei-, dreimal rollt der Donner; rollt langsam ruhig, erhebend; Tropfen fallen.

Die Pflanzen athmen aus der Ermattung neu auf; ein neuer Donner, und — nicht Regen, Wasserströme gießt nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald seufzt; das lispelnde Plätschern der Blätter wächst zum Rauschen an, zum weithin tönenden Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Äste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Orkan den letzten Reiz der Zartheit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern.

Auch die Thierwelt ist von der furchtbaren Stunde ergriffen worden; verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insekten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt, läßt das Raubthier nach in der Verfolgung; nur die kaltblütigen Amfibien freuen sich der herabstürzenden Flut, und tausendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu, oder ergießt sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab, die Wolken entleeren sich allmählich, — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber.

In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus langgedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr auseinanderziehen, nach Süden und Norden sich senken, und wie am Morgen, in dünnen, leichten Gestalten den azurnen Grund des Firmamentes umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die

Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde später, und keine Spur des Sturmes ist mehr vorhanden; in neuer Frische, vom warmen Sonnenstral abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Thier bewegt sich wieder nach alter Weise, den angestammten Trieben Folge leistend. So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weißen Flocken am Horizonte; sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt, und tritt, umgeben vom buntesten Farbenschmelze, aus dem westlichen Thore des Firmaments. Mit ihr verschwinden die unruhigen Bewegungen der Thierwelt, welche nun stille werdend, sich der nächtlichen Ruhe überläßt. Noch schimmern einzelne Lichtblicke im Abglanze der untergegangenen Sonne um die Firsten, da steigt in stiller Kühle, ruhig, mild und geisterhaft, der silberweiße Mond über den dunkeln Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht: in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und der Äther, sich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, stralt Demuth und Vertrauen in das Herz des Menschen.

24.

In der kalten Zone.

Man erstaunt über die Gefahren und Entbehrungen, denen sich der Kaufmann preisgibt, welcher auf dem Schiff der Wüste — dem Kameele — Afrika's glühenden Sandozean durchzieht, der stets bereit ist, den kühnen Wanderer unter seinen Wogen zu begraben. Räuber drohen dort mit Plünderung und Sklaverei, heiße Winde wälzen sich erstickend über die unabsehbare Fläche daher; dagegen ist aber auch die Reise ziemlich schnell gewesen, und reicher Gewinn entschädigt den kühnen Abenteurer zur Genüge.

Man betrachte nun aber den Russen, der um zehn Prozent zu verdienen, jährlich zweimal 3000 Werste von Jakutsk bis zur Kolyma und zurück, bei einer Kälte von 30 Grad durch dichte Wälder und über unermefsliche gefrorne Sümpfe zurücklegt, ohne monatelang einen Menschen zu sehen und für sein Haupt ein Obdach zu finden, in steter Gefahr, unterwegs durch Schneegestöber verschüttet, oder in seinem Nachtlager die Beute wilder Thiere zu werden, oder endlich, was noch schlimmer ist, nach dem Verlust seiner Pferde, die oft wegen Mangel an Futter zu Grunde gehen, sich lebendig in der Wüste begraben zu müßen!

Langsam, eines hinter dem andern, Schritt für Schritt, schleppen sich die müden Pferde unter der Last von 7 Pud (1 Pud = 40 Pfund). Schwer schreiten sie durch die Schneemassen, auf denen man nur die Fußstapfen wilder Thiere, nur die Schichtenstreifen des gestern gefallenen Schnees erblickt. Die Reisenden in Dachi (Pelze aus Ziegen- und Pferdefellen, das Haar nach außen) gehüllt, in ungeheuren Mützen, Tschabak genannt, und in Rennthier-Untas (Stiefel aus Rennthierfellen bis über die Knie reichend), mit Larven und Halskragen vermummt, sitzen unbeweglich auf hohen Sätteln. Alle schweigen. Die Luft ist schwer und düster; die Karawane zieht durch fühlbar dichte Nebel. Endlich bricht das Licht des Tages herauf; am Rande des Horizonts glüht der blutrothe Streif des ersten Sonnenstrales, die lichten Dünste beginnen ihre Hülle zu heben, aber noch lagern sie wogend über dem Haupte der Reisenden. Die Sonne geht auf; wie eine Feuerkugel, die auf der Erdoberfläche daherrollen will, erscheint sie; tausend Regenbogen spielen auf dem Schnee und auf den von Eis starrenden Sumpfgräsern und den Zweigen der niedern Gesträuche. Diamantene Troddeln, Fäden, Spitzen und Gehänge schwanken, flimmern und werfen Stralen, Flitter schweben glitzernd in der Luft, Stralen schießen auf und wogen gleich Saatfeldern auf dem Boden; die durch den Nebel zurückgeworfenen und vergrößerten Schatten der Bäume steigen gleich Riesen aus der Erde hervor in mannigfachen Gebilden als Türme, Säulen, Schlösser, — eine pracht-

volle Erscheinung, die aber schon im nächsten Augenblick wieder verschwunden ist.

Die Sonne sinkt, und mit ihr zerrinnt der ganze bunte Zauber; auf's neue dehnt sich in unabsehbarer Ferne die weiße Decke des Schnees aus; auf's neue stehen ringsum die Gerippe der mit Reif belasteten Gesträuche. Kein Laut weckt die tiefe Stille dieser Wüste, man ist im Reiche des Todes.

Endlich ist nach den Kennzeichen die Stelle des Nachtlagers in der Nähe. Die Treiber ermuntern ihre Pferde und bald ist man an Ort und Stelle. Hier soll übernachtet werden. Schwarzgebrannte Baumstämme starren aus dem Schnee — hier ist die Feuerstätte. Die Reiter steigen ab. Die Jakuten entlasten ihre Pferde, andere von ihnen suchen Weideplätze, wo ihre Thiere mit leichterer Mühe das dürftige Moos aus dem gefrornen Sumpfe mit dem Hufe hervorscharren können; noch andere schleppen Reiser herbei. Allmählich flammt knisternd ein Feuer auf; die Kaufleute lagern sich auf Decken um dasselbe her und erwarten Thee und Abendessen. Die Kleidung, alles ist vom Froststaub weiß, die Larven sind mit Eis überzogen, man nimmt sie ab, um sie zu trocknen. Die Reisenden athmen freier, aber ihr Athem fliegt zischend als Reif; sie sprechen, und die Bewegungen der Töne sind in der Luft sichtbar. Es dauert lange, bis man den Schnee schmelzt, bis das gefrorne Brot aufgethaut und das Essen gekocht ist, das man genießen muß, ohne den Kessel von den Kohlen zu nehmen und ohne die Faust-handschuhe auszuziehen. Legt man sich aber schlafen, so muß man sich durchaus entkleiden und in andere trockene Pelze hüllen, damit die von den Ausdünstungen durchdrungenen Pelze wieder trocknen können. Man kann sich vorstellen, wie angenehm ein solcher Kleiderwechsel und ein solches Nachtlager bei Wind und Kälte sein mag. Oft erhebt sich in der Nacht ein Sturmwind und überdeckt Reisende und Pferde mit Schneehaufen, dann geschieht es zuweilen, dass man in dieser Lage tagelang bleiben muß, um den Thieren die nöthige Erholung zu gönnen. Mit dem Morgen beginnt man die Reise wieder bei

dem Glanze des Nordlichts, das entweder als Raketengarbe über dem Himmel ausgebreitet liegt, oder als Regenbogen aufgeht, oder in leuchtenden Stralen aufschießt. Die ganze Reise ist von ertödtender Einförmigkeit. Nur ein unbehaglich krankhaftes Gefühl erinnert den Menschen, dass er noch lebt; Herz und Sinne sind erstarrt, und der Geist ist öde und wüst, wie die Natur rings umher.

Sind auf diese Weise die Waren nach den Polargegenden gebracht, so werden sie von den Kaufleuten in Saschiwersk, in Mittel- und Nieder-Kolymsk an Beamte, an die kosakischen Einwohner, an Jakutenabkömmlinge, die ihre Muttersprache vergessen haben und an Tschuktschen auf dem im März oder Anfang April gehaltenen Jahrmarkte verkauft. Gegen Kessel, Nanking, grobe Tücher und allerlei Kleinigkeiten handelt man die schönsten schwarzen Füchse, Zobel und Polarfüchse ein, — Pelzwerke, welche in allen Gegenden die gesuchtesten und theuersten sind.

Die Tschuktschen, ein wildes, kriegerisches Volk, nehmen zwar von der russischen Regierung Geschenke für ihre Ältesten an, erkennen aber die russische Oberherrschaft nicht an. Sie sind, wie alle wilden Stämme, leidenschaftliche Freunde des feurigen Giftes — des Branntweines. Zwar ist der Tauschhandel mit dieser heillosen Ware streng verboten; allein man weiß ja, dass verbotene Frucht nur um so süßer schmeckt; und so kommt es nicht selten vor, dass gegen das erste Glas Branntwein leicht ein schwarzer Fuchs, für das zweite vielleicht ein dreifaches verhandelt wird. Nachdem man die Felle in Zimmer (1 Zimmer = 40 Felle) getheilt, in Felleisen eingenäht, und Mammutknochen eingehandelt hat, beladen die Kaufleute ihre Pferde und eilen über die gefrorenen Moräste zurück, bevor die Rinde unter dem Moose aufthaut, um bei dem Schlusse des Jahrmarkts zu Jakutsk im Juli bei ihren Frauen und Verwandten einzutreffen.

25.

Die Kunst.

Bei allen Völkern ist die Kunst der Wissenschaft vorangeeilt; die schaffende Einbildungskraft erwacht früher als die forschende, sichtende Vernunft. Die ersten Anfänge der Kunst waren da, als der wilde Jäger seinen Schild und seinen Köcher bemalte, der Hirt seinen Stab mit Schnitzwerk bedeckte und zum Gesang der Jungfrau auf der Hirtenpfeife blies. Das Größte ist überall nur aus rohen Anfängen entstanden; das Vollendetste ist nur das Erzeugnis der höchsten schaffenden Geisteskraft.

Bediente sich die schaffende Einbildungskraft (Fantasie) zur Darstellung des Schönen der Farben, so entstand ein Gemälde — Zeichenkunst und Malerei; bediente sie sich der Töne, so entstand ein Tonstück, Gesang, Musik; prägte sie ihre Ideen den Körpern auf, so entstand die Bildhauerkunst (Skulptur) und die Baukunst (Architektur); war aber die Sprache das Mittel ihrer Darstellung, so entstand die Dichtkunst (Poesie).

26.

Der Stefansturm zu Wien.

Wer sollte nicht irgendwo gelesen oder gehört haben von den Piramiden als den Wunderwerken des Alterthums, an denen nicht selten an hunderttausend Arbeiter wohl vierzig Jahre bauen mußten, ehe sie diese Steinkolosse zu einer Höhe von fünfthalbhundert Fuß auftürmten? Diesen Riesenbauten gegenüber scheinen die Werke deutscher Baukunst, der Straßburger und Kölner Dom, das Rathhaus zu Amsterdam und andere minder merkwürdig, und doch sind sie unendlich mehr als jene Masse aufgetürmter Steinblöcke.

Betrachten wir die Stefanskirche zu Wien, ein Bauwerk, welches unstreitig zu den großartigsten gehört, die es auf der

Erde gibt, und gegen welches die Piramide der Faraonen nur wie ein roher Knabenversuch aussieht!

Hat man sich durch die engen Gassen Wiens, in denen ein buntes Volksgewimmel auf- und abwogt, hindurch gewunden, so gelangt man auf den geräumigen Stefansplatz, auf welchem der Stefansmünster sich erhebt, dessen Turm man schon in der Entfernung von vielen Meilen erblickt. Groß und gewaltig hat man sich diese Zierde der Kaiserstadt gedacht, wenn man nun aber vor ihr steht und an ihrer Turmpiramide hinaufschaut, so wird man auf's tiefste ergriffen von der Erhabenheit dieses Bauwerkes und von der Macht und Hoheit des christlichen Glaubens, der solche Riesendome schuf. Man bewundert die Kraft der mittelalterlichen Staaten und Städte, welche so ungeheure Bauten auszuführen im Stande waren, sowie das Genie der Baumeister, welche so großartige Pläne auszudenken und zu vollenden wusten.

Welch ein Riesengedanke, einen Münster in Kreuzform zu bauen, welcher 342 Fuß lang, 222 Fuß breit, bis an's Dach 88 und bis zum Giebel 105 Fuß hoch ist, an dessen Westseite die beiden sogenannten Heidentürme von je 202 Fuß Höhe und auf der Südseite, dicht neben der Kirche, den 435 Fuß hohen Turm aufsteigen zu lassen! Welch ein Riesengedanke, dieses Bauwerk von außen und innen mit tausenden von Pfeilern, Spitzbogen, Nischen, Figuren, Türmchen und Zacken, gewaltigen Bogenfenstern und überwölbten Eingangsthoren zu schmücken, so dass jede Stelle ihre angemessene Verzierung hat und das Ganze doch ein Ganzes bildet: ein Rundgemälde der Welt, ein versteinertes Gedenkbuch des christlichen Glaubens! Was ist gegen diesen Dom ein griechischer Tempel mit seiner Säulenhalle und seiner figurenreichen Dachgiebelwand!

Unsere Bewunderung steigt, wenn wir das Bauwerk in seinen einzelnen Theilen betrachten. Der Stefansturm bildet eine vierseitige Piramide, die sich von Stockwerk zu Stockwerk verjüngt und wie aus lauter Pfeilern und Bogen gewebt scheint. Thürhallen bilden den untern Theil, über diesen steigen riesig

große Fenster in kühnem Bogenschwunge empor, auf denen spitzbogige Giebelwände einen Abschluss zu bilden scheinen, da unter ihnen zwei Gürtel kleinerer Bogenfenster sich um den Turm schlingen. Aber siehe! der Turm steigt in leichtem Schwunge noch höher, Fensterbogen erheben sich über Fensterbogen, Pfeiler über Pfeiler und bilden endlich eine Gallerie von 12 Piramiden, von wo ab der Turm noch höher emporschießt, und, nachdem an zwei Stellen Gürtel von Spitzbogengiebeln, wie Knoten am Halme, gewissermaßen die Ruhepunkte seines Fluges bezeichneten, endlich in einer steinernen Rose gipfelt. Auf dieser tront ein Doppeladler, der ein vergoldetes Kreuz als die äußerste Spitze des Turmes trägt. Auf 730 Stufen steigt man bis zur Gallerie, von da auf Leitern bis zur Rose des Turmknopfes. Auf jener Gallerie stand Rüdiger von Starhemberg, um während der denkwürdigen Belagerung Wiens durch die Türken das feindliche Lager zu beobachten. Von hier aus kann man den Turmbau selbst näher betrachten. Die Turmwände sind bis zur Gallerie mit zahlreichen Fenstern durchbrochen und gleichen dem Muster eines Spitzengewebes; an den Ecken und Absätzen der Pfeiler stehen Figuren unter schön ausgezackten Baldachinen; Zackenlinien, Spitz- und Rundbogen wechseln mit geraden Linien, und reichverzierte Giebel mit Nischen und gothischen Turmpfeilern, welche zierliche Knäufe, Rosen und Kreuze tragen.

Großartig ist die Aussicht von der Gallerie über die weite March- und Donauebene, deren Gränzen im Duft der Ferne zerfließen. Dort war das Schlachtfeld, wo Rudolf von Habsburg mit beispielloser Tapferkeit seinen stolzen Gegner besiegte, die Donau hinab. Deutsch-Wagram und Aspern, wo der Held Erzherzog Karl mit Napoleon rang; hier dicht vor den Thoren lagerte Thurn mit den Böhmen, standen schwedische Reiterposten; nach Osten zu breiteten sich die Türkenlager aus. Große geschichtliche Erinnerungen erwachen bei der Rundschau vom Turme, und man könnte darüber selbst die Schönheit der Gegend vergessen. Hier ragen die Alpen fern herüber mit ihren dunklen Bergstreifen und hellen Schneehäuptern, dort dehnt sich eine

unermeſsliche Ebene aus, durchzogen von dem Silberfaden der Donau, und zu Füßen des Turmes lagert die Kaiſerſtadt mit ihrem Häuſermeer von Paläſten, Kirchen, Türmen, Promenaden, Plätzen und langgedehnten Straßen.

Rieſenhaft wie der Turm ſind auch die Glocken, welche er trägt, denn die größte derſelben wiegt 354 Zentner und ihr Klöppel außerdem noch 13 Zentner. Sie wurde 1711 aus den Geſchützen gegoſſen, welche man den Türken 1683 abgenommen hatte. Über 200 Menſchen zogen an der Schleife, auf welcher ſie nach dem Turme geſchafft wurde, und nur mit Hilfe der gewaltigſten Maſchinen war es möglich, die ungeheure Laſt auf den Turm zu heben. Da hängt ſie denn hoch auf dem Glockenſtuhl, ein redender Zeuge aus großen Zeiten.

Fr. Körner.

27.

Georg Hauſer, der erſte Bauherr des Stefansturmes zu Wien.

Bis ſpät hinein in tiefe Nacht der Meiſter Georg Hauſer wacht, er wacht und ſinnt und ſinnt und denkt, wie recht der Bau jetzt ſei gelenkt, beſtellt ja hat von Neuburg ihn Erzherzog Rudolf in ſein Wien, daſs zu Sankt Stefan einen Turm er bauen mög' zum Trutz dem Sturm.

Und wie nun kaum der Morgen graut, da wird's am Gotteshauſe laut, da ſteht der Meiſter frank und riſch und ſchafft und lenkt und ordnet friſch und überſchaut der Löhner Thun und mag nicht vor dem Ave ruh'n.

So treibt er's fort von Tag zu Tag, wohl fördern da der Bau ſich mag, ſchon ſteigt er höher ſtets empor, ſchon ſpringet Säul' um Säule vor, ein Quader ſich zum andern reiht, als wie zum Trutz der Ewigkeit.

Und wie der Turm ſo ſtolz und hehr dem Grund entſteiget mehr und mehr, und höher ſtets und höher ſtrebt, es heißer

auch sein Herz durchbebt, und höher stets die Brust ihm schwillt, die Künstlerstolz und Ehrsucht füllt.

Jahrhunderte, sieht er voraus, sieht prangen Turm und Gotteshaus, Paläste, Wägen nah und fern und schöne Frauen, schmucke Herrn, ein neu Geschlecht mit Braus und Schall hintreiben sich gleich Wogenschwall, sieht drängen sich das Volk zu Hauf voll Staunen seh'n zum Turm hinauf, und fragen hört er, was da geht: wer war's wohl, der den Turm erhöht? wie hieß der Bauherr? saget an. Der Georg Hauser hat's gethan! —

So träumt er oft, von Ehrbegier zerspringt die Brust im Innern schier, und heft'ger spornt mit jeder Stund' die Sehnsucht seine Seele wund, vollendet in der Lüfte Weh'n am Münster dort den Turm zu seh'n.

Zwei Drittheil hat er schon erreicht, wie dünkt der Rest ihm nun so leicht, wie blickt des bald'gen Siegs bewußt zum Turm er jetzt in stolzer Lust und ruft: „Nur frisch, Gesellen mein, der Meister möcht' zu Ende sein!"

Und fleißig bauet fort und fort der Hauser an dem Turme dort, der Hammer gellt, die Rolle knarrt, der Löhner schafft, der Kärrner karrt, da überfällt des Siechthums Qual des Meisters Leib mit einemmal, sein Antlitz bleicht, die Sehn' erschlafft, dahin, dahin die stolze Kraft. Doch mitten unter seiner Pein gedenkt er nur des Turms allein. „O Turm, o Turm, mein Ruhm, mein Glück, wann sieht dich deines Meisters Blick?"

Doch schlimmer wird von Tag zu Tag des armen Meisters Leid und Plag', es sagt's sein Inn'res ihm zur Frist: der Meister jetzt am Ende ist.

Da blickt zu ihm in's Kämmerlein des Ostermorgens Dämmerschein! und Meister Hauser fühlt's, es mag für ihn wohl sein der letzte Tag.

Doch gottergeben ist sein Sinn, und Schein und Ehrsucht schwinden hin, nur einmal möcht' den Turm er seh'n, kann früher nicht von hinnen geh'n.

Wohl leiten da vom düstern Haus die seinen ihn zum Bau hinaus, schon steht die Menge trüb und stumm um Hauser an dem Turm herum.

Der Meister aber sinkt zur Erd', den Blick hinan zum Turm gekehrt, und zieht vom Haupte das Barett und hebt die Hände zum Gebet: „O Herr, ich weiß, wie du's gewollt, doch that ich nimmer, wie ich sollt'; verblendet von des Ruhmes Trug mein Herz von eitler Selbstsucht schlug, du aber wolltest, dass allein voll Demuth sollt' der Bauherr sein, weil jedes andre ist verkehrt, den Meister und sein Werk entehrt."

„Und weil so thöricht ich gefehlt, nur eitlen Schein mein Herz erwählt, so rufst du wohl vom Erdenrund mich ab, o Herr, in dieser Stund', doch gerne büß' ich meine Schuld, nur mögst verzeihen du in Huld, es hieng ja doch zu jeder Zeit an dir mein Herz mit Frömmigkeit!"

Dieß Wort der kranke Meister sprach und senkt das Haupt dann allgemach, hell stralt auf ihn das Morgenroth, doch war der wackre Meister todt.

J. N. Vogl.

28.

Der christliche Kirchenbau in seiner sinnbildlichen Bedeutung.

Die ursprüngliche Gestalt christlicher Kirchen ist das *längliche Viereck*, entsprechend den älteren Speisesälen, oder der Gestalt der Arche Noe's. Der heilige Augustinus sagt hierüber: „Die Arche Noe's, welche die Gestalt der Kirche trug, war erbaut aus viereckigem Holzwerke. Und was soll das *viereckig* heißen? Merke wohl auf den Vergleich! Dem viereckigen Steine soll auch der Christ gleichen. Nie fällt er, auch wenn er angestoßen wird, und wirft man ihn um, so fällt er auch dann nicht. Wie man auch immer einen viereckigen Stein wenden mag, er steht allzeit aufrecht, und so finde auch den Christen jedes Ungemach aufrecht stehend!" Auch der Tempel Salomo's

war ein längliches Viereck, gleich der Stiftshütte, und der neue Bund gieng in seinen Bauwerken ebenfalls gern auf diesen zurück, so mehr, da das Viereck nach den älteren Vorstellungsweisen zugleich der Erdgestalt entsprach, und diese durch das große viereckige Tuch wieder versinnbildet erschien, welches Petrus im Gesichte sah. Der Norden dieses Vierecks war die Wohnung der Finsternis, der höher gelegene Osten die Quelle des Lichtes. Noch bis in's Mittelalter hinein behauptete sich die Vorstellung von der viereckigen Gestalt der Erde.

Wenn man bisweilen schon im vierten Jahrhundert die Kreuzform beim Kirchenbau übte, so widerspricht dieß keineswegs dem eben Gesagten, denn das Kreuz ist ja nichts weiter als zwei Vierecke (längliche), von denen eines das andere durchschneidet; das Kreuz sind zwei Vierecke, welche das alte und neue Testament versinnbilden. Wenn Kaiser Konstantin gern im Achtecke baute, so ist darin ebenfalls das griechische Kreuz enthalten, d. h. ein solches, in welchem beide Balken einander gleich sind. Verbindet man die Ecken eines solchen Kreuzes mit einander, so entsteht das Achteck.

Dass die Kreuzform in der christlichen Kirche übrigens Grundform, und mindestens durch die innere Einrichtung angedeutet wurde, hängt nothwendig mit der hohen Verehrung zusammen, welche der Christ vor dem Kreuze, dem wahren Lebensbaume, zu aller Zeit empfand. Kaiser Konstantin siegte im Kreuzeszeichen, und bald wurde es die Fahne und das Feldzeichen der irdischen Könige, wie es das Siegeszeichen des himmlischen Königs gewesen. Wie der Priester noch heut das Kreuz auf dem Opferkleide trägt, so war es in ältesten Zeiten auch ein Hauptschmuck der Häuser, vom niedrigsten bis zum höchsten, und es dürfte uns daher befremden, wenn das Kreuz nicht auch beim Bau und in der Einrichtung christlicher Kirchen Grundlage und Richtschnur geworden wäre.

Das Haupt des Kreuzes liegt im Osten, und dieß leitet uns zunächst auf die Richtung (Ostung) der ganzen Kirche. Das Gebet des Christen soll nach Osten, also auch nach der Gegend seines

Tempels gerichtet sein, wo schon in den ältesten Zeiten das Bild des Heilandes prangte. Von Westen nach Osten, von der Nacht zum Lichte soll er sich wenden, wie die ganze Kirche von der Nacht zum Lichte zeigt und führt und deshalb ihren Eingang im Westen hat. Apostolische Satzungen gebieten diese Richtung ausdrücklich.

Die Kirchen liegen hoch, sie schauen als Warten über das Land. Wenn nach dem Ausspruche des Heilandes seine Kirche auf den Felsen gebaut ist, konnten dann seine Kirchen eine bessere Stellung haben?

Der Mittelpunkt des ganzen christlichen Kultus ist das heilige Opfer, und daher muß auch jedes kirchliche Gebäude zuerst eine Opferstätte (Altar) haben, ohne welche es keine Kirche sein würde. Dieses Opfers und der Segnungen desselben soll aber auch die Gemeinde theilhaftig werden, sie soll außer dem Opfer noch kirchliche Belehrungen empfangen, weshalb die Kirche ferner eines Raumes für die Gemeinde bedarf. Die alte Kirche übte aber auch noch das Strafrecht und legte Bußübungen auf, sie übte Werke der Mildthätigkeit an Armen; und auch für diese Zwecke bedurfte sie eines Raumes, welchen man den Vorhof nannte. So hat jede Kirche drei Theile: die Opferstätte, das Schiff und den Vorhof.

Die Opferstätte pflegt heutzutage den Namen Chor (das) zu führen und wurde schon im vierten Jahrhundert so genannt. Man übertrug den Namen aus dem Griechischen, wo er Opferreigen bedeutet. Wie Chor (der) auch einen Verein von Sängern bezeichnet, so war und ist mit dem Gottesdienste der Gesang stets in innigster Verbindung, und es erklärt sich hiedurch auch die Bezeichnung der Opferstätte als Chor, insbesondere da die Sänger sich hier aufzustellen pflegten. In den ältesten Zeiten war das Chor der Kirche meistens klein, bildete einen Halbkreis und war etwas erhöht, weshalb man es auch damals, wie noch jetzt, das hohe Chor nannte. Je mehr die Zahl der Geistlichen, besonders der Mönche, wuchs, desto mehr stellte sich, namentlich bei den Klosterkirchen, das Bedürfnis heraus, das Chor zu

erweitern und mehr nach Westen hin auszudehnen. Schon die mannigfachen Andachten der Klostergeistlichen zu so verschiedenen Tageszeiten, und das ganze klösterliche Leben machten eine Abschließung von den Laien auch in der Kirche nothwendig. Auch in den Pfarrkirchen wurde zu diesem Zwecke das Chor erweitert. Auf eine sehr interessante Weise half man sich auch durch die sogenannten Doppelkirchen, welche nichts anderes sind, als zwei durch's Gewölbe getrennte, übereinander stehende Kirchen, von welchen die obere den Altar hat. Unweit desselben ist in die Scheidewand des Gewölbes eine Öffnung angebracht, durch welche es den im untern Kirchenraume befindlichen Personen möglich wird, den im oberen Raume gehaltenen Meßopfern und Andachten zu folgen.

Wie das Chor des Altars wegen da ist, so ist der Altar als Opferstätte auch der Mittelpunkt des Chores. Der Altar ist, wie der heilige Paulus sagt, der Tisch des Herrn, wo das Opfer wiederholt wird, und hat gleich der Tafel, an welcher der Heiland saß, und gleich der ganzen Kirche, die Gestalt eines länglichen Vierecks. Anfänglich von Holz, wurde der Altar nach dem Siege des Christenthums von Stein gebaut und mehr und mehr ausgeschmückt. Im Innern des Altartisches befindet sich eine Höhlung, in der die Gebeine (Reliquien) irgend eines Märtirers aufbewart werden. Früher, im ganzen ersten christlichen Jahrtausend stand der feiernde Priester während der heiligen Handlung auch im Osten des Altars, also nach jetzigem Sprachgebrauche hinter demselben, das Antlitz nach Westen, also nach dem Volke gewendet. Erst als man die Altäre mehr ausschmückte und mit der jetzt allgemeinen Hinterwand versah, mußte auch der Priester seine Stellung ändern.

Die ältesten Kirchenaltäre hatten eine Art Baldachin oder Himmel über sich, welcher auf vier oder sechs Säulen ruhte und das Ciborium (cibus, die Speise) hieß. Der Altar war dadurch gleichsam eingeschlossen. Über dem Ciborium prangte das Kreuz, zu welchem der betende Christ sein Auge wandte.

Weil einst die Jünger Jesu und die ersten Christen beim Dunkel der Nacht zusammenkamen und ihren Versammlungsort mit Lichtern erhellen mußten, so hat auch die Kirche diesen Gebrauch beibehalten und das Ciborium um so mehr mit Lichtern geschmückt, da Christus sich selbst das Licht der Welt nennt, und wir durch Ihn nicht mehr in der Finsternis, sondern im Lichte wandeln; aber auch mit Blumen wurde die Decke des Ciboriums geziert. Die Säulen des Ciboriums waren außerdem mit Vorhängen versehen, welche zugezogen werden konnten, so dass dadurch der Altar dem Blicke der Menge verhüllt wurde, wie einst im salomonischen Tempel das dunkle Allerheiligste geschieden war. Aber diese Verhüllung hieng auch nothwendig mit den frühesten Verhältnissen der Christen zusammen. Schon wegen der Lehrlinge oder Katechumenen waren die Vorhänge nöthig, da sie bekanntlich als noch Ungetaufte nicht zur Darbringung und zum heiligen Mahle zugelassen wurden und nur am belehrenden ersten Theile der heiligen Messe (Katechumenenmesse) theilnehmen durften. Während der Dauer dieser Katechumenenmesse blieben die heiligen Gefäße verhüllt und den Augen der Ungeweihten entzogen. Auch während der heiligen Wandlung zog man die Vorhänge vor und erst bei der Elevazion der heiligen Hostie und des Kelches wurden sie weggezogen. Da die Christen während der ersten sechs bis acht Jahrhunderte in den einzelnen Gegenden immer noch nicht sicher vor heidnischen Überfällen und der böswilligen Neugier Uneingeweihter waren, so erklärt sich auch hieraus die Nothwendigkeit der Verhüllung des Opfertisches und der heiligen Gefäße.

Nach Kreuser.

29.

Die Glocken.

Wer die Glocken, diese schallenden metallenen Stimmen, welche die Gläubigen zum Besuche des Gottesdienstes, zum Gebete oder zu Werken christlicher Nächstenliebe bei Feuer-, Wasser- und

Kriegsgefahr einladen, in den christlichen Kultus eingeführt hat, ist nicht entschieden. Lange vor den Christen hatten schon die Heiden Schellen und Glöckchen von Erz im Gebrauch; allein die ersten Christen konnten und durften dergleichen klingende Instrumente in ihren gottesdienstlichen Versammlungen nicht anwenden, weil sie bei den damaligen Verfolgungen sich dadurch bloßgestellt und verrathen hätten. In jenen Zeiten, wo sie sich möglichst verborgen und still halten mußten, war es das Geschäft der Diakone, Zeit und Stunde des Gottesdienstes jedesmal insgeheim zu bestimmen, wie auch den Ort desselben, weil man bald in dieser, bald in jener unterirdischen Gruft oder auch in irgend einem vertrauten Hause sich versammelte. Später, unter Konstantin dem Großen, erhielten zwar die Christen Frieden, und die Freiheit, ihren Glauben öffentlich auszuüben, es erhoben sich daher allenthalben neue christliche Kirchen; aber sie hatten noch nicht sogleich Glocken; namentlich in der griechischen Kirche bediente man sich lange Zeit hindurch gewisser Bretter, die mit einem Hammer geschlagen wurden, um damit den Anfang des Gottesdienstes zu verkündigen. Auch eiserne Platten hatten die Griechen zu dem nämlichen Zwecke; dieselben wurden ebenfalls mit Hämmern geschlagen. Die ersten Mönche im vierten Jahrhunderte wurden nach alttestamentarischer Sitte durch den Schall einer Trompete zur Kirche und zum Gottesdienste gerufen. Die Türken haben bis auf den heutigen Tag keine Glocken oder Instrumente, sondern einer von ihren Priestern muß jedesmal einen eigens hiezu bestimmten Turm (Minaret) besteigen, und von hier aus mit lautem Rufe die Muselmänner zum Gebet oder zur Zusammenkunft in die Moschee (sprich Moskeh) auffordern. Gewiss ist, dass man bei den Christen die Glocken mehrere Jahrhunderte nicht kannte, dass ihrer aber im siebenten Jahrhundert mit Bestimmtheit Erwähnung geschieht.

Dem Erfinder der Glocken schuldet die Kirche großen Dank. Weit über Berg und Thal, in die Hütten der Armen, wie in den Palast des Reichen, in die einsamsten Schluchten dringt der hehre Klang der Glocke. Es ist, als wenn eine Stimme vom

Himmel die Menschen aufforderte, sich vor dem Herrn zu beugen und ihm die schuldigen Opfer des Dankes und der Anbetung darzubringen. Wer sollte z. B. ungerührt bleiben, wenn er auf einsamem Spaziergange zur Zeit der Abenddämmerung das Geläute der Kirchen vernimmt? Unwillkürlich wird seiner Brust der Gedanke entsteigen, dass der Mensch für eine höhere Welt geboren ist, somit thöricht handelt, wenn er unter dem Drucke der weltlichen Sorgen und Zerstreuungen seines Berufes vergisst.

Ein alter Vers drückt den frommen und heiligen Zweck der Glocken recht gut aus:

Ich lobe den Herrn, berufe das Volk und versammle die Priester, beklage die Todten, zertheil' das Gewölk *) und verkünde die Feste.

Weil also die Glocken zum gottesdienstlichen Gebrauche dienen sollen, so werden sie vorher nach der Verordnung der Kirche auf folgende Art feierlich eingesegnet:

Die neue Glocke wird mit geweihtem Wasser inwendig und auswendig abgewaschen und gereinigt. So wird sinnbildlich der Wunsch ausgedrückt, dass die Glocke ein reines Werkzeug der reinen und heiligen Religion werden möge. Besonders aber soll der Anblick dieser sogenannten Glockentaufe die Christen an ihre im heiligen Taufwasser empfangene Unschuld und Reinigkeit der Seele erinnern. Es wird uns durch die Glockenweihe in's Gedächtnis gerufen, dass wir nicht würdig sind, vor dem Angesichte Gottes in seinem heiligen Tempel zu erscheinen und an den Geheimnissen unserer heiligen Religion theilzunehmen, wenn wir unsere Reinigkeit und Taufunschuld verloren haben; wir müßen uns zuvor durch die Buße abwaschen und reinigen, ehe wir unsere Lippen wieder zum Lobe Gottes öffnen, gerade wie diese Glocke zuvor gewaschen und gereinigt sein muß, ehe sie einen Laut zum Dienste Gottes von sich geben darf.

---

*) Auf dieser Ansicht mag wohl das in manchen Gegenden noch übliche „Wetterläuten" beruhen.

Die neue Glocke wird ferner mit dem heiligen Öle und Chrisam gesalbt, fast auf die nämliche Art, wie ein Kind bei der heiligen Taufe gesalbt wird. Auch einen Namen erhält die Glocke, und zwar den Namen eines Heiligen, gerade wie ein Mensch bei seiner Taufe. Die nächste Veranlassung hiezu mag gewesen sein, dass man die Glocken, welche in demselben Turme hiengen, durch gewisse Namen von einander zu unterscheiden wünschte. Eine weitere Absicht war ohne Zweifel auch die, dass man die Glocken eben so wie die Kirchen bei der Kirchweihe, zur Ehre eines Heiligen benennen und unter den Schutz desselben stellen wollte. Hören wir eine Glocke läuten, so mögen wir uns vorstellen, der Heilige, dessen Namen die Glocke trägt, berufe uns zum Lob und Dienste Gottes.

Endlich wird unter die Glocke bei ihrer Einweihung ein von Thymian, Weihrauch und Myrrhen duftendes Rauchfass gestellt. Es soll hiemit der Wunsch der Kirche ausgedrückt werden, dass überall, wohin der Laut der Glocke dringt, alles eben so mit Gnade und Segen erfüllt werde, als der innere Theil der Glocke voll der Wohlgerüche wird.

Ästhetisch betrachtet, ist der Glocke gewiss Schönheit und Würde vom ersten Range eigen, — diejenige nämlich, welche Künstler das Große und Erhabene nennen. Was regt sich aber in mir bei ihrem fernen wohlbekannten Schalle? Wohin ziehen ihre durch die Luft hallenden Töne meine Sinne, Gefühle und Gedanken mit sich fort? —

Hinüber, ach! hinüber in das stille, ewige Land, — hinüber, wo kein Abend mehr eingeläutet wird und kein Morgen mehr ist, wo die Sonne nicht mehr unter- und der Mond uns nicht mehr aufgeht, — wo der Herr unser Licht ist!

Und was ist's denn, und wie geht's zu, dass die einfachen, immer gleichen Töne der Glocke gleichsam die verschiedenen Farbentöne meines Innern annehmen und sich mit allen Arten meiner innersten Gemüthsbewegungen so geisterhaft vermählen?

Was ist es nach dem allen doch, dass man jede Seelenstimmung in die wunderbarlichen Töne der Glocke hineintragen und wie eigens darin für unser Herz wiederhallend vernehmen kann? Denn es ist doch wirklich wahr:

Was unten tief dem Erdensohne
das wechselnde Verhängnis bringt,
das schlägt an die metall'ne Krone,
die es erbaulich weiter klingt.

Das ist's, dass sie rein, und durchaus in ihrem Klange nichts Irdisches ausdrückt, keine Art von Sinnengenuss zu vernehmen oder auch nur zu begleiten fähig ist, und weil sie in den höheren Räumen den Sternen näher, der Seele nur überirdische Beziehungen zuführen kann.

Darum bringen der Glocken himmelansteigende Töne die Wunder der übersinnlichen Welt meiner Seele nahe, dass ich das ewig Ferne darin innerlich schaue und mir aneigne. Ach! wie gedankenlos hören wir gemeiniglich das Geläute der Glocken an, und wie fremd und unvernehmlich ziehen diese Töne an unsern Herzen vorüber! — Aber, indem sie Andacht und heiligen Ernst in uns erwecken, veranschaulichen sie dem Auge unsers Geistes das himmlische Vaterland.

Nur das Christenthum, nur eine solche Himmelslehre bedurfte zu ihrer öffentlichen Verkündigung eines so reinen Klanges, des feierlichen Glockentones.

Nach Kellners Lese- und Bildungsbuch.

30.

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
schauet still in's Thal hinab;
drunten singt bei Wies' und Quelle
froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
schauerlich der Leichenchor,
stille sind die frohen Lieder,
und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
dir auch singt man dort einmal!

Uhland.

31.

Das Ährenfeld.

Der Sommermond hatte die Saaten des Feldes gereift. Die vollen Ähren rauschten im Winde, und der Landmann war schon hinausgegangen zu sehen, ob er die Schnitter senden müße. Er bedachte den Raum seiner Scheuer, und berechnete bei sich den Gewinn, den ihm der Reichthum seines Feldes bringen solle. Denn er war reich; aber sein Herz war ungenügsam und karg und voll irdischer Sorgen.

Da nahte sich ihm der weise Priester der Gemeine und sagte: „Die Erde bringet auch dieses Jahr reichlich das Brot hervor. Die Ähren sind schwer, und bald werden die Schnitter reiche Garben binden!“

„Wohl wahr,“ erwiederte der Landmann, „man hätte kaum ein gesegneteres Jahr erwarten mögen. Das Land wird die Aussaat vielfältig wieder geben.“

Da antwortete der edle Pfarrherr und sprach: „Möchte denn auch der vernünftige Herr der Erde der todten Scholle, die er beackert, nachahmen. Sie empfängt nur des Samens ein wenig, und erstattet ihn vielfältig. Der Mensch empfieng so viel und bringt oft so wenig.“ —

Diese Rede traf das Herz des kargen Ackermannes, und er fühlte sich beschämt. Denn er war karg und voll Sorgen

für die kommenden Tage und nur darauf bedacht, sich Schätze zu sammeln.

Aber er verhelte die innere Scham und sprach zu dem Pfarrherrn: „Wohl sollte jedermann thätig sein, sein Hauswesen fein zu besorgen, damit er auch einst andere erfreuen möge. Deshalb soll der Mensch im Schweiß seines Angesichts arbeiten, dass er sich selber das Nützliche reichlich hervorbringe, so wie die wohlbeackerten Felder die Aussaat vervielfältigen. Darum versammelt auch die Natur Ähre an Ähre auf den Gefilden, und das ganze Saatfeld scheint nur ein Halm zu sein."

Aber der Pfarrherr sagte darauf: „Wohl ist die Gestalt des Kornfeldes einfach, und es reihet sich Ähre an Ähre, auf dass viele versorgt werden. Aber die Zeit der Aussaat ist kurz, und das Korn wächst ohne menschliches Zuthun von selber und bringt den Halm und die Ähre, und die Tage der Ärnte währen auch nur kurze Zeit. So mag denn der Mensch mit Muße sein Gefild beschauen, und die blaue Cyane und den rothglühenden Mohn und die Purpurblumen betrachten, die zwischen den Halmen blühn, und die Lerche hören, die aus den Furchen zum Himmel emporsteigt. Denn nicht umsonst blühen jene und schwebet diese zwischen und über den einförmigen Halmen empor. Sie sollen den Herrn des Feldes erinnern, dass es noch etwas anderes gibt, als den Staub der Furche und die Ähre, die aus ihm emporwächst, damit er in dem Streben nach dem Nützlichen nicht des Schönen vergesse und auf dem niedern Boden nicht das Höhere verschmähe."

Also redete der edle Pfarrherr. Aber den kargen Ackersmann verdross die Rede, und er vernahm sie mit finsterer Stirn und gieng von dannen.

Denn die Lehre des weisen Mannes dünkt dem bösen Herzen ein herber Spott und ist ihm eine bittere Wurzel.

Krummacher.

32.

Der Säemann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat;
nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich, Thaten zu streuen,
die von der Weisheit gesä't still für die Ewigkeit blühn?

Schiller.

33.

Ein gutes Ende.

Nirgends zeigt sich die Himmelskraft des Christenglaubens und die echte Frömmigkeit herrlicher, als in der Nähe des Todes. Zum Beweise sollen uns die letzten Lebenstage des gelehrten und frommen Grafen Friedrich Leopold von Stolberg dienen. Sein Leben war die schönste Vorbereitung zu einem sanften Ende. Da sich die Krankheitsumstände des gräflichen Greises von Tag zu Tag, ungeachtet aller ärztlichen Hilfe, sehr verschlimmerten, war der anwesende Arzt sehr ernst und äußerte den Wunsch, dass der kranke Graf die heiligen Tröstungen der Religion empfangen möchte. Der Priester wurde sogleich gerufen, um es ihm zu eröffnen. Ohne die geringste Befremdung nahm der kranke Stolberg es an und sagte: „Ja, sehr gern!"

Er empfieng die Heilsmittel der Sündenvergebung und das heilige Mahl der Liebe mit sichtbarer Rührung und Andacht. Alle seine Kinder standen um das Bett des innigst geliebten Vaters. Welche Ruhe, welche Gelassenheit, welche Freudigkeit war in seinem Blicke! Welche Zufriedenheit war über sein ganzes Wesen ausgegossen! „Kinder!" sagte der edle Greis mit sanfter Stimme, „Kinder! seid getrost, nun ist mir ganz wohl. Ich habe eine schöne Zeit gelebt; siebenzig Jahre sind

über mein Haupt hingeschwunden! — was wollt ihr mehr? Gott weiß es, wie herzlich ich euch und eure Mutter liebe; aber doch gehe ich nun gern aus diesem irdischen Vaterlande. Gott hat alles so freundlich gefügt. Ich gehe nun gern in die bessere Heimat; aber will mich Gott noch länger hier lassen, so ist es auch gut!"

Nun fühlte er sich wieder auf's neue gestärkt und sagte mit gelassener Stimme: „Vor großen Schmerzen fürchte ich mich, aber wenn Gott sie mir schickt, Dank ihm!" — Er schlief ruhig ein, und als er erwachte, war er wie verklärt und sprach von der Liebe zu Gott und den Menschen. Einmal erwachte er aus einem Schlummer mit dem Spruche: „Jesus Christus ist uns von Gott gegeben zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung." — Er sagte dann zu den Umstehenden: „Meine Grabschrift soll sein: Hier liegt Friedrich Leopold von Stolberg, geboren den 7. November 1750 und gestorben . . . . . Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingebornen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben! — Diese Grabschrift habe ich mir schon vor dreißig Jahren gemacht. Ich muß euch aber ersuchen, nichts hinzuzusetzen; denn wenn von dem Ewigen die Rede ist, muß man von dem Zeitlichen schweigen."

Darauf wendete er sich mit folgenden Worten zur Mutter: „Lege den Kindern recht an's Herz: Demuth, Wachsamkeit und Gebet für sich, und besonders Treue in der Fürbitte für andere. Wenn Gott mir, da ich doch ein großer Sünder bin, Barmherzigkeit erzeigt, so ist es, glaube ich, weil ich — ich darf es sagen, — treu diese Pflicht der Liebe zu erfüllen mich bestrebt habe." — Um vier Uhr fand ihn seine Tochter sehr abgenommen, seine Hände kalt, — er fieng an zu röcheln. Nachdem er sich wieder etwas erholt hatte, sagte er: „Ich glaube, Gott nimmt mich bald durch gänzliche Kraftlosigkeit zu sich. Ich weiß zwar wohl, dass man eine Kraftlosigkeit aushalten kann; aber die meinige ist zu groß. Ich wünschte sehr, dass

der Heiland mich heute zu sich nähme; aber ich kann ja noch gehorsam sein. Gott beuge meinen zum Leiden unwilligen Sinn!" —

Er verlangte die Gebete für Sterbende. Bald darauf klagte er über heftigen Schmerz und Beängstigung und sagte: „Das ist Todeskampf!" — Seine Gattin sagte ihm die Worte Christi: „Ich bin die Auferstehung und das Leben," worauf er hinzufügte: „und wer an mich von Herzen glaubt, der stirbt nicht!" — Ein nahestehender Arzt machte die Bemerkung: „Er glaube nicht, dass es einen Bösewicht geben könne, der bei dem Anblicke des schon halb Verklärten nicht tief erschüttert würde und sich bekehrte." — Gegen 1 Uhr nachmittags verlangte er all die seinigen zu sehen. Es war ein rührender Anblick, wie alle seine Lieben gedrängt um sein Sterbebett knieten. Er blickte mit zärtlichem Wohlwollen umher und sprach dann mit matter aber feierlicher Stimme: „Ich bin hier vor dem Angesichte des allgegenwärtigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und flehe zu ihm, den ich immer angebetet habe: er möge uns alle durch Glauben, Hoffnung und Liebe umschlingen, dass keines fehle und wir alle einst vereinigt werden am Trone des Allerhöchsten. Ich muß mich kurz fassen. Alle meine Kinder und Hausgenossen, und alle meine Freunde und Bekannten bitte ich um Verzeihung wegen meiner häufigen Lieblosigkeiten, und bitte Gott: er möge den Schaden von ihren Seelen wegnehmen und die Folgen davon nicht auf sie, sondern auf mich legen. Ich bitte alle meine Kinder, für mich und für uns alle zu beten. Der Geist des Herrn möge mich und uns alle mit seiner Liebe erfüllen, damit wir alle *eins* seien, wie der Vater in dem Sohne. Sollte eines meiner theuren Kinder oder meiner lieben Verwandten etwa glauben, dass irgend jemand sich an mir versündiget oder mich beleidigt habe, so beschwöre ich ihn, es nicht zu rügen, sondern nur für die Person im Stillen zu beten, von der er es glauben möchte. Nun, meine theuren, innigstgeliebten Kinder, wollte ich euch nur noch eines an das Herz legen: Wir sind Menschen, die

alle sündigen; aber haltet nur immer dem Heiland euer Herz offen, schämet euch seiner nie! Denn auf wen, ach! auf wen könnten wir unsere Hoffnung setzen, wenn uns des Todes kalte Hand auf dem Sterbebette ergreift?!" —

Nach einiger Zeit rief er mit Inbrunst aus: „Herr Jesus, du Sohn Davids, du Heiland der Sünder, erbarme dich meiner!" — Nun überfiel ihn ein Frost; er rief den Arzt und fragte: „Wird es wohl morgen oder übermorgen mit mir enden?" — Auf dieses erwiederte der Arzt: „Bei Ihrem lebendigen Glauben und Verlangen nach Gott darf ich es ihnen wohl sagen: es wird nicht Mitternacht für Sie!" „Gottlob!" sagte er, die beiden Hände des Arztes ergreifend und sie mit Kraft drückend; „ich danke Ihnen, recht herzlich danke ich Ihnen! Gelobt sei Jesus!"

Mit diesen Worten sank sein Haupt auf die Seite, und nach einigen leichten Athemzügen war er hinübergegangen in das bessere Vaterland. — So stirbt der wahre Christ. Möchten wir doch alle solch ein seliges Ende haben, und mit solcher Freude und Ruhe von der Erde scheiden!

Dewora.

34.

Die Kreuzschau.

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
sah jenseits schon das ausgespannte Thal
in Abendglut vor seinen Füßen liegen.
Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstral,
streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
indem er seinem Schöpfer sich empfahl.
Ihm fielen zu die matten Augenlider,
doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.
Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
zu Gottes Angesicht, das Firmament
zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.

„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
wenn vor dir seine Schwächen er bekennt.
Dass, wer auf Erden lebt, sein Kreuz hienieden
auch duldend tragen muß, ich weiß es lange,
doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.
Mein Kreuz ist allzuschwer; sieh, ich verlange
die Last nur angemessen meiner Kraft;
ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange."
Wie er so sprach zum Höchsten kinderhaft,
kam brausend her der Sturm, und es geschah,
dass aufwärts er sich fühlte hingerafft,
Und wie er Boden fasste, fand er da
sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.
Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
zu wählen unter diesen Kreuzen allen."
Versuchend gieng er da, unschlüssig fast,
von einem Kreuz zum anderen umher,
sich auszuprüfen die bequem're Last.
Das Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer,
so schwer und groß war jenes andre nicht,
doch scharf von Kanten drückt' es desto mehr.
Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen,
dem gold'nen Glanz entsprach auch das Gewicht.
Er mochte dieses heben, jenes fassen,
zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
es wollte keines für ihn passen.
Durchmustert hat er schon die ganze Zahl, —
verlor'ne Müh! vergebens war's geschehen!
durchmustern mußt' er sie zum andernmal.
Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
und bei dem einen blieb er endlich stehen.
Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht allein,
ihm passlich und gerecht nach Kraft und Maß:
„Herr," rief er, „so du willst, das Kreuz sei mein!"
Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
es war dasselbe, das er sonst getragen,
wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

A. v. Chamisso.

35.

Garten, Baum und Rose.

In einem großen Garten da steht ein hoher Baum,
des Äste sanft beschatten der Erde weiten Raum.

Und eine Rose blühet mild an des Baumes Fuß,
und alles Leben ziehet zu ihr mit frohem Gruß.

Ihr Balsamduft erfüllet im Garten jedes Herz;
ihr Wohlgeruch, er stillet der kranken Seele Schmerz.

Wer ohne Furcht und Bangen mit Hoffnung je genaht,
der hat auch stets empfangen, um was sein Herz sie bat.

„Laß mich nicht länger warten, enthülle mir das Bild!
Sag mir, wie heißt der Garten, der Baum, die Rose mild!"

Der Garten, er bedeutet die weite Christenheit,
die treu als Hirte weidet der Herr in Ewigkeit.

Der Baum, er ist das Zeichen, an dem der Heiland starb,
an dem er im Erbleichen Versöhnung uns erwarb.

Die Jungfrau voller Gnade, — das ist der Rose Bild,
das tröstend auf dem Pfade des Lebens uns erfüllt.

36.

Die Kirchweihe zu Unkel.

Der Morgen glänzt so mild und klar,
die Sonn' auf flammendem Altar
hat weithin Opferglut entzündet,
es rauscht und klingt der kühle Rhein,
er singt mit lauter Stimme drein,
die sel'ge Sabbatfeier kündet.

Wie ist so wunderbar sein Klang,
wie ist so rührend sein Gesang,
den keine Erdensprache singet,
und den, so weit die Sonne geht,
doch jedes Menschenherz versteht,
und der Jahrtausende schon klinget!

Er singt nur alte Melodien,
die Berg' umher begleiten ihn,
die Höh'n, vom Rebenlaub geschmücket;
die grünen Wälder jauchzen Preis,
vom Felsenkulm zum kleinsten Reis
stimmt alles in sein Lied entzücket.

Und dort auf grüner Welle ziehn
in schönem Zug die Nachen hin,
die festlich auf dem Strome glänzen;
entblößten Haupts die Pilger stehn,
die rothen Kirchenfahnen wehn,
voran das Kreuz mit Blumenkränzen.

Und in des Stroms, der Berge Lust
ertönt der Psalm der Menschenbrust,
die's drängt zu gläubigen Gebeten,
bis endlich Kahn nach Kahn zum Strand,
ein schwimmend Kirchlein, sich gewandt,
die Pilger an das Ufer treten.

Vor Unkel wird ein Schiff geschaut,
gar zierlich in den Strom gebaut,
von Blumen und von grünen Maien,
wo flüchtig sich zu Wand und Dach
viel helle Wimpel mannigfach,
Gezweig und bunte Seide reihen.

Die weiten Häuser sind umstellt
mit einem grünen Laubgezelt,
und große, duft'ge Blumenbogen
von rother Ros' und Güldenklee,
von blauem Veil und Lilienschnee
sind schmuck von Thor zu Thor gezogen.

Vom Kirchturm tönet Glockenschall,
vom Chor herab der Orgel Hall,
rings der Gesang der frommen Menge;
denn weit bis in die Straße hin
in dichter Reih' die Beter knien,
der Andacht wird der Raum zu enge.

Als nun der Kahn festhält am Seil,
ziehn hin zur Kirch' in langer Zeil'
aus allen Gegenden die Frommen,
die in des ros'gen Morgens Stral,
andächt'ge Waller allzumal,
auf klarer Flut hieher geschwommen.

Aus einer Brust nun schallet hier
zur Höh': Herr Gott dich loben wir!
von allen Wegen, allen Stegen;
der Weihrauch steigt, die Kerzen sprühn,
die tiefbewegten Herzen glühn,
der Priester spricht dem Volk den Segen.

Zedlitz.

III.

Bilder aus der Geschichte.

1.

Babylonier und Assyrier.

Als Noe's Nachkommen zahlreicher wurden, zog ein Theil aus dem Gebirge Armeniens aus und kam, dem Laufe der Flüsse Eufrat und Tigris folgend, in die Ebene Sinear. Diese liegt an und zwischen den genannten Flüssen und reicht bis an das Meer, in welches sich dieselben ergießen. In dieser Ebene, ungefähr 115 Stunden vom Meere entfernt, an dem Eufrat, bauten Nachkommen Noe's die Stadt Babel (Babylon), von welcher Sinear auch Babylonien genannt wurde. Babel war die älteste Stadt auf der Erde, denn sie wurde erbaut, als das Menschengeschlecht noch nicht zerstreut war. Der erste König in Babel war Nimrod, der seine Herrschaft bis Assyrien ausbreitete, das nordöstlich von Babylonien am Flusse Tigris lag. In Assyrien erbaute ein König die Stadt Ninive, in welcher die Könige oft residierten, daher heißt ihr Reich das assyrische. Dasselbe bestand über 2000 Jahre, und seine Könige waren die mächtigsten auf Erden; sie zogen oft mit großen Kriegsheeren gegen andere Könige und Völker und zwangen dieselben, ihnen Steuern zu entrichten, wie dieß z. B. den Königen von Israel und Juda begegnete; sie zerstörten viele Städte, welche ihnen Widerstand leisteten, raubten Länder aus und führten die Einwohner gefangen nach Babylon oder Assyrien.

Je mächtiger und reicher diese Könige wurden, um so mehr vergrößerten und verschönerten sie ihre Residenzstädte, und vor ungefähr 2500 Jahren oder 600 Jahren v. Chr. war Babylon eine Stadt von wunderbarer Größe und Festigkeit.

Sie lag zu beiden Seiten des 600 Fuß breiten Eufrat und wurde von einer Mauer umschlossen, die ein Viereck bildete, von welchem jede Seite 6 Stunden lang war; das Viereck hatte also einen Umfang von 24 Stunden. Die Mauer war, wie ein Grieche erzählt, der Babylon besuchte, 200 Ellen hoch, 50 Ellen dick und war mit vielen Wachtürmen gekrönt; jede Seite des Vierecks hatte 25 eherne Thore. Vor der Mauer war ein tiefer, an beiden Seiten ausgemauerter Graben, der aus dem Flusse mit Wasser versehen wurde. Die Mauern bestanden aber nicht aus Bruchsteinen, deren Babylonien keine hat, sondern aus Backsteinen. Der Boden Babyloniens besteht nämlich hauptsächlich aus fetter Thonerde; diese wurde ausgestochen, geformt, an der Sonne getrocknet oder gebrannt. Als Mörtel brauchte man Erdharz, das ungefähr 50 Stunden oberhalb Babylon bei einem Orte, der jetzt den Namen Hit führt, in unerschöpflicher Menge aus der Erde quillt und an der Luft schnell verhärtet. Dieses Erdharz war auch das hauptsächlichste Brennmaterial der alten Babylonier, und als in neuester Zeit ein englisches Dampfschiff den Eufrat hinauffuhr, heizte man den Dampfkessel mit Erdharz. Die Babylonier brauchten gebrannte Backsteine hauptsächlich nur zur Bekleidung der Mauern, deren Inneres sie aus ungebrannten, an der Sonne getrockneten Backsteinen aufführten; sie verstanden aber nicht nur die Backsteine zu brennen, sondern sie auch in verschiedenen Farben zu glasieren, und so den Außenwänden der Tempel und Paläste ein buntes, glänzendes Aussehen zu geben. Die Alten stimmen alle in ihrem Erstaunen über diese Mauern überein, und ein Profet sagt: „Babylon hebt sich zum Himmel und macht die Höhe seiner Festung unübersteiglich.“ Die Flussufer innerhalb der Stadt waren durch hohe Dämme aus Stein gesichert. Auf vielen steinernen Treppen stieg man zum Strome hinab. Beide Stadttheile waren durch eine Brücke verbunden; die Straßen, welche die Stadt der Länge und Breite nach durchschnitten, liefen sämmtlich schnurgerade. Übrigens war nicht der ganze Raum innerhalb der Stadtmauern mit Häusern überbaut, sondern den größeren Theil desselben nahmen Felder, Gärten

und öffentliche Plätze ein; wenn aber ein feindliches Kriegsheer in das Land kam, so konnte sich das ganze Volk in die Stadt flüchten, denn innerhalb der Mauern hatten Millionen Menschen Platz, und kein Feind konnte daran denken, solche Bollwerke mit Leitern zu ersteigen oder umzugraben, oder mit Stoßbalken (Sturmböcken) zu durchbrechen.

In Babylonien gibt es keinen Winter, auch regnet es da sehr selten, daher verhärtet der Boden im Sommer dort zu einer Kruste, wo er nicht vom Eufrat oder Tigris überschwemmt wird. Diese Flüsse schwellen im Frühjahre, sobald der Schnee in den armenischen Gebirgen schmilzt, stark an, treten über ihre Ufer und verwandeln so die tieferen Stellen der babylonischen Ebene in Sumpfland. Ehemals war dieß anders; die Babylonier hatten nämlich die ganze Ebene zwischen den beiden Flüssen mit unzähligen großen und kleinen Gräben durchschnitten, in welche sie den Wasserüberfluss leiteten; aus dem Eufrat hatten sie überdieß 50 Stunden oberhalb Babylon einen schiffbaren Graben gezogen, welcher zwischen dem Eufrat und dem Rande der arabischen Wüste hinlief, mehrere Seen bildete, und endlich in das Meer floss. Aus dem Flusse, den Seen und Gräben pumpten und schöpften die Babylonier das Wasser zur Überrieselung ihrer Äcker und Baumgärten, denn ohne Bewässerung gedeiht in einem so heißen Lande kein Halm, kein Kraut und kein Baum; die Babylonier verwandelten lediglich durch ihren Fleiß die ganze Ebene in einen großen Garten. Da standen an den Ufern der Flüsse und Gräben unabsehbare Reihen von hohen, schlanken Dattelpalmen, und das Weizenkorn gab mehr als hundertfältige Frucht. Die Babylonier waren aber nicht nur sehr fleißige und geschickte Ackerbauer, sondern betrieben auch viele Künste und Gewerbe; die in Babylonien gewebten und gefärbten Mäntel waren in Kanaan zu Josua's Zeit sehr begehrt; auch die babylonische Leinwand war berühmt, und aus edlem Metall, aus Glas und Edelsteinen wurden mancherlei Schmucksachen verfertigt.

Neben Babylon nennt uns die alte Geschichte die Stadt

Ninive, welche nach dem Zeugnis des Profeten Jonas drei Tagreisen im Umfange hatte. Lange Zeit wohnten die Könige in Ninive, und Babylon war nicht die Residenzstadt und nicht die erste Stadt des Reiches. So war es zur Zeit Salmanassars, welcher Samaria zerstörte und die Israeliten in die Gefangenschaft führte (721 v. Chr.); so zur Zeit Sanheribs, welcher Juda und Jerusalem bedrohte; Ninive aber wurde eher zerstört als Babylon. Ihren Untergang hatten die Profeten vorhergesagt. Ungefähr 600 Jahre v. Chr. zog der König der Meder, eines Volkes im Hochlande östlich von Ninive, mit einem Kriegsheere gegen die Stadt, und als der angeschwollene Tigris die Stadtmauern auf eine Strecke niederriss, drangen die Feinde ein, erschlugen alle Einwohner, die nicht entfliehen konnten, plünderten die Stadt und brannten sie nieder. Ihre Schutthaufen liegen der heutigen Stadt Mosul gegenüber, sie blieb unerforscht bis 1840, also etwa 2400 Jahre lang. Seitdem hat die französische und englische Regierung durch gelehrte Männer Nachgrabungen anstellen lassen, wodurch eine Menge Gegenstände gefunden wurden, die in den Tagen Salmanassars und Sanheribs die Vorhöfe und Hallen der Königspaläste zierten, außerdem Waffen, Geräthe, Gefäße aus Gold, Erz, Thon, und allerlei Schmucksachen. Räthselhafte Inschriften an zahllosen ausgegrabenen Backsteinen, Thon- und Alabasterplatten beschäftigen die Gelehrten und Forscher unserer Tage.

Babylon überdauerte Ninive einige Jahrhunderte. Zuerst wurde es von dem Perserhelden Cyrus durch List erobert (536 v. Chr.), und weil es sich unter seinen Nachfolgern oft empörte, wurden seine Mauern auf weite Strecken niedergerissen und viele tausend Bürger umgebracht, so dass die Stadt nach und nach verödete; zur Zeit Christi war sie bereits ein Schutthaufen.

2.

Die Ägypter.

Das Land der Ägypter ist der nordöstliche Theil Afrika's, welcher durch die dreißig Stunden breite Landenge von Suez mit Palästina und dem peträischen Arabien verbunden wird. Auf der Ostseite Ägyptens liegt das rothe Meer, auf der Westseite die große afrikanische Wüste, auf der Nordseite das mittelländische Meer. Vom Süden her kommt aus dem Innern Afrika's der Nilfluss und strömt in einem ungefähr 250 Stunden langen Thale dem mittelländischen Meere zu. Dieses Nilthal ist das eigentliche Ägypten. In Oberägypten ist es so schmal, dass bloß der etwa 3000 Fuß breite Fluss Raum hat; dreißig Stunden vom Meere breitet es sich als eine weite Fläche aus, durch welche der Nil, in sieben Hauptarme getheilt, dem Meere zufließt. Das von den Nilarmen eingefasste Land bildet ein Dreieck und wurde von den alten Griechen seiner Form wegen Delta genannt. Ohne den Nilfluss wäre das Thal Ägypten nur eine breite und noch viel längere Spalte zwischen zwei Felsgebirgen, in welcher kein Baum und kein Halm wachsen könnte, denn der durch den Wind aus der Wüste herabgewehte Sand würde den Boden längst überdeckt haben; durch den Nil aber wird das Thal zu einem der fruchtbarsten Landstriche der ganzen Erde. In dem innern Afrika, woher die Flüsse kommen, die in einem Hauptfluss vereinigt Nil heißen, fällt im Frühjahre und Sommersanfang ein gewaltiger, monatelang andauernder Regen, durch welchen der Nil so anschwillt, dass er in Ägypten über seine Ufer tritt und die ganze Thalfläche unter Wasser setzt (im September), indem es durch unzählige Gräben nach rechts und links über die Felder geleitet wird. Es tränkt den Boden und lässt außerdem eine zwar ganz dünne, aber vortrefflich düngende Schichte Schlamm zurück. Ist das Wasser abgelaufen (im November), so werden Weizen, Gerste, Erbsen ꝛc. gesäet, die in drei bis vier Monaten reifen und einen außerordentlichen Ertrag

geben. Daher versorgte Ägypten schon in alter Zeit andere Länder mit Getraide. Erreicht jedoch die Nilüberschwemmung nicht die rechte Höhe, so kommt Ägypten in Noth.

Die alten Ägypter waren ein überaus thätiges Volk; sie trieben Ackerbau und Viehzucht auf eine musterhafte Weise, lieferten die feinste Leinwand, verfertigten schöne Glas- und Metallwaren, machten Papier aus den Bastfasern der Papirusstaude, und arbeiteten in Holz, Elfenbein und Leder. Ihre Faraonen (Könige) geboten jedoch über Land und Leute wie über ihr Eigenthum und sehr viele Herrscher suchten ihren Ruhm mehr in ungeheuren Bau- und Bildwerken, als in dem Glück des Volkes.

In den östlichen Felsgebirgen findet sich das vortrefflichste Baumaterial: Granit, Porfyr, fester Sand- und Kalkstein, Marmor, Alabaster; dieses benützten nun bauluſtige Könige, um Werke aufzuführen, deren Größe und Pracht uns wahrhaft in Erstaunen setzen muß. Zwar liegen die meisten dieser ungeheuren Denkmäler des Alterthums in Trümmern, oder sind mit dem aus der Wüste hergewehten Sande bedeckt; viele jedoch stehen noch jetzt da als ehrwürdige Zeugen des ausdauernden Fleißes der alten Ägypter.

Unter ihren Werken verdienen besonders die Obelisken genannt zu werden. Dieselben sind viereckige, oben spitz zulaufende, glattpolierte Granitsäulen aus einem einzigen Steine, die wie schlanke Türme in die Luft ragen und zur Ehre der Götter oder zu Zierden der Tempel und heiliger Plätze errichtet waren. An ihren Seiten sind sie mit Hieroglyfen, d. i. mit Bildern, welche die Stelle unserer Schriftzeichen vertraten, bedeckt. Zur Herbeischaffung und Aufstellung dieser Steinmassen waren ungeheure Kräfte erforderlich. Viele tausend Arbeiter mußten mit Meißeln und Hämmern, die weit unvollkommener waren als die unsrigen, eine solche Steinmasse aus den östlichen Felsen aushauen, auf allen Seiten mit andern Steinen polieren, in die Kanäle des Nils bringen, auf Schiffen weiter befördern und endlich an ihrem Bestimmungsorte aufstellen. Alles das mußten, bei dem Mangel an Maschinen, Menschenhände allein vollbringen.

Der römische Kaiser Augustus ließ mehrere Obelisken aus Ägypten nach Rom bringen und dort aufstellen. Bei der Verheerung Roms, welche etwa 400 Jahre n. Chr. die barbarischen Völker in Rom und ganz Italien anrichteten, wurden diese Obelisken umgestürzt und lagen Jahrhunderte hindurch mit Schutt und Erde bedeckt, bis Papst Sixtus V. um's Jahr 1584 sie wieder ausgraben ließ. Der berühmte Baumeister Domeniko Fantana kittete den größten, in drei Stücke gebrochenen Obelisken wieder zusammen und richtete ihn nebst drei andern auf. Er brachte damit vier Jahre zu.

Noch größer waren die Piramiden, deren jetzt noch an 40 von verschiedener Größe vorhanden sind; sie finden sich in Mittel-Ägypten in fünf Gruppen. Die wichtigste Gruppe ist die von Gizé, in der Nähe von Memfis. Die größte Piramide besteht aus 203 Steinschichten oder Stufen und ist 468 Fuß hoch, und jede ihrer vier Seiten misst unten 716 Fuß; oben endet sie in eine Fläche von 36 Fuß im Durchmesser. Sie ist geöffnet. Man gelangt durch enge Gänge in das Innere derselben und findet am Ende nichts, als ein kleines längliches Gemach mit einem Sarkofage.

Über die Bestimmung dieser ungeheuren Bauten hat man viel gestritten und die verschiedensten Meinungen aufgestellt; am wahrscheinlichsten ist es wohl, dass sie königliche Gräber umschließen. Die Ägypter hatten nämlich eine hohe Achtung für ihre Todten. Sie balsamierten die Leichname mit großem Kostenaufwande ein und bewarten sie als Mumien; sie stellten sogar beim Gastmahle die Mumien ihrer Freunde neben sich. Es galt ihnen als größter Schimpf, nicht feierlich beerdigt zu werden. Ob jemand des feierlichen Begräbnisses würdig sei, darüber entschied ein sogenanntes Todtengericht. Dasselbe bestand aus vierzig Richtern, welche, ehe ein Todter begraben wurde, alle Klagen gegen den Verstorbenen anhörten und darauf entschieden, ob er durch seinen Lebenswandel die Ehre eines Begräbnisses verdient habe, oder nicht. Selbst Könige waren von dem Todtengerichte nicht frei.

Bei weitem nicht so alt als die Obelisken und Piramiden, aber eben so berühmt, war das Labyrinth. Dieses war ein großes Gebäude in Mittelägypten. Es bestand aus 12 Palästen, 6 gegen Norden und 6 gegen Süden. In demselben waren 3000 Zimmer, 1500 über der Erde und eben so viele unter der Erde. Sie waren mit künstlichen Bildwerken und mit verschiedenartigen Steinen ausgeschmückt. Jetzt liegt es in Trümmern.

Eigenthümlich war die Eintheilung des ganzen ägyptischen Volkes in erbliche Stände, nämlich in Priester, Krieger, Ackerleute, Handwerker und Hirten. War der Vater z. B. Krieger oder Hirt, so mußte auch der Sohn wieder Krieger oder Hirt werden, wenn er auch weder Lust noch Geschick dazu hatte.

Sonderbar war auch der Kultus der alten Ägypter. Da gab es fast kein Thier, das man nicht anbetete, wenn es sich durch Nützlichkeit oder Schädlichkeit auszeichnete. Jenes verehrten sie aus Dankbarkeit, dieses aus Furcht und um Unglück abzuwenden. Sie verehrten den storchartigen Vogel Ibis, weil er die im Nilschlamm ausgekrochenen Schlangen vertilgte; das Krokodil verehrten sie aus Furcht. Weil der Ichneumon (auch Farao'skatze genannt) die Krokodileier im Sande aufsucht und verzehrt und außerdem viel Ungeziefer vertilgt, erwiesen sie ihm aus Dankbarkeit Verehrung. Einer ganz vorzüglichen Verehrung hatten sich die Katzen zu erfreuen. Sie wurden auf das sorgfältigste gefüttert und bei einer Feuersbrunst zuerst gerettet. Starb in einem Hause die Katze, so waren alle Hausgenossen in tiefster Trauer. Das todte Thier wurde einbalsamiert, in köstliche Leinwand gewickelt und feierlich beerdigt. Wer eine Katze auch nur aus Versehen tödtete, hatte das Leben verwirkt.

Am höchsten verehrten die alten Ägypter einen Stier, Apis genannt. Er war ihnen ein Sinnbild des Gottes Osiris, welcher die Ägypter den Ackerbau gelehrt haben sollte. Dieser Stier mußte am ganzen Leibe schwarz sein und an der Stirn einen dreieckigen weißen Fleck haben. Sein Palast war in der Königsstadt Memfis; eigene Priester bedienten ihn und reichten ihm

die Speisen. Der feierlichste Tag war sein Geburtstag, der Tag nämlich, an dem man so glücklich war, ihn zu finden. Sieben Tage dauerte das Fest. Bewaffnete zogen vor dem Apis her, um das zuströmende Volk abzuwehren. Zwei Reihen Knaben giengen ihm zur Seite und sangen in Liedern sein Lob. Sein Tod versetzte ganz Ägypten in tiefe Trauer, welche so lange währte, bis ein neuer Apis gefunden war; ganz Ägypten war dann wieder voll Jubel.

3.

Die Fönizier.

Fönizien war ein schmaler Küstenstrich am mittelländischen Meere, im südlichen Syrien, etwa 25 Meilen lang, vier bis fünf Meilen breit. Die Fönizier waren kein eroberndes, sondern ein handeltreibendes Volk. Schiffahrt und Handel waren ihr Element. Zuerst traten sie als Seeräuber auf.

Dieß war fast von jeher der Anfang des Seehandels. Bald steuerten sie als Kaufleute über das mittelländische Meer hin und noch darüber hinaus in den atlantischen Ozean. Doch konnten sie sich noch nicht auf die offene See wagen, sondern fuhren nur an den Küsten hin und warfen an jedem Abend Anker.

Überall legten sie Kolonien an, um ihren Handel in den aufgefundenen Gegenden zu erhalten und auszubreiten. Ihre berühmteste Kolonie war Karthago auf einer hervorragenden Landspitze, Sizilien gegenüber, auf der sich in späterer Zeit ein eigener mächtiger Staat entwickelte; außer Karthago blüheten aller Orten fönizische Pflanzstädte. Auch in Spanien, was ihnen wegen seines Reichthums an Gold und Silber und andern Metallen, besonders an Zinn, wichtig war, gründeten sie Kolonien. Bei ihrer ersten Ankunft in Spanien war daselbst der Vorrath an Silber so groß, dass sie nicht allein ihre Schiffe damit beluden, sondern auch ihre sämmtlichen Geräthschaften daraus verfertigten, wie die Eingebornen, welche den Wert dieses edlen Metalles nicht kannten und es gegen Waren aller Art vertauschten. Die

Fönizier legten in Spanien Bergwerke an und verwendeten die Eingebornen als Arbeiter in denselben. Von den Inseln an der Südwestküste Englands holten sie Zinn, und man vermuthet sogar, dass sie den dem Golde gleichgeschätzten Bernstein an der Küste der Ostsee aufsuchten.

Allein nicht nur zur See, auch zu Lande trieben die Fönizier in die entferntesten Gegenden Handel. Gold, Edelsteine, Perlen, Zinn und das von den Griechen und andern Völkern der Opfer wegen hochgeachtete Räucherwerk gelangte auf allen Wegen zu ihnen. Den Wein holten sie aus Syrien, Sklaven, Pferde ꝛc. aus dem nördlichen Asien.

Den Alleinhandel zur See wussten sich die Fönizier durch allerlei Fabeln und schlaue Erfindungen bis 600 v. Chr. zu sichern. Sie erzählten, wenn man über die Säulen des Herkules (Meerenge von Gibraltar) hinaus sei, würde das Meer wegen seines schlammigen Wassers unfahrbar, rings umdränge stehendes Rohr die Schiffe, und Seeungeheuer, durch deren Anblick man versteinert werden könne, wehrten die Fahrt. Versuchte je ein fremdes Schiff dem Zuge der schlauen Seefahrer zu folgen, um ihre verheimlichten Wege kennen zu lernen, so führten sie dasselbe auf dem ihnen bekannten Meere absichtlich irre, an feindliche Küsten oder in Untiefen, oder konnten sie sich nicht anders helfen, so ließen sie selbst ihre eigenen Schiffe stranden, um das nachfolgende in gleiches Ungemach zu bringen. Natürlich brauchten sie die Vorsicht, dass sie alle Kostbarkeiten zum voraus in Sicherheit brachten, und retteten, was sich retten ließ.

Aber auch im eigenen Lande ward viel geschaffen. So waren die Webereien und Färbereien, erstere zu Sidon, letztere zu Tyrus, hochberühmt, und mancherlei Erfindungen werden dem betriebsamen Volke nachgerühmt. Ihnen schreibt man die Erfindung des Glases und der Purpurfärberei zu, die Erfindung der Rechenkunst, des gemünzten Geldes und der Buchstabenschrift. Von der letztern ist wenigstens gewiss, dass die Griechen sie von diesem Volke überkamen.

Der erstaunliche Reichthum der Fönizier reizte die benachbarten Könige, deren Unterwerfung zu versuchen. Nebukadnezar, der kriegerische König von Babel, zog gegen Sidon und Tyrus; Sidon eroberte und zerstörte er leicht, Tyrus aber mußte er dreizehn Jahre lang belagern. Und als er endlich in die Stadt eindrang, fand er nur leere Wohnungen; denn die Bewohner hatten sich auf eine kleine, vor der Küste liegende Insel geflüchtet. Dort erbauten sie eine neue Stadt, welche in Zukunft der Sitz des Welthandels wurde.

Nach beinahe 300 Jahren kam ein anderer Eroberer, Alexander der Große, König von Macedonien. Die Tyrier schickten ihm Geld und Lebensmittel entgegen; doch ihm selbst versagten sie den Einzug in die Stadt. Das brachte den stolzen König auf, und er beschloss, sich den Eingang mit Gewalt zu bahnen. Die Stadt lag eine halbe Meile vom festen Lande auf der Insel und hatte sehr hohe Mauern. Alexander ließ daher durch das Meer einen Damm 200 Fuß aufführen, wozu er namentlich die Trümmer des alten Tyrus benutzte, und zu ihrem Schrecken sahen die Tyrier den Damm der Stadt immer näher rücken. Er war bereits vollendet, als ein gewaltiger Sturm einen großen Theil desselben hinwegführte. Doch Alexander ließ sich dadurch nicht abschrecken; mit doppelter Thätigkeit ward die Arbeit von neuem angefasst, und bald erreichte der Damm wiederum die Insel. Jetzt begann die Belagerung der Stadt, und zwar mit solcher Heftigkeit, dass die Mauer bald einstürzte. Doch eine neue und stärkere war von den Tyriern innerhalb der ersten aufgeführt. Auch diese wurde zerstört, Alexanders Soldaten drangen in die Stadt, aber die Tyrier vertheidigten sich mit solcher List und Tapferkeit, dass die Belagerer zurückgedrängt wurden; die Öffnung in der Mauer ward schnell wieder ausgebessert, und bei wiederholten Angriffen umschlangen die Tyrier ihre Feinde mit Netzen, bestreuten sie mit glühendem Sande, so dass Alexander selbst auf Rückzug dachte. Noch einen letzten Versuch will er wagen: er umschließt mit seiner Flotte die ganze Stadt und lässt sie von allen Seiten bestürmen. Indes hätte er vielleicht

auch jetzt die Stadt nicht eingenommen, wenn nicht der Aberglaube der Tyrier, welche vermeinten, einer ihrer Götter habe Tyrus verlassen, die Einwohner entmuthigt hätte. So drang Alexander endlich nach siebenmonatlicher Belagerung in die Stadt ein, ließ sie bis auf den Grund zerstören und führte den größten Theil der Bewohner als Sklaven hinweg. Zwar ließ er später wieder Häuser auf den Trümmern erbauen und zog aus der Umgegend Ansiedler herbei; aber Tyrus erlangte nie seinen alten Ruhm wieder.

Dagegen legte Alexander in Ägypten an der westlichen Nilmündung eine neue Stadt an, die er Alexandrien nannte. Diese ward von jetzt an der Hauptsitz des Welthandels und Stapelplatz für die Waren, welche das südöstliche Asien nach Europa sendet.

4.

Cyrus. Krösus. Solon.

Dem Astyages, Könige von Medien, träumte einmal, seine Tochter Mandane gösse so viel Wasser auf die Erde, dass ganz Asien davon überschwemmt würde. Er legte seinen Traumdeutern, die man damals sehr hochschätzte, den Traum vor, und sie deuteten ihn so: ein Sohn der Mandane werde einst ganz Asien beherrschen. Astyages erschrak darüber so sehr, dass er seine Tochter nach der kleinen unbedeutenden Landschaft Persis schickte und sie dort an einen Perser von guter Geburt verheiratete. Nach Jahresfrist bekam sie einen Sohn, welcher den Namen Cyrus erhielt. Kaum hatte der König dieß erfahren, so ließ er das Kind vor sich bringen und gab es einem seiner Hofleute, Harpagus, mit dem Befehle, es zu tödten. Der Mann hatte Mitleiden mit dem Kinde; anstatt es zu tödten, gab er es einem Hirten, damit dieser es irgendwo im Walde niederlege und es seinem Schicksale überlasse. Der Hirt brachte es seiner Frau. Diese hatte gerade ihr Kind verloren und nahm mitleidig den kleinen Knaben als ihr eigenes Kind auf. Cyrus

wuchs heran und wurde groß und stark. Eines Tages, als er mit andern Kindern spielte, wählten ihn diese zu ihrem Könige. Einer der Gespielen wollte ihm nicht gehorchen, und Cyrus, als König, ließ ihm Schläge geben. Der Knabe lief zu seinem Vater, und dieser, ein vornehmer Mann, forderte vom Könige, dass dieser den Hirtenknaben Cyrus bestrafe. Der König ließ ihn kommen. Cyrus stand unerschrocken vor ihm und sagte mit Freimüthigkeit, er sei von den Knaben im Spiele zum Könige erwählt worden und habe sich seines Rechtes bedient. Der Muth des Knaben, sein Stolz und einige Züge, die den Astyages an seine Tochter erinnerten, machten den König aufmerksam. Er erkundigte sich bei dem Hirten, und dieser gestand die Rettung des Knaben.

Doch hatte Astyages den Knaben liebgewonnen und schickte ihn seiner Tochter nach Persien; an dem Hofmanne aber, welcher den Befehl, das Kind zu tödten, nicht vollzogen hatte, nahm er grausame Rache, indem er dessen Kinder ermorden ließ.

Den Astyages beruhigten indessen die Traumdeuter durch die Erklärung, sein Traum sei dadurch erfüllt, dass Cyrus von den Knaben zum Könige erwählt worden sei; und nach einigen Jahren ließ der Großvater ihn mit der Mandane nach Medien kommen. Der junge Cyrus, in der strengen, kriegerischen Lebensweise der Perser auferzogen, konnte sich des Lachens kaum enthalten, als er an dem Hofe des Astyages alles so weibisch geputzt sah. Astyages saß auf einem prächtigen Trone, seine Wangen, Lippen und seine Stirn waren bemalt, Augenbrauen und Haare gefärbt; er hatte goldene Ketten um den Hals und war mit Armbändern geschmückt. Cyrus sprang, wie er in das Zimmer trat, auf den geputzten Alten zu, fiel ihm um den Hals und rief: „O was für einen schönen Großvater ich habe!“ Seine Mutter fragte ihn lächelnd, ob er denn schöner wäre, als der Vater. „Unter den Persern,“ antwortete Cyrus, „ist mein Vater der schönste; aber unter den Medern habe ich keinen gesehen, der so schön wäre, wie mein Großvater.“

Dem Alten gefiel die Antwort. Er beschenkte den Knaben reichlich, und bei Tische mußte Cyrus immer neben ihm sitzen. Dem Knaben, der an die Mäßigkeit der Perser gewöhnt war, dünkte es sonderbar, dass man so vielerlei Speisen auftrug. Er sah lange zu; endlich sagte er zum Könige: „Aber, lieber Großvater, du hast doch schrecklich viel Mühe, satt zu werden, wenn du von dem allen essen mußt." Astyages lachte und sprach: „Glaubst du denn nicht, dass dieß hier nicht viel besser sei, als eure persischen Mahlzeiten?" „Ich weiß nicht," antwortete Cyrus, „aber wir werden viel leichter und geschwinder satt als ihr. Uns ist Brot und Fleisch genug, um satt zu werden; was braucht ihr aber für Arbeiten und Umschweife, bis ihr so weit kommt!"

Mit Erlaubnis des Astyages vertheilte er darauf von den Speisen unter die Diener, nur dem Mundschenken gab er nichts. Der König, welcher seinen Mundschenk liebte, fragte den Cyrus im Scherz: „Warum gibst du denn diesem nichts, den ich so lieb habe?" — „Und warum hast du ihn lieb?" fragte Cyrus. „Siehst du nicht," antwortete der König, „wie schön er den Wein eingießt, ihn kostet und mir zureicht?" „O," rief Cyrus, „das kann ich so gut als er, und noch besser; denn ich will dir den Becher nicht halb austrinken, wie er." Darauf nahm er den Becher, goss aus der Schale Wein ein und reichte ihn dem Könige. „Aber," sprach Astyages," du mußt auch den Wein kosten." „Das lasse ich wohl," rief der Kleine, „denn ich weiß, es ist Gift darin. Ich habe das neulich bei deinem Gastmahle gesehen." — „Wie das?" fragte Astyages. — „Wisst ihr nicht mehr, wie ihr von Verstand und Sinnen kamet, sobald er euch zu trinken gegeben hatte? Was war das für ein Lärm! Wie habt ihr durcheinander geschrien und gelacht! So lange ihr saßet, sprach jeder von seiner Stärke; sobald ihr aufstandet zum Tanze, fielet ihr über eure eigenen Füße. Ihr wusstet alle nicht mehr, was und wer ihr seid; du nicht, dass du König bist, und die nicht, dass sie Unterthanen sind." — „Aber," sprach Astyages, „wenn dein Vater trinkt, berauscht er sich

nie?" — „Nie!" — „Und was macht er denn?" — „Er hört auf zu dürsten, sonst nichts." — Durch diese und ähnliche Einfälle machte Cyrus sich sehr beliebt. Astyages ließ ihn reiten und jagen und Cyrus wurde mit jedem Tage männlicher, und da er endlich in einem kleinen Treffen mit einem benachbarten Volke sich vor allen andern hervorgethan hatte, wurde er der Liebling des ganzen Volkes.

Harpagus sah dieß gern. Er erwarb sich die Freundschaft des Cyrus und entdeckte ihm endlich, welch grausame Absichten sein Großvater mit ihm gehabt habe. Er wusste das Gemüth des Jünglings so aufzureizen, dass, da die Perser zugleich auf Abfall von Medien dachten, und den Cyrus zurückwünschten, dieser nach Persien zurückkehrte und sich an die Spitze seines Volkes stellte. Astyages, vielleicht schon vorher mistrauisch und kalt gegen Cyrus, hieß, wie er diesen Aufruhr erfuhr, alle tödten, die ihm die Erhaltung des Cyrus gerathen hatten. Nur den Harpagus ließ er leben; er stellte ihn an die Spitze des Heeres gegen die Perser. Harpagus zog aus; wie er aber auf Cyrus traf, gieng er mit dem ganzen Heere zu ihm über, und Cyrus ward König von Persien und Medien. Seinen Großvater behielt er als Gefangenen bei sich.

Der mächtigste unter den Nachbarkönigen des Cyrus war der durch seine Reichthümer sprichwörtlich gewordene König der Lydier in Kleinasien, Krösus. Dieser war eifersüchtig auf des Cyrus wachsende Macht. Er versammelte ein großes Heer; Cyrus jedoch schlug ihn und eroberte Sardes, die Hauptstadt Lydiens. Cyrus hatte befohlen, alle Lydier zu tödten, ausgenommen den Krösus. Seine Soldaten erfüllten diesen Befehl mit grausamer Pünktlichkeit, und schon war einer im Begriff, den Krösus, den er nicht kannte, zu tödten, als der älteste Sohn des Königs, der bis dahin stumm gewesen war, auf einmal rief: „Schone des Königs!" —

Der Soldat führte Krösus gefangen zu Cyrus; der König der Lydier sollte verbrannt werden. Man errichtete einen Scheiterhaufen und setzte den Krösus mit vierzehn der vornehmsten

Lydier darauf. Als das Feuer den Scheiterhaufen ergriff, schrie der Unglückliche in den Flammen: „O Solon! Solon! Solon!“ Cyrus wurde begierig zu wissen, wen er riefe. Krösus schwieg anfangs; endlich antwortete er: „Ich rufe einen Mann, den ich allen Königen zum Lehrer setzen möchte!“ — Cyrus ward neugierig, befahl, den Scheiterhaufen zu löschen und den Krösus zu ihm zu führen. Man hatte Mühe, das Feuer, das schon stark um sich gegriffen hatte, zu dämpfen; ein starker Regen aber kam zu Hilfe, und der König wurde gerettet. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, sprach er:

„O Cyrus, es werden wenige Menschen sein, die vom Glück so hoch erhoben und von ihm wieder so tief gestürzt worden sind, als ich. Wenn du willst, dass ich länger leben soll, so wird der heutige Tag vielleicht in mir gut machen, was ein allzuerwünschtes Leben verdorben hat. — Ich habe ein großes Reich beherrscht, und wenn du meine Schätze und Reichthümer gesehen haben wirst, so wirst du bekennen, dass ich gestern noch der reichste König von ganz Asien war. Ich glaubte auch, ich wäre der glücklichste.“

„Einst kam ein weiser Mann aus Griechenland, mit Namen Solon. Ich ließ ihm alle meine Schätze zeigen und war eitel genug zu hoffen, er werde über meine Reichthümer erstaunen und mich als den glückseligsten aller Menschen preisen. Als er aber schwieg und das alles nur ansah, wie Sand und Kieselsteine, sagte ich zu ihm: „Solon, du bist so weit in der Welt umhergereist und hast so viele Menschen gesehen; sage mir, wen hältst du für den glückseligsten?“ Solon antwortete: „Einen Bürger von Athen, Tellus.“ — Ich wunderte mich, dass er einen gemeinen Bürger mir vorzöge, und fragte weiter, warum er den für glücklich hielte. Er sprach: „Dieser Tellus lebte zu Athen, als die Stadt in ihrem blühendsten Zustande war. Er hatte Kinder und Kindeskinder und nie eines verloren; er fand sein genügendes Auskommen, und auf diese Weise glücklich und zufrieden, gelangte er zu einem hohen Alter, starb in einem siegreichen Treffen für sein Vaterland, und dieses setzte ihm

aus Dankbarkeit ein Denkmal seiner Thaten." — „Aber wen," fragte ich, „hältst du nach dem für den glücklichsten?" — „Zwei griechische Jünglinge," antwortete er, „Kleobis und Biton. Sie hatten ein gutes Auskommen und so viel Geschicklichkeit und Stärke des Leibes, dass sie beide zugleich in einem unserer Kampfspiele den Preis davontrugen. Dabei hatten sie eine so innige Liebe zu ihrer greisen Mutter, dass, als diese einst zu einem Opfer der Juno fahren sollte, und die Ochsen, die sie vorspannen wollte, ausblieben, die beiden Brüder sich an den Wagen spannten und ihre Mutter bis zum Tempel fuhren. Als die Griechen bewundernd umherstanden, wurde die glückliche Mutter so gerührt, dass sie vor dem Altare zu der Göttin betete, sie möge ihren Kindern geben, was sie für das beste für dieselben hielte. Und nach der Mahlzeit legten die Kinder sich nieder in dem Tempel, um zu schlafen, und erwachten nicht wieder. Die Griechen aber setzten ihnen Ehrensäulen zum Denkmal ihrer That und ihres schönen Todes."

„Als ich das hörte," fuhr Krösus fort, „konnte ich meinen Verdruss nicht länger halten, sondern sagte: „Solon, so sehr verachtest du meine Glückseligkeit, dass du mich mit diesen nicht einmal vergleichen willst?" Und Solon antwortete mir: „O Krösus, du bist ein Herr vieler Güter und vieler Völker; aber ich werde dich nicht eher glücklich nennen, als bis ich weiß, dass du auch ein glückliches Ende gehabt hast!"

„So sprach der Weise," erzählte Krösus; „aber ich verachtete ihn und ließ ihn nie wieder vor mich. Von der Zeit an gieng mir alles übel. Mein ältester Sohn war stumm; mein zweiter Sohn ward mir von einem Freunde umgebracht; alle Städte, Länder, Völker und Reichthümer habe ich verloren und bin jetzt selbst in deiner Gewalt. Nun weißt du, warum ich den Solon rief; mache jetzt mit mir, was dir gut scheint."

Cyrus, hiedurch an den möglichen Wechsel des eigenen Glücks erinnert, schenkte dem Krösus das Leben, behielt ihn als Freund bei sich, und Krösus leistete in der Folge dem Perserkönige durch seine Klugheit gute Dienste. Einer der Generale

des Cyrus unterwarf ihm die asiatischen Griechen, wiewohl sich dieselben tapfer wehrten und einige lieber ihr Vaterland verließen, als dass sie Sklaven der Perser sein wollten. Ein Haufe der von hier ausgewanderten Griechen gieng nach Frankreich und baute an der Küste des mittelländischen Meeres die Stadt Marseille, die älteste Stadt Frankreichs. Cyrus selbst zog gegen Babylon, und ungeachtet der hohen und dicken Mauern und der tiefen Gräben bezwang er die Stadt durch List. Er ließ das Wasser des Eufrat durch einen Kanal ableiten, und in einer Nacht, als die Babylonier ein Fest feierten, marschierten die Perser das trockene Bett des Flusses hinab unter der Mauer durch, überfielen die unbewaffneten, zum Theile berauschten Bürger, und Cyrus ward Herr von Babylon und dem ganzen babylonischen Reiche.

5.

Sokrates.

Das gebildetste Volk des Alterthums waren die Griechen. In der Bildhauerkunst und Malerei hatten sie die größten Meister; die Werke ihrer Dichter, Redner und Geschichtschreiber werden noch heute mit großem Fleiße gelesen und nachgeahmt. Indes verleitete Reichthum und Stolz dieses gebildete Volk bald zur Verschwendung und zu Ausschweifungen; es lieferte den traurigen Beweis, dass hohe Geistesbildung das Glück eines Volkes nur dann begründet, wenn sie aus der Quelle wahrer Religiosität geschöpft ist.

Zu der Zeit, als Griechenland bereits seinem Verfalle nahe war, lebte einer seiner weisesten und besten Männer, Sokrates. Er war der Sohn eines Bildhauers und lernte diese Kunst bei seinem Vater, versäumte aber auch die kriegerischen Übungen nicht und focht mehrmals mit Muth und Tapferkeit für seine Vaterstadt Athen. Seine liebste Beschäftigung jedoch war, sich der stillen Betrachtung und der Bildung begabter Jünglinge zu widmen. Er ertheilte keinen förmlichen

Schulunterricht, sondern seine noch unerreichte Kunst bestand darin, gesprächsweise seine jungen Freunde durch allerlei geschickte Fragen zum Nachdenken über sich selbst und ihre Pflichten zu erwecken und ihnen den Grundsatz eigen zu machen, dass unter allen Kenntnissen die Kenntnis unserer Pflichten die erste sei. Hiemit verband er eine große Reinheit und Untadelhaftigkeit des Wandels. Unter seinen ausgearteten Mitbürgern, die sich allerlei sinnlichen Lüsten und einem ausgesuchten Luxus ergaben, erschien er selbst in größter Einfachheit. Seine Kleidung bestand in einem unansehnlichen Mantel, er aß nur das Allergewöhnlichste und hatte den Grundsatz: „Man muß so wenig bedürfen als möglich." Seinen Körper härtete er auf alle mögliche Weise ab; ohne Beschwerde konnte er eine Nacht durchwachen und den folgenden Tag eben so kraftvoll ringen und sich denkend eben so lebhaft beschäftigen und unterhalten, als ob er die Nacht hindurch geschlafen hätte.

Einer seiner Neider, der sich große Reichthümer erworben hatte und üppig lebte, sagte einst zu Sokrates: „Man sollte meinen, die Weisheit müßte auch glücklich machen; du aber siehst wahrlich nicht darnach aus!" „Lass doch sehen," erwiederte Sokrates, „ob ich wirklich so unglücklich bin! Glaubst du, dass meine einfache Kost mich weniger gesund und stark erhalte? Weißt du nicht, dass es denen am besten schmeckt, die am wenigsten haben? Und wenn ich Sommer und Winter hindurch gleich gekleidet gehe, wodurch mein Körper gegen jede Witterung abgehärtet wird, so kann dir doch das nicht tadelnswert erscheinen. Da man das Wohlleben nicht immer haben kann, ist es wohl klug, sich nicht der Weichlichkeit zu ergeben. Wie würde bei solcher Weichlichkeit der Ackersmann, der Schiffer fahren? Wer würde geschickter sein, dem Staate zu dienen, ein Mann wie ich, oder einer von denen, die du glücklich nennst? Wer würde die Strapazen eines Feldzuges leichter ertragen? Du setzest deine Glückseligkeit in Überfluss und Wohlleben; ich aber glaube, dass nichts bedürfen göttlich ist, und am wenigsten bedürfen der Gottheit am meisten nähert."

Mäßigkeit und Enthaltsamkeit suchte er auch seinen Mitbürgern bei jeder Gelegenheit zu empfehlen. Einst beklagte sich ein Athener bei ihm über die Mühseligkeiten einer Fußreise, die er soeben zurückgelegt hatte. „Hat dir dein Sklave folgen können?" fragte Sokrates. „O ja." — „Trug er etwas?" — „Ein großes Bündel." — „Der ist wohl recht müde?" — „Nein; ich habe ihn gleich wieder mit einem Auftrage weithin in die Stadt geschickt." — Siehe," sagte Sokrates, „du hast vor deinem Sklaven Vorzüge des Geistes; er hat vor dir Vorzüge der Natur. Du bist reich und frei, aber schwach und weichlich; er ist arm und leibeigen, aber gesund und stark. Sage selbst, wer der glücklichere ist?"

Solcher Weisheitssprüche hat uns die Geschichte noch viele von ihm aufbewart. „Das einzige," pflegte er zu sagen, „was ich mit Gewissheit weiß, ist das, dass ich nichts weiß, und dieß allein unterscheidet mich von andern, die sich Weise nennen lassen. Sie wissen auch nichts, aber sie glauben doch etwas zu wissen."

Als ihn einst jemand fragte, wie man einen dauernden guten Ruf erlangen könne, antwortete er: „Wenn man das ist, was man scheinen will."

Kein Wunder, wenn Sokrates durch solche Reden viele Jünglinge unwiderstehlich an sich zog und sie für immer an seine Person fesselte; kein Wunder aber auch, dass es ihm nicht an Neidern und Gegnern fehlte, welche ihn lächerlich und verhasst zu machen suchten und ihn endlich anklagten, dass er die Götter des Vaterlands verachte und die Jugend durch frevelhafte Grundsätze verderbe. Sokrates, bereits ein Greis von siebenzig Jahren, fand es seiner unwürdig, sich gegen solche Anklagen vor Gericht weitläufig zu vertheidigen. Er berief sich kurz auf sein öffentliches Leben und versicherte, dass es seit dreißig Jahren sein einziges Bestreben gewesen sei, seine Mitbürger tugendhafter und glücklicher zu machen. „Zu dieser Beschäftigung," schloss er, „hielt ich mich von Gott berufen, dessen Urtheil ich ungleich höher ehre, ihr Athener, als das eure." Trotz seiner

edlen Vertheidigung wurde er durch die Überzahl von nur drei Stimmen zum Tode verurtheilt.

Sokrates brachte 30 Tage im Gefängnisse zu. Dieser traurige Ort wurde durch ihn, durch seine lehrreichen Gespräche mit seinen Schülern und Freunden zu einem Lehrsal, worin die tröstlichsten und wichtigsten Wahrheiten von der Unsterblichkeit der Seele, von der Ehrfurcht gegen die Gottheit und gegen die Gesetze abgehandelt wurden. Mit Entzücken und mit Tränen sprachen seine Freunde davon. Sie hatten alle Anstalten getroffen, ihn zu retten, der Wächter war bestochen, die Thüre des Gefängnisses stand offen, Sokrates sollte entfliehen. Der Greis erwiederte aber: „O meine Freunde, in welchem Lande könnte ich dem Tode entrinnen?“ Sie meinten, er wäre es seinen Kindern schuldig, die Verfügungen einer ungerechten Regierung zunichte zu machen; allein Sokrates bewies ihnen, dass keine Ungerechtigkeit uns berechtigen könne, den Gesetzen des Vaterlandes ungehorsam zu sein. Beschämt und wehmüthig verließ ihn die treue Schar, um am folgenden Morgen wiederzukommen. Als sie aber eintraten, fanden sie die Gerichtsdiener, die dem Sokrates anzeigten, dass er noch vor Sonnenuntergang den Giftbecher trinken müße. „Ach,“ schluchzte einer seiner Freunde, „wenn du nur nicht so ganz unschuldig stürbest!“ „Und wolltest du denn lieber,“ erwiederte Sokrates mit Lächeln, „dass ich schuldig stürbe?“ Darauf sprach er mit ihnen von der Unsterblichkeit der Seele und von dem Wiedersehen nach dem Tode. Als der Abend nahete, nahm er den Giftbecher, betete, dass sein Ausgang von hinnen glücklich sein möchte und leerte ihn mit unverändertem, ruhigem Gesichte. Als das Gift zu wirken begann, legte er sich nieder und hüllte sich in seinen Mantel ein. Man fragte ihn, ob er noch etwas verlange, aber er antwortete nicht mehr. Weinend drückten ihm seine Freunde die Augen zu.

Mit solcher Gelassenheit starb der weise Sokrates als ein Opfer der Bosheit und des Neides 339 v. Chr. Erst nach seinem Tode erkannten die Athener ihr Unrecht. Die ganze

Stadt legte Trauer an, als würde in jedem Hause ein Todter beweint. Seine Hauptankläger verurtheilten sie zum Tode, die übrigen straften sie mit Landesverweisung. Ihm selbst errichteten sie eine prächtige Bildsäule; seine Lehren aber pflanzten sich durch seine Schüler fort und waren für viele eine reiche Quelle der Sittlichkeit und Tugend.

6.

Alexanders des Großen Jugendjahre und Erziehung.

Schon als Knabe hatte Alexander manche Probe eines feurigen Geistes gegeben und eine unbeugsame Gemüthsart gezeigt, die sich nicht mit Gewalt, wohl aber durch vernünftige Gründe leiten ließ. Sein Vater sorgte mit großem Eifer für seine Erziehung und die Bildung seines Geistes; er hielt es nicht für genügend, dass Alexander in körperlichen Fertigkeiten und in den Künsten des Krieges unterwiesen würde. Außer den Lehrern der Musik und den übrigen ihm vorgesetzten Pädagogen berief er den Aristoteles, den berühmtesten Filosofen seiner Zeit, zur Bildung seines Sohnes. Gleich nach der Geburt Alexanders soll Filipp einen Brief an den Weltweisen geschrieben haben, worin er ihn bat, dessen Bildung dereinst zu übernehmen: „Wisse, dass mir ein Sohn geboren ist; nicht dass er geboren ist, sondern dass er in deinen Tagen geboren ist, macht mich froh; von dir erzogen und gebildet, wird er unser würdig, und der großen Bestimmung, die einst sein Erbtheil wird, gewachsen sein."

Der Filosof unterwies den Jüngling in dem, was recht und tugendhaft ist, in der Staats- und Herrscherkunst, in allerlei nützlichen Wissenschaften und in den Künsten. Bei seiner Liebe zu letzteren versäumte Alexander keineswegs die körperlichen Übungen, Waffen- und Kriegswerk. Als man ihn aber fragte, ob er nicht in Olympia bei den Wettspielen auftreten wolle, gab er die stolze Antwort: „Wenn ich Könige zu Mitkämpfern haben werde!" Schon in seinem Knabenalter leuchtete die

Selbstbeherrschung aus seinem ganzen Wesen hervor, und so hitzig und ungestüm er oft genug war, ließ er sich doch vom sinnlichen Vergnügen nicht leicht hinreißen und zeigte im Genusse desselben große Mäßigung. Früh reifte in ihm ein hoher Geist und Ruhmbegierde. Wenn Botschaft kam, dass sein Vater einen großen Sieg gewonnen oder eine Eroberung gemacht, verfinsterte sich seine Miene, und er sagte wohl zu seinen Gespielen: „Mein Vater wird mir alles wegnehmen und mir keine Gelegenheit lassen, mit euch große und glänzende Thaten zu verrichten.“ Als man ihm sagte, das alles erwerbe Filipp für ihn, versetzte er: „Was nützt es mir, wenn ich vieles besitze, aber wenig unternehmen kann?“ Und als er einmal in Abwesenheit Filipps die Gesandten des persischen Königs bewirtete, richtete er an sie keine kindische Fragen, wie andere: über den goldenen Weinstock mit Trauben aus Edelsteinen, welche der reiche Pythius dem persischen Könige Darius geschenkt hatte, oder über die hängenden Gärten der Semiramis in Babylon, oder wie der König geschmückt sei, sondern er befragte sie über die Länge des Weges, die Art und Weise im oberen Asien zu reisen, über den König selbst und die Macht der Perser, so dass jene sich verwunderten und die hochgerühmte Gewandtheit Filipps gegen den kühnen und unternehmenden Geist seines Sohnes gering rechneten.

Die Gewandtheit des Jünglings in ritterlichen Übungen erkennt man aus der Art, wie er ein Pferd, Bucefalus (Stierkopf) genannt, bändigte. Ein Thessalier nämlich brachte dieß Pferd zu Filipp und bot es ihm für eine große Summe Geldes zum Kaufe an. Man begab sich auf's freie Feld, um es zu probieren, fand es aber wild und ganz unbrauchbar, weil es niemanden aufsitzen ließ und sich bäumte, so oft man ihm nahe kam. Schon befahl Filipp, darüber unmuthig, das scheue und unbrauchbare Pferd wegzuführen, als der ebenfalls anwesende Alexander sagte: „Um welch treffliches Pferd bringt man sich da, bloß weil man es aus Mangel an Muth und Geschicklichkeit nicht zu behandeln weiß.“ Als er so

zu wiederholtenmalen sein Bedauern um den Verlust des Pferdes laut werden ließ, fragte ihn Filipp, ob er, der ältern Männern Vorwürfe mache, besser mit einem Pferde umzugehen wisse, als sie? „Mit diesem wenigstens," versetzte Alexander. Filipp entgegnete: „Wenn du es aber nicht kannst, welcher Strafe willst du dich für deine vorlaute Keckheit unterwerfen?" „Beim Zeus, ich will den Preis des Pferdes bezahlen!" Darüber entstand ein großes Gelächter, und nachdem sie wegen der Summe einig geworden, gieng Alexander auf das Pferd zu, faßte es beim Zügel und kehrte es gegen die Sonne, vermuthlich weil er bemerkt hatte, daſs es vor dem eigenen Schatten scheue. So lief er eine Weile neben dem Pferde hin und her und streichelte es, so lange er es vor Ungestüm schnauben sah; dann aber ließ er unvermerkt seinen Mantel fallen, schwang sich rasch und behende hinauf und setzte sich im Sattel fest. Anfangs faßte er den Zügel kurz, wie er aber merkte, daſs das Thier sein wildes Wesen ablegte und nun begierig war zu laufen, sprengte er mit verhängtem Zügel davon. Filipp und seine Begleiter waren erst stumm vor Angst um Alexander; als dieser aber umlenkte und voll stolzer Freude zurückkehrte, erhoben alle ein Jubelgeschrei, sein Vater weinte vor Freuden, umarmte ihn und rief aus: „Mein Sohn, suche dir ein anderes Königreich, das deiner würdig ist; Macedonien ist für dich zu klein!"

Nach G. Pfizer.

7.

Fabrizius und Pyrrhus.

Zu der Zeit als Rom bereits mächtig geworden und von ganz Italien gefürchtet wurde, kam (280 v. Chr.) aus Epirus, einer Landschaft des nördlichen Griechenlands, ein mächtiger König über das Meer; er hieß Pyrrhus und gedachte sich mit den Römern zu messen. In der ersten Schlacht besiegte er dieselben hauptsächlich mit Hilfe der bei den Römern noch unbekannten Elefanten. Auf dem Rücken dieser ungeheuern Thiere

waren hölzerne Türmchen befestigt, von welchen herab 16 Soldaten mit Lanzen und Pfeilen stritten; auch die Elefanten selbst, namentlich wenn sie durch Verwundungen gereizt waren, packten mit ihrem Rüssel feindliche Soldaten, schmetterten sie zu Boden und zermalmten sie mit ihren Füßen, die eher dicke Säulen, als bewegliche Glieder eines Thieres zu sein schienen. Trotz des ungewohnten Anblicks, des geheimen Grauens vor diesem unbekannten Feinde hatten die Römer mit aller Tapferkeit Widerstand geleistet, und Pyrrhus rief voll Verwunderung aus: „Mit solchen Soldaten wollte ich die ganze Welt erobern!“ Mit einem solchen Feinde wünschte er doch Frieden zu haben und knüpfte Unterhandlungen an. Aber die Römer, obschon besiegt, verlangten voll Stolz, dass er Italien räume, sonst könne vom Frieden nicht die Rede sein. Und als Pyrrhus seinen Gesandten fragte, wie er Rom gefunden, antwortete dieser: „Wahrlich! Rom kam mir vor wie ein großer Tempel und der Senat als eine Versammlung von Göttern.“

Bei diesen Verhandlungen kam auch ein Römer als Abgesandter in des Pyrrhus Lager, Fabrizius mit Namen, der durch seine Rechtschaffenheit sich die allgemeine Achtung erworben hatte. Da der König wusste, in welchem Ansehen er in Rom stand, so suchte er ihn zu gewinnen, um durch ihn den ersehnten Frieden zu bewirken. Er ließ ihn daher allein zu sich kommen und sprach zu ihm: „Ich weiß, lieber Fabrizius, dass du ein kriegserfahrner und tugendhafter Mann und dennoch arm bist; das thut mir leid. Erlaube mir daher, dass ich dir von meinen Schätzen so viel gebe, dass du reicher seist, als die andern Senatoren. Denn das ist der beste Gebrauch, den Fürsten von ihren Reichthümern machen können, dass sie großen Männern damit aushelfen. Ich verlange von dir dafür keine entehrende That, sondern nur, dass du deinem Volke zum Frieden räthst. Ich brauche einen tugendhaften und treuen Freund, und du einen König, welcher dich durch seine Freigebigkeit in den Stand setzt, mehr Gutes als bisher zu stiften.“

War das nicht fein gesagt und verlockend zu hören? Und

hatte nicht der König seine Absicht, den Fabrizius zu bestechen, schlau verhüllt? Was aber sagte Fabrizius dazu?

Er antwortete: „Ich danke dir, König, für die gute Meinung, die du von mir hast, aber ich wünsche auch, dass du sie behalteſt. Darum nimm dein Geld zurück. Du hast ganz Recht, dass ich arm bin. Ich habe einen kleinen Acker und ein Häuschen, ich lebe nicht von Zinsen und von der Arbeit der Sklaven; aber dennoch bin ich glücklich; denn ich werde von meinen Mitbürgern geachtet, gehe mit den Reichen und Angesehensten wie mit meinesgleichen um. Mein Acker gibt mir das Nothwendigste. Jede Speise schmeckt mir, weil sie der Hunger gewürzt hat und nach der Arbeit lohnt mich sanfter Schlaf. Freilich kann ich Nothleidenden nicht beistehen; aber ich gebe von dem wenigen, das ich habe, gern so viel als ich vermag. Ich habe als Konsul oft Gelegenheit gehabt, ohne Verbrechen Reichthümer zu sammeln; aber ich zog es vor, meine Soldaten reich zu machen und selbst arm zu bleiben, weil ich so mich glücklich fühlte. Behalte also dein Geld, und ich will meine Armut und meinen guten Namen behalten."

Solch mannhafte Denkweise zwang dem Könige trotz seines stillen Ärgers Bewunderung ab. Er beschloss einen Versuch zu machen, ob denn Furcht eben so wenig Gewalt über diesen Römer habe, als der Reiz des Geldes. Am folgenden Tage ließ er daher seinen größten Elefanten hinter eine Tapete stellen und sorgte, dass Fabrizius gerade davor seinen Platz erhielt. Pyrrhus sprach laut und mit Unmuth; da flog der Vorhang in die Höhe, und brüllend streckte der Elefant seinen ungeheuren Kopf mit dem Rüssel über Fabrizius hin. Dieser aber wandte sich unerschrocken um, sah das Thier von oben bis unten an und sprach: „So wenig, als mich gestern dein Geld rührte, schreckt mich heute dein Elefant." —

Fabrizius war wieder zurückgekehrt. Da erhielt er von dem Leibarzt des Pyrrhus einen Brief, in welchem dieser sich erbot, seinen Herrn zu vergiften, wenn ihm der Römer dafür eine gute Belohnung geben wollte. Fabrizius schauderte vor einer

solchen Unthat zurück. Er sandte daher den Brief an Pyrrhus selbst, damit dieser vor einem solchen Bösewicht sich sichere. Wer malt des Pyrrhus Erstaunen? Einen solchen Edelmuth von einem Feind! „Wahrlich!“ rief er aus, „eher wird die Sonne von ihrer Bahn, als Fabrizius von dem Pfad der Tugend weichen!“ Den Arzt ließ er hinrichten; den Römern aber schickte er, um seine Dankbarkeit zu beweisen, die Gefangenen ohne Lösegeld zurück, und abermals ließ er die Friedensanträge erneuern. Die Römer sagten: „Für die auch dem Feinde schuldige Gerechtigkeit lassen wir uns nicht bezahlen!“ und sandten eben so viele Kriegsgefangene zurück; die Friedensanträge wurden verworfen.

In einer zweiten Schlacht siegte Pyrrhus abermals durch seine Elefanten, verlor aber so viel Leute, dass er ausrief: „Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren!“

In der dritten Schlacht wurde er geschlagen und floh voll Bestürzung in sein Land zurück. Die Römer waren jetzt Herren von ganz Italien. Ihr schönster Ruhm aber war die Einfachheit, die biedere Rechtschaffenheit und strenge Tugendliebe, welche ihre Beamten gerade am meisten zeigten. Hätten sie doch dieselben immer bewart!

Fr. Haupt.

8.

Belisar und seine Tochter Irene.

Vor etwa 1300 Jahren lebte unter dem griechischen Kaiser Justinian ein Mann, mit Namen Belisar. Er war von geringem Herkommen, hatte sich aber, während er in der Leibwache des Kaisers diente, so ausgezeichnet, dass er bis zum ersten Feldherrn emporstieg. Durch seine Klugheit überwand er die mächtigen Perser, und als einst in Konstantinopel Unruhen ausgebrochen waren, unterdrückte er dieselben und rettete seinem Kaiser Tron und Leben. Nachdem er in Afrika Gelimer, den König der Vandalen, besiegt und Karthago erobert hatte,

überhäufte ihn Justinian mit Gunstbezeigungen, ließ ihm zu Ehren sogar Münzen prägen und ergriff immer neue Gelegenheit, durch diesen großen Feldherrn sich neue Siege zu verschaffen.

Er schickte ihn nach Italien, um das Reich der Ostgothen zu zerstören. Belisar landete mit seiner Flotte an der Küste von Sizilien, eroberte die Städte Syrakus, Palermo und Neapel, zog siegreich in Rom ein und brachte Justinian auch die Krone dieses Landes.

Die großen Dienste, die er dem Vaterlande geleistet, die Schlachten, in denen er sein Blut für dasselbe verspritzt, hätten Justinian wohl unerschütterlich überzeugen können, Belisar sei ein eben so großer Mann als treuer Diener seines Herrn. Aber der Neid seiner Feinde, die auch gern so groß und berühmt gewesen wären, als er, suchte ihn zu stürzen, und der leichtgläubige Kaiser war undankbar genug, den Verleumdern Gehör zu geben, die ihm zuflisterten: Belisar habe verrätherische Absichten und wolle sich sogar selbst auf den Tron schwingen. Er wurde wirklich des Verraths angeklagt, und der Kaiser, der den seltenen Mann jetzt eben so sehr fürchtete, als er ihn früher geliebt hatte, entsetzte ihn aller seiner Würden und ließ ihn in's Gefängnis werfen.

Aber auch hier noch fürchtete der Kaiser den kräftigen Mann und wollte ihn völlig unfähig machen, ihm zu schaden. Er gab deshalb den grausamen Befehl, ihm die Augen zu blenden und ihn des Landes zu verweisen. Die grauenvolle That wurde vollzogen; die treuen Augen, die für das Glück, für die Ruhe des Kaisers gewacht hatten, wurden mit glühenden Eisen ausgebrannt, und nachdem dieß geschehen, war man bemüht, einen Führer aufzufinden, der den blinden Mann über die Gränze des Landes bringen sollte. Ein öffentlicher Aufruf wurde deswegen erlassen; aber wer sollte sich zu diesem traurigen Geschäft wohl hergeben? Endlich erbot sich ein Knabe dazu, der Führer des unglücklichen Mannes zu sein. Man machte dieß Belisar bekannt, öffnete ihm das Gefängnis, nahm ihm die

Fesseln ab und gab dem Helden anstatt des Schwertes den Wanderstab in die Hand, damit er sein Vaterland auf immer verlasse.

Belisar war nicht allein durch den unwürdigen Verdacht und die grausame Behandlung tief niedergebeugt und über die schaudervolle Zukunft, die ihn erwartete, bekümmert; sondern das Herz war ihm auch zerrissen, dass er das Liebste auf der Welt verlassen sollte, seine Tochter Irene, die mit kindlicher Treue und Zärtlichkeit von Jugend auf an ihm gehangen, ihn bisher begleitet, ihm oft, wenn er siegreich aus dem Kampf zurückgekehrt war, die heiße Stirn getrocknet und ihn mit zarter Hand nach den Mühseligkeiten des rauhen Kriegslebens gepflegt hatte. Wenn die Welt mit Bewunderung auf Belisar schaute, den ruhmgekrönten Helden laut jubelnd pries, blickte Irene mit banger Sorge auf den Vater; denn sie kannte nur die zarte Liebe und Sorgfalt einer Tochter für ihn und stand ihm wie ein guter Engel zur Seite. Und diese Tochter sollte er nun verlassen. Das war zu viel für das Herz des unglücklichen Mannes! Nur einmal noch wollte er sie sprechen, nur einmal noch den süßen Ton ihrer Stimme hören, nur einmal noch sie an seine Brust drücken und dann als Bettler in die Fremde gehen.

Der Gefangenwärter hatte ihn verlassen; Belisar wusste, dass er sich mit dem Knaben, der ihn fortan geleiten sollte, allein in dem Vorhof des Gefängnisses befand; er rief ihn zu sich und bat ihn leise, dass er ihn, ehe sie die Stadt verließen, noch einmal zu seiner Tochter Irene führen möchte, damit er auf immer von ihr Abschied nehmen und ihr seinen Segen geben könne.

Aber der Knabe konnte vor Schluchzen nicht antworten; er umfasste des blinden Manne Knie und weinte laut, denn — es war ja die Tochter selbst, die sich von allem losgerissen hatte, um auch hier nicht von dem Vater zu lassen, um auch jetzt als schützender Engel seine Schritte zu geleiten. Und so hat sie ihn denn auch hinausgeführt in die öde Fremde, hat sein trauriges Schicksal getheilt, bis er sein Grab fand, und der arme, blinde Bettler blieb dennoch reich durch die treue Liebe seines Kindes.

Nach E. v. Houwald.

9.

Die Römer in Deutschland.

Nach langen und schweren Kämpfen hatte Rom es endlich dahingebracht, dass seine Adler siegreich das Becken des mittelländischen Meeres umkreisten. Aber der ländersüchtigen Stadt war das weite Gebiet noch zu eng; kriegsmuthig schaute sie auf die germanischen Wälder, auch dort sollten ihre Adler herrschen. Schon schloss eine Kette fester Burgen Deutschland ein; ein sieggewohntes, in der Kriegskunst ausgebildetes Heer hielt seine Waffenübungen darin; Verschanzungen aller Art bildeten eine sichere Verbindungslinie von Burg zu Burg: und manche Stadt am Rhein und an der Donau verdankt diesen ehernen Waffenlagern ihren Ursprung. Behutsam schoben die schlauen Römer ihre Soldaten-Kolonien immer weiter nach Deutschland hinaus, und nach einer Reihe von Jahren war es dem Drusus gelungen, bis an die Weser die Warzeichen seiner Macht aufzupflanzen. Wo sonst die freie Eiche allein ihre Wipfel kühn emporstreckte, stiegen jetzt finstere Mauern der Zwingherrschaft auf, um die Überwundenen desto sicherer im Zaume zu halten.

Aber an der Weser saß ein tapferes, alles Fremde hassende Volk. Es waren die Cherusker, die mehr als die übrigen deutschen Stämme, welche in endlosen Kriegen lagen, zusammenhielten. Voll Ingrimm sahen sie die fremden Gestalten. Sie wollten nicht, wie es andere Völkerstämme gethan, ihren Wohnplatz verlassen, um vor den Römern tief in das Innere von Deutschland zu ziehen. Im feierlichen Waldesdunkel reichten sie sich die Hände und gelobten, die fremden Gäste von dem Boden ihrer Väter zu vertreiben. Ehe sich's Drusus versah, regte es sich in allen Thälern, auf allen Bergen, und unheimlich ward es dem Römer. Plötzlich sah Drusus sich angegriffen und wäre einer schmachvollen Niederlage nicht entgangen, hätten die Deutschen noch besser zusammengehalten, und wären sie nicht über

die zurückgelassene Beute der Römer hergefallen. Drusus wich bis an den Rhein zurück, kam aber wieder und drang sogar bis zur Elbe vor; denn noch fehlte der Mann, der die einzelnen Völkerschaften zum gemeinsamen Handeln zu begeistern vermochte. Immer weiter wollte Drusus dringen, da hemmte die Elbe seinen Siegeslauf. Vergebens versuchte er den Übergang. Grollend zogen von allen Seiten Kriegswolken heran, und ein riesenhaftes Weib am jenseitigen Ufer der Elbe rief die ernsten, drohenden Worte herüber: „Drusus! Drusus! hier ist das Ende deiner Thaten und deines Lebens!“ Drusus schauderte; er sah den Rhein nicht wieder. Genöthigt, einen schnellen Rückzug anzutreten, beunruhigten neue Unheilszeichen den abergläubischen Römer. Sein Ross stürzt auf dem unheimlichen Boden, er verletzt sich schwer und findet seinen Tod, ehe er den Rhein erreicht.

Was Drusus nicht hatte vollbringen können, wollte Varus mit List erreichen. Neue Zwingburgen wurden angelegt, neue Straßen gezogen; mit Ehrenstellen schmeichelte man den Angesehensten; durch erregte Eifersucht suchte man die Völker zu entzweien. Schon hatten einzelne ihre deutschen Namen abgelegt und römische angenommen, schon fanden viele an dem römischen Wohlleben, an der römischen Prunksucht Gefallen, besuchten die Marktplätze im feindlichen Lager und ahnten nicht, welches Loos man ihnen zu bereiten gedachte. Unvermerkt rückten neue Legionen nach; ein Heer von Beamten, Unterbeamten und Gerichtsdienern folgte ihnen. Die waffentragende Mannschaft suchte man mit List oder Gewalt zum römischen Heeresdienst zu zwingen. Römische Beamte nahmen Schätzungen nach dem Vermögen vor, um darnach Abgaben aufzuerlegen, den Deutschen bis dahin unbekannt. Kam es zu Widersetzlichkeiten, so wurden die Widerspänstigen vor das Gericht geladen, und nach römischem Brauch ward das Urtheil gefällt. Dieß aber war gerade der Punkt, der die Freiheitsliebe der Deutschen am schmerzlichsten verwundete. Bisher waren sie gewohnt gewesen, durch selbstgewählte Männer nach altem Recht und Gebrauch gerichtet zu werden.

Jetzt wurden sie in die Schranken eines römischen Lagers vorgeladen, dessen Eingänge Soldaten bewachten. Auf einem erhöhten Viereck stand der Richterstuhl. Mit langem purpurbesetzten Kleide angethan, erschien der Richter. Ihm voraus schritten zwölf Männer mit einem Bündel Birkenruthen, in welchem ein Beil stak, die Macht des Herrn und ihren Beruf damit ankündigend, Verurtheilte zu züchtigen oder am Leben zu strafen. Schreiber, welche die Protokolle aufnahmen, Gerichtsdiener, welche die Parteien mit ihren Anwalten und Zeugen vorluden, Herolde, welche den Anfang des Gerichtes verkündigten, füllten die Schranken. In römischer Sprache, die viele gar nicht verstanden, wurde geklagt, vertheidigt und Urtheil gesprochen. Ehrfurchtsvoll die Knie beugend, mußte der Angeklagte vor dem Richter erscheinen und ihm die Finger der rechten Hand küssen.

Drei Jahre hatte Varus also geschaltet und gewaltet. Die Cherusker fühlten den Druck am schwersten; denn ihr Land belagerte Varus mit seinen Legionen. Mit Schmerz mußten sie sehen, daſs selbst einer ihrer Fürsten, der feige und falsche Segest, der am linken Ufer der Weser wohnte, zum Verräther am Vaterlande ward und vor dem Varus im Staube kroch. Verblendet von Herrschsucht, strebte er nach einer unumschränkten Gewalt, wie solche bei den Römern eingeführt war, und Varus sollte ihm dazu verhelfen.

Ein zweiter Stamm der Cherusker saß am rechten Ufer der Weser. Ihr Fürst hieß Siegmar, sein Sohn Hermann, damals ein Jüngling von 22 Jahren, glühend von Vaterlandsliebe, stark am Körper, gewandt im Denken, kühn in Entwürfen, besonnen in der Ausführung. Seine hohe, schlanke Gestalt mit dem blonden, wallenden Haarwuchs stralte in den blauen, großen Augen den glühenden Römerhaſs wieder, der an seinem Herzen nagte, aber auch den tiefen Schmerz über die Zersplitterung des Vaterlandes. Er hatte sie kennen gelernt, diese Römer; mehrere Jahre diente er schon gezwungen im römischen Heere. Um ihn zu gewinnen, hatte man ihn mit Ehrenbezeigungen überhäuft, ihm das Bürgerrecht und die Ritterwürde verliehen.

Sein Herz aber war dem Vaterlande treu geblieben. Tag und Nacht sann er, die Schmach von demselben abzuwälzen, und unterstützt wurde er darin von der großen Seele seines Weibes, der edlen Thusnelda, einer Tochter des verrätherischen Segest, die ganz das Gegentheil ihres Vaters war. Dieser ahnte die Pläne, die tief im Herzen Hermanns verborgen lagen, und warnte wiederholt den Varus. Der stolze Römer achtete der Warnung nicht; in seinem Dünkel hielt er die Germanen nicht für fähig, den Plan einer Verschwörung anzulegen und zu verfolgen.

Hermann stiftete im Stillen einen Bund zur Vertreibung des Feindes. Bald regten sich die Patrioten überall. An eine regelmäßige Schlacht im offenen Felde war nicht zu denken. 40.000 Mann geübter Truppen hatte Varus; die Verbündeten dagegen machten nur ein Häuflein aus. Sie erregten darum in fernen, schwer zugänglichen Gegenden den Aufstand, wo sie die Schluchten der Berge zu Bundesgenossen haben konnten. Der Teutoburger Wald schien ihnen am geeignetsten dazu. Hier brach der Aufstand zuerst los. Varus eilte sogleich mit seinem ungeheuren Heere herbei, denselben zu dämpfen. Mit ihm zogen viele Germanen, die in seinem Heere dienten, unter diesen auch Hermann. Nochmals warnte Segest, nannte alle Verschwornen im Heere und rieth, sie gefangen zu nehmen. Varus hörte nicht, ihn blendete die geheuchelte Unterwürfigkeit. Riesige Bäume mußten weggeräumt, Brücken geschlagen, Wege gebahnt werden. Langsam rückte das Heer vorwärts. Die Verbündeten lagerten in dichten Wäldern und auf hohen Bergrücken. Selbst der Himmel trat mit dem Häuflein in Bund. Sturm und Regen führten nämlich die Gebirgswasser gegen den Feind in's Feld; das Heer löste sich unter unsäglichen Anstrengungen in einzelne Züge auf, und viele erlagen schon im Kampfe mit der empörten Natur. Als man in einer der unheimlichsten Wildnisse angekommen war, da traf den Varus die unheilvolle Nachricht, dass Hermann mit seinen Deutschen das Heer verlassen und sich an die Spitze der Verschwornen gestellt habe. Sogar Segests Sohn,

der nach dem Willen des Vaters die Priesterwürde bei den Römern bekleidete, hatte diese verlassen und war in die Heimat geeilt, um an dem ruhmvollen Kampfe theilzunehmen. Die Gefahr erkennend, sah Varus kein anderes Rettungsmittel, als sich nach dem Rhein zurückzuziehen. Nachdem das hindernde Gepäck verbrannt war, brach er auf. Es war zu spät. In einem Engpass angekommen, ertönte von allen Seiten der furchtbare Schlachtgesang der Deutschen in's Thal herab, der Wind machte eine grause Melodie dazu, Vernichtung war das Losungswort der Germanen, die den Feind immer enger einschlossen. Überall war Hermann thätig, überall der erste, der angriff.

Drei Tage währte der Kampf. Die Befehlshaber der Römer fielen, die Adler wurden genommen, die Legionen waren vernichtet. Verzweiflungsvoll hatte Varus sich selbst den Tod gegeben. Nur einzelne entkamen, um dem stolzen Rom das Ende der schauerlichen Waldschlacht zu verkünden, die im Jahre neun nach Christi Geburt geschlagen wurde. Ihr haben wir es zu verdanken, dass Deutschland keine römische Provinz wurde und vielleicht auch, dass noch deutsch auf Erden gesprochen wird. Als die Schreckenspost nach Rom kam, rief der Kaiser Augustus in seiner Verzweiflung: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Schon meinte er, die Germanen vor seiner Hauptstadt zu sehen. Es war eine verhängnisvolle Zeit für Rom, dunkel die Zukunft. Ruhig aber blieben die alten Deutschen in ihren Wäldern, schleiften die angelegten römischen Burgen und dachten nicht an Eroberungen.

Kellners Lesebuch.

10.

Das Christenthum in Deutschland.

In unserm deutschen Vaterlande waren seit dem Jahre 500 die Franken das mächtigste Volk; sie besaßen das nördliche Deutschland und einen bedeutenden Theil des westlichen Deutschlands. Um das Jahr 500 war Chlodwig König der Franken.

Dieser kühne Eroberer verjagte die letzten Römer aus Frankreich, nahm den Westgothen weite Strecken Landes weg, bezwang die Thüringer, die Alemannen und Burgunder und ließ sich 496 taufen.

Während in früherer Zeit Krieg und Jagd die Hauptbeschäftigung der Deutschen war, wurde jetzt der Ackerbau schon allgemeiner betrieben. Es wurden Obst- und Gemüsegärten, ja sogar Weinberge angelegt; man hatte bereits Scheunen, Kornböden, Keller. Wohnhaus, Scheunen und Ställe umgab man zusammen mit einem hohen Zaun, und diese eingefriedeten Gebäude hießen ein Hof. Den Hof mit allen dazu gehörigen Feldern, Wiesen und Waldungen nannte man einen Weiler. Mehrere Weiler machten eine Mark und mehrere Marken einen Gau aus. In der Folge wurden aus naheliegenden Höfen und Weilern Dörfer und Städte.

Die Deutschen an der Donau und am Rhein wurden schon früh zur christlichen Religion bekehrt, während die im mittleren und nördlichen Deutschland lebenden noch dem Heidenthume ergeben waren. Doch auch für sie ließ Gott die Sonne der Wahrheit aufgehen. Aus Irland, wo das Christenthum schon tiefe Wurzel gefaßt hatte, kamen Glaubensboten, die mitten im kriegerischen Gewirr der Völker still und feierlich, das Kreuz und das Evangelium in der Hand, durch die deutschen Wälder wanderten und die Lehre des Erlösers verkündeten und im Vertrauen auf Gott den größten Gefahren des Lebens muthig entgegengiengen. Einer der ausgezeichnetsten unter den Bekennern jener Zeit war der fromme englische Mönch Winfried, der wegen seiner außerordentlichen Verdienste den Namen Bonifazius, d. i. Wohlthäter, und den gleich ehrenvollen Namen „Apostel der Deutschen“ erhielt.

Das von ihm begonnene Werk, weil es in Gott gethan, gieng nicht mit ihm unter, sondern lebte fort und trug herrliche Früchte. Die vielen neuerstandenen Kirchen und Klöster, die damit verbundenen Lehranstalten streuten den Samen des Christenthums weiter aus und verbreiteten ringsumher Licht. In

den Klosterschulen lernten die Kinder lesen, schreiben, rechnen und die Bildnerei. Es trieben die Mönche Handwerke und verfertigten allerlei Hausgeräthe und Werkzeuge. Von ihnen lernte der Landmann solche Arbeiten und verbesserte seinen Zustand. Die Wälder wurden gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet, unfruchtbare Gegenden in blühende Felder umgeschaffen. Von den gebildeteren und erfahreneren Fremdlingen bekam der Landmann Sämereien, Kornarten und Bäume; er lernte von ihnen nützliche Kräuter kennen. So wurde der rohe heidnische Deutsche nach und nach ein gesitteter christlicher Landmann. Dort, wo sonst die blutigen Altäre seiner Götzen standen, erhob sich jetzt das Kreuz Christi, heilige Lieder erschollen zu des wahren Gottes Ehre. Um die Kirchen, die man mit aller Pracht baute, lagerten sich demüthig die niedern Hütten der Menschen und erweiterten sich allmählich zu neuen Dörfern und Städten. So wuchs in Deutschland überall das Christenthum herrlich empor und brachte Bildung, Wohlstand und wahres Glück in seine Gaue.

11.

Konstantin der Große.

Unter die bedeutendsten Herrscher des römischen Reiches gehört unstreitig Konstantin. Er hatte neben seinem trefflichen Vater Konstanzius dem Bleichen, der in Gallien den Christen Duldung und Milde angedeihen ließ, eine noch trefflichere Mutter, Helena, die schon die christliche Überzeugung im Herzen trug und durch diese ohne Zweifel auf die Entschließungen ihres Sohnes bestimmend gewirkt hat.

Durch drei Jahrhunderte wurde das Christenthum im römischen Reiche hart verfolgt. Auch in den Ländern des heutigen Kaiserstaates fanden solche Verfolgungen statt; der heilige Florian, ein ehemaliger römischer Soldat, fand in den Wellen der Ens seinen Tod; ebenso erlitten die beiden Bischöfe Viktorin von Pettau und Quirin von Siscia (Sissek) den Märtirertod. Die römische Kaisergeschichte zählt seit

Nero zehn Christenverfolgungen von Staatswegen; die diokle-zianische war, wenn nicht die grausamste, jedenfalls die ausgedehnteste von allen, aber glücklicherweise auch die letzte.

Konstantins Vater starb am 25. Juli 306, und die Soldaten riefen den Sohn zum Imperator aus. Nach mannigfachen Kämpfen mit seinen Mit- und Hilfsherrschern wurde Konstantin 324 Alleinherrscher des Reichs, und seine Regierung bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit. Die Mitwelt legte ihm den Namen des Großen bei, den er, wenn nicht durch anderes, gewiss durch das hohe Verdienst rechtfertigt, das Christenthum aus der Schmach der Erniedrigung gehoben und ihm die Bahn zur vollen Entfaltung seines Segens geöffnet zu haben.

Konstantin erkannte, gleich seinem Vorgänger Diokle-zian, in der unbeschränkten Herrschaft das einzige Mittel, die Einheit im Staate herzustellen. Wie dieser hielt er auf einen glänzenden Hofstaat, bestellte für die verschiedenen Bedürfnisse des Herrschers besondere Würdenträger — woraus später die Hofämter sich entwickelten — und regelte die Abstufungen in Rang und Titel bis in die untersten Glieder, wodurch freilich die Zahl der Beamten sehr zunahm und dem Reichssäckel eine drückende Last erwuchs. Zudem stand der guten Absicht des Kaisers die Schwierigkeit entgegen, das Gebaren der Beamten zu beaufsichtigen und Willkür oder Erpressungen zu verhüten. Die Eintheilung des Reichs, wie sie von Diokletian ausgieng, behielt Konstantin bei; aber er sonderte sowohl das Morgen- als das Abendland in je zwei Theile und ließ den vier Präfekten, welche diese Theile verwalteten, keinen Einfluss auf das Heerwesen. Indem er so die bürgerliche Gewalt von der militärischen trennte, wurde der Willkür gesteuert, die manchem seiner Vorgänger Tron und Leben gekostet hat.

Wie Diokletian, wählte er seinen Kaisersitz außer Rom. Jener wurde dazu durch persönlichen Widerwillen gegen die ewige Stadt, Konstantin aber durch gewichtige Rücksichten bestimmt, die im Plane der Regierung lagen. An der Gränzscheide zwischen

Europa und Asien, wo keine Denkmäler alte Erinnerungen weckten, sollte die neue Hauptstadt erstehen, als ein Denkmal der neuen Zeit, die der Kaiser durch weitgreifende Veränderungen begründen wollte. Das alte Byzanz, am Eingange der Meeresstraßen aus dem schwarzen in's Mittelmeer, ward zur Anlage der neuen Stadt gewählt, ein Platz von entzückender Schönheit und, wie Rom, durch sieben Hügel beherrscht. Der Kaiser nannte die Stadt Neu-Rom, das Volk gab ihr des Gründers Namen Konstantinopolis, der sich forterhielt. Ihre Bedeutung für die Zukunft lag insbesondere in zwei Merkmalen, die Konstantin bei ihrer Gründung im Sinne hatte: Alle Nazionen des Reichs, auch die Barbaren, waren darin vereinigt, und die christliche Kirche breitete dort ungehindert ihre segensreiche Wirkung aus.

Mit Ausnahme der Gothen, gegen die er, weil sie an der untern Donau immer dringender wurden, in's Feld zog, suchte er aus Klugheitsrücksichten im Frieden zu verkehren. Und als erstere sich erboten, ihm gegen Sold, so oft er es verlangte, eine Hilfsschar zu stellen, nahm er das Bündnis an. Noch zu seiner Zeit finden wir in Konstantinopel Gothen als tonangebende Stadtbewohner; ihre Tracht wurde Mode, ihre Sprache Merkmal gewählter Bildung.

Am wichtigsten aber und folgenreichsten war Konstantins Stellung zum Christenthume. Er begann seine Laufbahn als Herrscher mit der offenen Anerkennung der christlichen Lehre und mit ihrer Duldung im Staate, 324, die später zum Schutz, ja zur Begünstigung führte. Er schloss seine Laufbahn mit dem persönlichen Eintritt in die Gemeinschaft der Kirche, indem er erst im Vorgefühl des nahen Todes die Taufe empfieng. Dem denkenden Staatsmanne, der die Wirkungen der bisher grausam verfolgten Lehre auf den Staat besser als seine Vorgänger abwog, schloss sich am Ende der bekennende, und wir wollen annehmen, auch der gläubige Christ an. Konstantin sah im Christenthume vorerst eine Macht, die im Kampfe mit dem Staat gefährlich, im Bunde mit ihm seine Stütze werden konnte.

Darum begünstigte er die Ausbreitung der Lehre, ohne das Heidenthum zu verfolgen. Darum vertiefte er sich in die Organisazion der Kirche und schützte deren Satzungen, ohne seine Person ihr hinzugeben. Darum ließ er den neuen Kaisersitz Byzanz zu einer vornehmen christlichen Stadt einrichten und mit der reichsten Pracht des christlichen Kultus schmücken, ohne die Denkmäler des Götterglaubens auszuschließen. Und aus demselben Grunde mußte ihm viel daran liegen, den Einfluss der Bischöfe zu stärken, ihren Verfügungen Schutz zu gewähren, und vor allem Uneinigkeit und Spaltungen in der Kirche abzuwenden, die voraussichtlich mit der Kirche auch den Staat gefährden mußten.

Der unselige Streit über die Göttlichkeit der Person Christi bewegte damals die Gemüther und drohte gefährlich zu werden. Da drang der Kaiser auf einen giltigen Ausspruch der Kirche und berief eine allgemeine Kirchenversammlung, an welcher beinahe die ganze höhere Geistlichkeit des Reiches theilnahm. Unter den 318 anwesenden Bischöfen trug „mancher noch die Merkmale der Marter an seinem Leibe." Auf dieser ersten Kirchenversammlung zu Nicäa (325) wurde die Lehre des Arius, der die Göttlichkeit Christi in Frage stellte, verurtheilt und die wahre Lehre der Kirche in einem Glaubensbekenntnisse festgestellt (das nicäische Symbolum). Dem Beschlusse gebot der Kaiser sich unbedingt zu fügen, ja er lieh der Kirche noch seinen weltlichen Arm, indem er über Arius und dessen Anhänger, nachdem sie von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen waren, das Verbannungsurtheil aussprach. Und dennoch finden wir ihn später wieder schwankend in dem gefassten Entschlusse und geneigt, die Gegner des Arius zu strafen, während dieser zu Gnaden kam. Mit einem Worte: die eifrige Förderung, die das Christenthum durch Konstantin erfahren hat, und die offene Anerkennung, die es ihm verdankt, folgten zunächst aus Beweggründen, die außer dem Glauben lagen. Nur von dem Nutzen des Christenthums für den Staat war Konstantin überzeugt; die beseligende Wirkung, die es auf den gläubigen Bekenner übt, kannte er bis zum Tode nicht.

Nach ihm kam noch eine Zeit, wo das Christenthum gewaltsam verdrängt und der Bund des Staates mit der Kirche gelöst werden sollte; es war dieß unter dem abtrünnigen Julian. Aber auch nach ihm blieb die Kirche in dem unsichern Verhältnisse zum Staate, in welches sie Konstantin gesetzt hatte; sie war neben dem Heidenthume geduldet und wurde je nach der Strömung der Ansichten, die sich am Kaiserhofe geltend machten, begünstigt, oder sich selbst überlassen. Den Gedanken: „Der Staat soll christlich sein," hat erst Theodosius in's Leben gerufen, der selbst Christ in der schönsten Bedeutung des Wortes war. Das rechtfertigt den Beinamen des Großen, den die Geschichte diesem Kaiser beilegt.

Nach Dr. M. A. Becker. Älteste Gesch. der Länder des österr. Kaiserstaates.

12.

Beginn der Völkerwanderung. — Theodosius der Große.

Der erste Anstoß zu dem Völkergedränge, das mit dem Namen „Völkerwanderung" bezeichnet wird, kam vom fernen Osten her. Um das Jahr 374 waren zahllose Schwärme mongolischer Völker — sie werden Hunnen genannt — aus den Steppen Asiens in Europa eingebrochen und hatten die Ostgothen, die zwischen dem Dnjepr und Dnjestr ihre Wohnsitze hatten, nach kurzen Kämpfen überwältigt. Furchtbar nach ihrer Zahl und verstärkt durch die unterjochten Stämme, warfen sie sich vordringend auf die Westgothen in Dakien, die an der untern Donau unmittelbare Nachbarn der Römer waren und mit diesen in einem gewissen Vertragsverhältnisse standen. Ein großer Theil derselben gieng, Schutz suchend, über die Donau und bat um Aufnahme in das Reich, die ihnen nach mancher Schwierigkeit gewährt wurde. Der Kaiser Valens wies ihnen Wohnsitze südlich der Donau an und mochte dabei im Sinne haben, sie, wenn der Hunnensturm heranrücke, als Vorhut des Reiches zu verwenden. Allein die neuen Ansiedler wurden von den kaiser-

lichen Beamten so rücksichtslos behandelt, dass sie zur Selbsthilfe schritten und die vorenthaltene Verpflegung auf Raubzügen holten. Die Erbitterung führte zu offener Empörung. Von ihren Landsleuten über der Donau und von den Hunnen unterstützt, kehrten die Westgothen die Waffen gegen den Kaiser, brandschatzten die Provinz und drohten auf Konstantinopel loszugehen. Auf dem Wege dahin stellte sich ihnen das kaiserliche Heer mit dem Kaiser an der Spitze entgegen, und es kam zur Schlacht (378). Wer noch den Gedanken gehegt hatte, dass die Germanen besiegbar seien, der Sieg der Gothen bei Adrianopel musste ihn eines andern belehren. Die Niederlage der Römer war furchtbar. Auf der Flucht gieng der Kaiser zu Grunde.

In dieser Bedrängnis rief der schwache Grazian, der Mitkaiser des noch unmündigen Valentinian II., den Feldobersten Theodosius zu Hilfe und bekleidete ihn mit dem Purpur, womit er an die Stelle des verunglückten Valens trat. Zu Sirmium, der Residenz des von seiner Mutter Justina bevormundeten Valentinian II., wurde Theodosius 379 dem Heere als Augustus vorgestellt. Er zählte damals 33 Jahre.

Theodosius hatte für die Gefahr des Augenblicks den sichern Blick. Die Gothen konnten nicht mit den Waffen besiegt und eben so wenig aus dem Reiche gedrängt werden, auf dessen Besitz — in den untern Donauländern — sie das Anrecht des Eroberers hatten. Theodosius wandte seine Vorsicht dahin, sie für das Reich unschädlich, vielleicht sogar nützlich zu machen. Es ist das Verdienst des Feldherrn wie des Staatsmannes, dass er die Führer des kriegerischen Volkes dahin brachte, den ruhigen Besitz des Landes als ein kaiserliches Geschenk mit Gegenleistung anzunehmen. Man schloss einen Heerdienstvertrag. Mit seinen Gothenscharen aber schlug Theodosius seine Gegner und machte sich zum Alleinherrscher.

Inmitten dieser Kämpfe widmete Theodosius den Verhältnissen des Christenthums die regste Sorgfalt. Schon während der getheilten Herrschaft mit Grazian, der von fremder Hand gemordet worden, erließ er eine Reihe von Gesetzen, die den

Götterdienst einschränkten und dem christlichen Bekenntnisse eine freiere Entwicklung gestatteten. Zugleich war er bestrebt, der arianischen Irrlehre, die in den Zeiten nach Konstantin I. größere Verbreitung fand, Schranken zu setzen. Im Jahre 381 versammelte Theodosius die Bischöfe in Konstantinopel zur zweiten allgemeinen Kirchenversammlung, um den arianischen Streit zum Abschlusse zu bringen. Eilf Jahre später erließ er das strenge Verbot des heidnischen Kultus und erhob das Christenthum zur ausschließenden Staatsreligion, so dass selbst der Senat zu Rom, der sich am längsten dagegen gesträubt hatte, seine Göttertempel schließen mußte.

Zu welcher sittlichen Macht sich die Kirche erhob, beweist folgender Zug aus dem Leben des großen Kirchenfürsten Ambrosius, der auch dem Kaiser Theodosius zu Ehren gereicht. Theodosius hatte zu Thessalonich, im Zorne darüber, dass ihm einer der Kriegsobersten erschlagen wurde, auf das Volk einhauen lassen, wobei an 7000 Menschen umkamen. Als er einige Zeit darnach zu Mailand in die Kirche gehen wollte, versagte ihm Ambrosius den Eintritt; er erklärte es für eine neue Sünde, die von Blut triefenden Hände ungesühnt zu Gott zu erheben. Der Kaiser, ergriffen von dieser Mahnung, unterwarf sich der Kirchenbuße und erhielt erst nach acht Monaten die Lossprechung gegen die Zusage, künftige Todesurtheile erst nach einem Aufschube von 30 Tagen vollziehen zu lassen. —

Am 17. Jänner 395 starb Theodosius und hinterließ das Reich in der schwierigsten Lage seinen jungen und schwachen Söhnen Arkadius und Honorius, jenem das Morgenland mit dem Sitze zu Konstantinopel, diesem das Abendland mit dem Sitze zu Rom. Beiden setzte der sterbende Kaiser einen Vormund und Reichsverweser an die Seite; im Morgenlande den Gallier Rufinus, im Abendlande den Vandalen Stilicho. Norikum, Rhäzien, Illirien und Pannonien gehörten zum abendländischen Reiche.

Zwei Jahre nach Theodosius gieng Ambrosius aus dieser Welt.

Nach Dr. M. A. Becker. Älteste Geschichte des österr. Kaiserstaates.

13.

Attila und die Hunnen.

Die Niederungen der mittleren Donau und Theiß waren der Mittelpunkt des Hunnenreichs; dort hatte der König inner mächtigen Wallringen seine von Pfalwerk umgebene Hofburg, wie sie dem unstäten, an Kampf gewöhnten Reitervolk entsprach. Die Völker in Osten über Siebenbürgen hin bis an das schwarze Meer, im Süden über die Donau bis an den Hämus, im Westen bis an die Alpen und nördlich der Donau bis weithin über die Gränzen unseres heutigen Reiches waren nach und nach in die Abhängigkeit dieses merkwürdigen Volkes gedrängt worden, das mit der Roheit der Sitten und mit der Wildheit der äußern Erscheinung einen wunderbaren Scharfblick für die Benützung der Umstände verband.

Von der Zeit an, wo die Hunnen auf dem Schauplatze unserer Geschichte erscheinen, bis zu ihrer Vereinigung unter Attila, verfolgen sie das Ziel der Eroberung mit festem Blicke und weit ausgreifenden schlauen Mitteln. Nicht in vollem Andrange, wie die germanischen Völker, werfen sie sich auf das römische Reich, sondern sie begnügen sich, als sie in den Karpaten festen Fuß gefaßt hatten, mit einzelnen Streifzügen, um den Boden und die Kriegsweise kennen zu lernen und den Schrecken ihres Namens wach zu halten. Sie werben Bundesgenossen zunächst unter den Barbaren, die sie später gegen Rom gebrauchen können, und binden diese theils durch Zwang, theils durch Lockung an sich. Krieg ist ihr Leben; ihn suchen und pflegen sie; aber weniger in Unternehmungen, wo sie selbst die Kriegführenden sind, als in der Theilnahme an fremdem Kampfe, ohne Rücksicht auf die Partei. Die Häuptlinge führen die Scharen in aller Herren Länder und verdingen sich zum Kampfe, wo es einen gibt; überall finden sie ihren Vortheil. Mit einem Worte: die Hunnen hatten sich als fahrende Krieger Länder und Macht erbeutet, und es bedurfte nur eines Mannes voll

großer Entwürfe und unbeugsamer Willenskraft, um den Besitz zu sichern und die Macht zu erweitern. Ein solcher Mann war Attila.

Nach den neuesten Forschungen weiß man, dass die Hunnen dem finnischen (tschudischen) Volksstamme angehörten, der in den steppenreichen Tiefebenen zu beiden Seiten des Ural schon in alter Zeit sein Wanderleben führte. Man weiß, dass die Reste desselben, als nach Attila's Tode ihre Macht in Ungarn erlosch, nach Asien zurückzogen und bald darauf mit verwandten Stämmen, die ihnen aus den Steppen folgten, als Bulgaren und nachher als Avaren wiederkehrten. Man folgert endlich mit großer Wahrscheinlichkeit, dass die letzten tschudischen Stämme, die nach Europa gelangten, in den Magyaren (Ungarn) zu erkennen seien, die noch heute das alte Pannonien und das westliche Dakien innehaben, freilich mit schwachen Kennzeichen der Abstammung, nachdem eine tausendjährige Kultur auf sie gewirkt hat.

Wie aber das Volk der Hunnen zu jener Zeit war, als sein gewaltiger König die „Geisel Gottes" im Abendlande schwang, davon gibt uns die Feder eines römischen Feldherrn, der sie im Krieg und Frieden beobachtet hat, ein anschauliches Bild. „Die Hunnen," sagt er, „übertreffen alles an barbarischem und wildem Wesen. Starkknochig und untersetzt ist ihr Körperbau, mit dickem Kopfe, breiten Schultern, braungelbem Gesicht und kleinen tiefliegenden, blitzenden Augen, mit hervorstehenden Backenknochen, tiefen Narben an Kinn und Wangen, die von Einschnitten herrühren, die sie sich in der Kindheit machen, um den Bart zu unterdrücken; voll Schmutz mit Kitteln aus Linnen oder zusammengenähten Thierfellen, Beinkleidern aus Bockshäuten, Mützen aus Zottelfellen, und durch alles dieß von so abschreckender Gestalt, dass sie eher zweibeinigen Bestien als Menschen gleichen. Von Jugend auf an Kälte und Hitze, Hunger und Durst gewöhnt, leben sie von rohen Wurzeln und rohem Fleisch, das sie ohne Feuer zubereiten, indem sie es unter ihren Sätteln mürbe reiten. Beständig leben sie im Freien, auf ihren kleinen,

unschönen, aber ausdauernden Pferden sitzend, auf denen sie essen und trinken, schlafen und sich berathen, während ihre Weiber mit den Kindern, auf Karren wohnend, ihren Zügen folgen, so dass sie Flüchtlingen gleich, nicht den Ort angeben können, wo sie geboren oder erzogen sind. Von Ackerbau, festen Sitzen und Gesetzen wissen sie nichts. Ohne Ahnung Gottes, ohne Treue gegen den Menschen, ohne einen Begriff von Recht oder Unrecht sind sie nur den Trieben ihrer thierischen Begierden hingegeben, jähzornig, veränderlich, wankelmüthig, raubsüchtig, insbesondere geldgierig. Im Angriffe sind sie furchtbar. Mit erschreckendem Geheul beginnend, stürzen sie sich ohne alle Reihordnung blitzschnell auf den Feind, schießen von ferne schon, dahin und dorthin schweifend, ihre spitzknochigen Pfeile ab, greifen dann in der Nähe zum Säbel, und wenn der Feind ihren Hieben ausweicht, werfen sie ihm Schlingen um den Hals und schleppen ihn mit sich fort. Eben so rasch ziehen sie sich nach jedem Ansturm gleich zurück, um schnell wiederzukommen und durch unausgesetzten Angriff zu ermüden."

Nach der Ermordung seines Bruders Bleda (in der Sage heißt er Blödel) trat Attila im Jahre 444 die Alleinherrschaft über die Hunnenstämme an. Vereint mit den Ostgothen, Longobarden, Gepiden und andern germanischen Völkerstämmen kämpfen jetzt die Hunnen unter der Führung ihres Königs, dessen Namen der Schreck der Völker ist, und dessen Schwert, wenn er es in den Boden stößt, Rom und Konstantinopel erschüttern macht.

Nachdem Attila das griechische Kaiserreich sich tributpflichtig gemacht und an siebenzig Städte in Illirien, Thrakien und Griechenland ausgeplündert und verheert hatte, wandte er sich gegen das weströmische Reich. Der Vandalenfürst Gizerich in Afrika war zum Verbündeten gewonnen. Im Frühjahre 451 brach er von Pannonien auf und führte seine Hunnen und Bundesvölker am rechten Ufer der Donau aufwärts durch Norikum und Vindelizien nach Gallien. Verwüstung bezeichnete seinen Weg. Der tapfere Burgunderkönig Gundichar (Günther),

der erste, welcher sich entgegenwarf, fiel mit seinem ganzen Stamme, und die Reste der Burgunder mußten dem Sieger folgen, der nicht eher stille stehen wollte, als am Meere. Je weiter er kam, desto größer wurde sein Heer, da sich freiwillig und gezwungen Kriegsmannschaft von allen Seiten an dasselbe anschloss.

Ihm gegenüber standen die Römer im Bunde mit den Westgothen, Alanen und Sachsen; die meisten europäischen Völker standen in Waffen gegeneinander. In den Feldern bei Catalaunum (Chalons an der Marne) trafen sich die Heere, und die Schlacht, die hier gekämpft wurde, hat ihresgleichen bis auf die bei Leipzig 1813 nicht gehabt. Attila wurde besiegt und wäre auf dem Rückzuge völlig erlegen, wenn nicht die Eifersucht der Römer gegen die Westgothen ihm das Entkommen erleichtert hätte. Aber sein Kriegsruhm war verdunkelt.

Im Frühlinge 452 sollte Italien der Hunnen Rache empfinden, das herrliche Aquileja sank in Asche und mit ihm die blühendsten Städte Italiens. Damals war es, wo ein Theil der Veneter, vor den Würgern fliehend, sich auf die kleinen Inseln am Ausfluss der Brenta und Etsch retteten und dort den Grund zu dem nachmals mächtigen Freistaate Venedig legten. Als Attila im Begriffe war, aus Oberitalien gegen Rom zu ziehen, erschien von dorther eine Gesandtschaft, an deren Spitze der ehrwürdige Bischof Leo (Papst Leo der Große) den Eroberer im Namen Gottes beschwor, der Stadt und des Landes zu schonen. Von den Worten des Greises wunderbar ergriffen, gab Attila den weitern Zug auf, wobei allerdings auch Mangel und Krankheit in seinem Heere und der für Reiterschwärme ungünstige Boden seinen Willen bestimmt haben mochten. Er kehrte an die Theiß zurück; es war seine letzte Heerfahrt. Im Jahre 453 erfolgte sein plötzlicher Tod, und dieser führte den Zerfall des Hunnenreichs herbei. Das Volk löste sich wieder in Horden auf und suchte in zerstreuten Zügen den Weg nach Asien. Nur ein geringer Theil soll in den Gebirgen Dakiens die nachherigen Stürme überdauert haben; man

bezeichnet die Szekler in Siebenbürgen als ihre Abkömmlinge.

„Attila war ein Barbar; aber ein Barbar, der mit seinem Blick die Welt überschaute. Es entgieng ihm nicht, was bei den Persern am Eufrat geschah; mit seinem Einfluss leitete er den Hof von Konstantinopel; zu Rom harrte man seines Wortes; zu Karthago bei dem Vandalenkönig waren seine Gesandten. Voll fester Zuversicht auf das Schwert des Kriegsgottes, das er, wie er wähnte, in Händen hatte, glaubte er seinem Willen die ganze Welt beugen zu können."

Nach Dr. M. A. Becker. Älteste Gesch. der Länder des österr. Kaiserstaates.

14.

Der heilige Severin.

Nach dem Tode Attila's und dem Zerfalle des Hunnenreiches boten die Donauländer ein trauriges Bild der Verödung. Die römische Herrschaft bestand nur noch dem Namen nach, war aber thatsächlich gebrochen, der Verkehr mit Italien abgeschnitten. In den Kastellen, die noch ungebrochen dastanden, lag die Mannschaft unthätig, der Lebensmittel entbehrend und fortwährend von streifenden Barbaren belagert, die das Land umher plünderten. Die Provinzialen waren ohne Schutz und auch ohne Hoffnung, einen solchen zu erlangen.

In dieser allgemeinen Drangsal erschien um's Jahr 454 zu Asturis, einem Städtchen in Ufer-Norikum (man setzt es an die Stelle des heutigen Osterburg bei Melk in Niederösterreich), ein unbekannter Mann, von Osten her wandernd, ein Priester der römisch-katholischen Kirche, der durch christlichen Starkmuth die Geister aufrichtet. Er heißt Severinus. Die Gefahr des Städtchens, das eben von Barbaren bedrängt ist, gibt ihm den ersten Anlass, warnend, rathend und helfend unter der verzagenden Menge aufzutreten, die anfangs von Staunen über den seltsamen Gast gefesselt, dann von der Tiefe und Wahrheit seines

Wortes hingerissen, einen Gottbegnadigten in ihm erkennt, vor dessen Blick die Zukunft offen liege und dem Unbegreifliches möglich sei. Der Ruf des Mannes mit heiligem Wandel, mit dem frommen Herzen für Arme und Bedrängte fliegt durch das Land, und ihn selbst drängt der Geist Gottes, Hilfe und Trost von Ort zu Ort zu tragen, überall zum Gottvertrauen mahnend und auf die Verwerflichkeit des Lebens hinweisend, wenn es nicht von Gottesfurcht und Nächstenliebe getragen werde.

Seine Mahnung wendet Gefahren ab; seine Weisheit vernichtet ruchlose Anschläge, der Kraft seines Wortes beugen sich sogar Könige. Er aber bleibt arm und auf die äußerste Nothdurft des Lebens beschränkt, verschmäht Ansehen und Ehre, sammelt für die Darbenden und wirbt Jünger, die gleich ihm des heiligen Berufes pflegen, den römischen Provinzialen — denn zu diesen zieht ihn zunächst sein Herz, der gleiche Glaube, und vielleicht auch das gleiche Vaterland — Helfer in der Noth der Zeit zu sein.

Das Andenken seines Wirkens knüpft sich an Favianis (Wien), wo er eine Kirche, und an die nächste Umgebung von Wien (vielleicht Heiligenstadt), wo er ein Kloster für Mönche gründet, die seiner Regel folgend, des Glaubens waren und die Jugend unterweisen. Ähnliche Gründungen geschehen durch ihn zu Batavis (Passau), Boitro (Innstadt bei Passau) und Juvavo (Salzburg).

Der Verlauf seines der Menschenliebe geweihten Lebens, wiewohl auf einen kleinen Raum beschränkt, da es sich am rechten Donauufer zwischen Wien und Passau abspinnt, führt uns in die bedeutsamen Ereignisse, die den Fall des abendländischen Reiches begleiten. Die Gothen von Osten, die Thüringer, Alamanen und Sueben von Westen, die Heruler und Rugen von Norden bedrohen Ufer-Norikum, nicht in geschlossenen Angriffen — denn sie fürchten einander — sondern in Streifzügen, die das von den Römern preisgegebene Land zum Ziel ihrer Beuteluft machen. Asturis fällt ihnen anheim, als Severin kaum dort angelangt war. An manchen Orten nehmen die

römischen Einwohner Barbaren freiwillig in ihre Mauern auf, um sich dadurch anderer zu erwehren. Favianis wird von Horden überfallen, die alles, was sie von Menschen und Vieh vor der Mauer finden, wegführen. Mit Mühe bewegt Severin den römischen Tribun Mamertinus, ihnen die Beute abzujagen. Die Heruler im Norden der Donau senden fortwährend Scharen über den Strom; sie dringen bis in die Berge, zerstören Juvavo (477), tödten den Priester Maximian und führen die übriggebliebenen Einwohner in die Knechtschaft. Sueben und Alamanen bedrängen die Gegend von Passau. Die Besatzung wird erschlagen und nicht einmal der heiligen Stätten geschont. Wiewohl theilweise Sieger gegen die Barbaren, fühlen sich die römischen Einwohner der oberen Städte nicht mehr sicher und ziehen abwärts nach Laureakum (Lorch). Doch auch hier erscheinen die Feinde, umzingeln die Stadt und besetzen die nahen Wälder. Wie durch ein Wunder werden sie von einer Unternehmung auf dieselbe abgeschreckt.

Mittlerweile hatten die Ostgothen, dem Zuge nach Italien folgend, das rechte Donauufer verlassen (474), und dieses wurde sofort von den Rugen besetzt. Ihr König Feletheus, auch Fava genannt, und dessen Bruder Friedrich herrschen über Rugiland. Der erstere, ein sanfter lenkbarer Mann, voll der größten Achtung für Severin, der die Lage der Dinge richtig auffasst und zu seinem Nutzen ausbeutet; obgleich Arianer, duldet er nicht, dass seine Gemahlin Gisa den Römern ihre Religion aufdringt oder dass die römischen Ansiedler als Sklaven behandelt werden. Dagegen wird des Feletheus Bruder, der in Favianis gebietet, als ein habgieriger, heuchlerischer und gewaltthätiger Mann geschildert.

Während die Städte an der obern Donau eine nach der andern fallen, und ihre Einwohner unter Severinus Leitung nach Laureakum ziehen, hat Feletheus mit den Rugen das rechte Donauufer besetzt und wünscht die flüchtigen Römer seinem Reiche zu gewinnen; denn er weiß den Wert betriebsamer Kolonisten zu schätzen.

Severin unterhandelt mit ihm, und nachdem die gute Behandlung der Kolonisten vom Könige zugesichert ist, räth er seinen Landsleuten, sich unter den Schutz des rugischen Königs zu begeben. Sie werden in die Städte am rechten Donauufer vertheilt und genießen, so lange Severin lebt, einen bessern Schutz, als sie ihn früher von ihrem Mutterlande erfahren hatten.

Zu derselben Zeit kommt der fromme Siedler mit einem Jüngling aus germanischem Stamme in Berührung, der mit einer Schar Heruler, Turcilinger, Rugen und Skyren nach Italien zog, um unter den römischen Mietstruppen Kriegsdienste zu nehmen. Es war Odoaker, derselbe, der bald darauf dem weströmischen Reiche den letzten Schlag versetzte. Aus der Zelle des Siedlers soll er die Hoffnung auf das Gelingen dieser Unternehmung mitgenommen haben.

Kurz vor seinem Tode (8. Jänner 482) ermahnt Severin das rugische Königspaar, von jeder Gewaltthat abzustehen und kündigt ihnen den Abzug der Provinzialen nach Italien an, wenn sie gewaltthätig gegen sie handeln. Aber bald nach seinem Tode plündert Friedrich Kirche und Kloster in Favianis. Er wird von seinem Neffen gleichen Namens erschlagen. Odoaker, vielleicht der Begegnung mit Severin gedenkend, zieht von Italien her gegen Feletheus, besiegt diesen und führt ihn mit seiner Gattin Gisa gefangen nach Italien. Der jüngere Friedrich begab sich in den Schutz des Ostgothenkönigs Theodorich, der damals gegen Odoaker zum Einbruche in Italien rüstete.

Die rugische Herrschaft am rechten Donauufer war zu Ende. Aber Odoaker besetzte das Land nicht, da er jenseit der Alpen wichtigere Interessen zu waren hatte. Den schutzlosen Provinzialen in Ufer-Norikum gestattete er nach Italien zu ziehen, wo ihnen Grund und Boden angewiesen wurde.

Dr. M. A. Becker. Älteste Gesch. der Länder des österr. Kaiserstaates.

15.

Mohammed.

In Arabien, auf der großen asiatischen Halbinsel, deren Bewohner theils von ihren Viehherden, theils vom Handel leben, wurde im Anfange des siebenten Jahrhunderts Mohammed geboren. Sein Vater hieß Abdalla, sein Geburtsort war Mekka. Der Vater starb, als der Knabe erst zwei Monate alt war, und hinterließ ihm nichts als fünf Kameele und eine alte Sklavin. Im sechsten Jahre nahm ihn sein Großvater, und im neunten sein Oheim Abu-Taleb zu sich; beide hielten ihn zur Thätigkeit an, und letzterer nahm ihn mit auf seine Handelsreisen, die er in die Gegend von Damaskus zu unternehmen pflegte. Der Knabe wuchs indessen heran und zog die Augen aller durch seinen kräftigen Wuchs, durch sein edles Gesicht und durch das Feuer, das aus seinen schwarzen Augen leuchtete, auf sich. Wenn er mit festem Schritt einhergieng und den Nacken stolz zurückwarf, konnte man in ihm den künftigen Herrscher vermuthen, und öffnete er seinen Mund, so riss er durch seine feurige Beredsamkeit die Zuhörer hin. Vom fünfundzwanzigsten bis vierzigsten Jahre führte er mit großer Thätigkeit und Treue die Handelsgeschäfte einer alten reichen Witwe, die ihm aus Dankbarkeit ihre Hand reichte und ihn dadurch zu einem reichen Kaufmanne machte. In ihren Geschäften hatte er oft große Reisen unternommen, mit Karawanen ferne Länder durchzogen und die Menschen und ihre Sitten aufmerksam beobachtet. Die Lehrsätze der christlichen und mosaischen Religion waren ihm nicht fremd geblieben; denn alles, was ihn näher zur Kenntnis von göttlichen Dingen zu führen verhieß, zog ihn mächtig an, und oft sah man ihn bei den Karawanen, wenn die andern Handelsleute fröhlich beisammen waren und lustige Lieder sangen, oder ihre Reiseabenteuer erzählten, einsam auf

seinem Kameele reiten und in tiefe Gedanken versunken, seine Umgebung ganz vergessen. Nach und nach gab er die Handelsgeschäfte auf, weil sie sein Gemüth nicht ansprachen und zog sich in die Einsamkeit zurück. Ganze Wochen nun brachte er in düstern Höhlen, schauerlichen Felsklüften oder menschenleeren Wüsten zu, und seine Gedanken verloren sich da in Grübeleien über religiöse Dinge. Der Glaube, in dem er erzogen war, die Lehrsätze des Moses und die Lehren unserer heiligen Religion giengen da vor seiner Seele vorüber; aber keine befriedigte den finstern Grübler. Den Aberglauben seiner Landsleute erkannte er als Thorheit; aber auch die andern Glaubenslehren befriedigten ihn nicht. Er beschloss, eine neue Religion zu stiften, die das enthielte, was von den andern Bekenntnissen sein feuriges Gemüth am meisten ansprach.

Über diesen Gedanken vergaß er nicht selten Essen und Trinken. Kein Wunder, dass er bei seiner lebhaften und stark erhitzten Einbildungskraft Dinge zu sehen wähnte, die nur in dieser krankhaften Geistesrichtung ihren Grund hatten.

Da sah er sich oft mit Engeln, wilden Thieren, Ungeheuern aller Art umgeben, und immer fester wurde die Überzeugung in ihm, dass er von Gott zu seinem Profeten bestimmt, und dass alles das wahr sei, was er sich einbildete. So hatte er drei Jahre lang, meist in tiefer Einsamkeit, über seinen Schwärmereien gebrütet. Als er einst vierzig seines Stammes zu einem mäßigen Mahle einlud, ihnen seine Erscheinungen erzählte und ihnen im Vertrauen eröffnete, dass Gott ihn zu seinem Profeten bestimmt habe, da wurde er von allen verlacht; nur Ali, sein Vetter, sprang auf und rief feurig aus: „Ja, es ist ein Gott, und du bist sein Profet!“ Aber darüber verspotteten ihn die andern noch mehr, und als nun Mohammed sie Ungläubige schalt, so wurden sie seine erbitterten Feinde und trachteten ihm nach dem Leben. Mit unversöhnlicher Feindschaft verfolgten sie ihn und seine Anhänger, die sich von Tag zu Tage mehrten, und ruhten nicht eher, bis sie ihn aus Mekka vertrieben hatten. Er floh nach Medina, einer Stadt, die sich schon früher für

seine Lehre entschieden hatte und ihn mit Frohlocken aufnahm. Von nun an nahm seine Macht zu; daher man auch von seiner Flucht den Anfang seiner Religion datiert, und die Mohammedaner von hier an ihre Jahre zählen. Sie fällt in's Jahr 622 und wird im Arabischen Hedschra genannt. Von Medina aus zog nun der neue Profet mit seinen Anhängern in der Gegend umher, raubte und plünderte und theilte die Beute redlich mit seinen Genossen, die nun durch das Band der Liebe und des Vertrauens fest an ihn geknüpft waren. Und wo konnten sie es auch besser haben? Von Natur hat der Araber Hang zum Räuberleben und unstäter Lebensweise, und so lange sie unter Mohammeds Fahne fochten, fehlte es ihnen an nichts. Endlich war er so stark, dass er seine Feinde in Mekka überfallen, die damals schon den Arabern heilige Stadt erobern konnte, und alle, die bisher die Waffen gegen ihn getragen hatten, seiner Macht unterwarf. Während die christliche Religion durch die sanfte Gewalt der Wahrheit sich Eingang verschafft hatte, wurde die Lehre Mohammeds durch die Waffen ausgebreitet.

Nachdem Mohammed Herr von ganz Arabien war, griff er auch die umliegenden Länder an und gab so seinen Nachfolgern das Beispiel, ein eroberndes Volk aus den Arabern zu machen. Alle unterworfenen Völker mußten Mohammedaner werden; selbst an den damals regierenden griechischen Kaiser schickte er eine Aufforderung, seine Lehre anzunehmen, erhielt aber eine höflich ablehnende Antwort. Als Mohammed gestorben war, begrub man ihn in Medina.

Das Buch, in welchem Mohammeds Lehre verzeichnet ist, heißt der Koran und enthält viel Gutes, aber auch viel Irrthümer und Aberglauben. Darin aber verdienen die Mohammedaner, die sich selbst Moslemim oder Gläubige nennen, viel Lob, dass sie ihr heiliges Buch so außerordentlich hochachten; eine Schmähung des Korans gilt bei ihnen als das höchste Verbrechen.

Nach Mohammeds Tode trat ein anderer an seine Stelle und führte die Araber, die sich auch Mauren nannten, zu neuen

Siegen und Eroberungen. Diese seine Nachfolger nannte man Kalifen. Einer derselben, Omar, gieng über die Landenge von Suez nach Afrika und eroberte Ägypten. Von hier aus hatten die Mauren die ganze Nordküste von Afrika längs dem mittelländischen Meere bis an die Straße von Gibraltar durchzogen. Nun standen sie Spanien gegenüber und blickten manchmal sehnsüchtig hinüber, auch noch dieß schöne Land einzunehmen. Da erschienen spanische Gesandte und baten die Mauren, herüberzukommen und ihnen in einem Parteikampfe, den Streitigkeiten in der königlichen Familie hervorgerufen hatten, beizustehen. Eine solche Aufforderung war ihnen mehr als erwünscht; im Jahre 711 setzte ein Schwarm unter Tarik über, und in kurzer Zeit war ganz Spanien in den Händen der kühnen Eroberer aus Arabien. Die armen Spanier sahen nun ihre Kurzsichtigkeit zu spät ein und fanden nur in dem nördlichen Gebirge einen kümmerlichen Zufluchtsort. Diese Erfolge munterten die Mauren auf, auch über die Pyrenäen zu gehen und in Frankreich einzufallen. Hier trat ihnen aber der mächtige Franke Karl, mit dem Beinamen Martell, d. i. der Hammer, entgegen. Im Jahre 732 schlug er sie bei Poitiers auf's Haupt und rettete somit das christliche Europa vor dem Mohammedanismus. Schon nach einigen Jahrhunderten entstanden Uneinigkeiten auch unter den maurischen Fürsten in Spanien, die zurückgedrängten Christen gewannen immer mehr Land, bis im sechzehnten Jahrhundert die letzten Mauren nach Afrika zurückgetrieben wurden.

Nach Nössell.

16.

Karl der Große.

Der Enkel Karl Martells, der Sohn Pipins des Kurzen, war Karl der Große, ein schöner, hochherrlicher Mann. Seine großen hellen Augen blickten sanft und wohlwollend; aber wenn

er zürnte, glichen sie flammenden Feuern. Eine geradlaufende Nase, gesunde Gesichtsfarbe und schwarzwallendes Haar zierten sein Haupt. Er war männlichen und majestätischen Ansehens, und man erkannte in ihm den glorreichen Gebieter. Keiner seiner Zeitgenossen kam ihm an Stärke gleich, wenn er im Scherze einen gewaffneten Ritter mit einer Hand von der Erde erhob und ein Hufeisen leicht auseinanderbrach.

Des Kaisers Kleidung war einfach, an Werktagen nur solche, welche Frau und Tochter ihm gesponnen oder gewoben hatten. Ausländische Tracht hasste er. Einst nahm er viele seines Gefolges, die sich in ausländische kostbare Modepelze gekleidet hatten, im heftigsten Sturmweiter mit auf die Jagd, durch Morast und Dorngestrüpp. Arg zerfetzt kehrten sie zurück und waren von ihrer Modesucht geheilt.

Karl ruhte nur drei Stunden; dann stand er auf und berief seinen Hof zu Reichsberathungen. Der lateinischen und selbst der griechischen Sprache kundig, hieng er doch vor allem an der Sprache seines Vaterlandes. Er dichtete selbst Lieder und sammelte die im Munde des Volks verbreiteten Gesänge von den Schlachten und Königen der Vorzeit; leider ist fast nichts davon auf uns gekommen. Karl hatte eine Gesellschaft von Gelehrten um sich, mit denen er, seiner kaiserlichen Würde entkleidet, oft freundlich verkehrte, um über Kunst und Wissenschaft und die Mittel zur Volksbildung mit ihnen zu berathen. Unsere deutschen Monatsnamen: Hornung, Lenzmonat, Brachmonat, Heumonat, Wonnemonat ꝛc. rühren von ihm her. Selbst eine deutsche Grammatik soll er verfasst haben. Die Sternkunde, der er ganze Nächte widmete, zog ihn vor allem an. Christ war er von ganzer Seele, war Freund des Gottesdienstes und verbesserte den Kirchengesang durch die Einführung besonderer Sängerchöre.

Auch das Schwert zog Karl für das Evangelium, um die heidnischen Sachsen zum Christenthum zu bekehren. Dreiunddreißig Jahre lang dauerte der Kampf, und dennoch war ihre Unterwerfung keine völlige. Die angebetete Irmensäule war zwar

vernichtet, aber Karl konnte doch nicht verhindern, daſs heimlich noch den Götzen geopfert wurde. Beſonders zahlreich eilten die Scharen nach dem Blocksberg, um in der Nacht auf den erſten Mai (Walpurgisnacht) feierliche Opfer und Tänze zu veranſtalten. Karl ließ zwar Wachen um den Berg ſtellen; aber dieſe ließen, wenn die ſchlauen Heiden in den abenteuerlichſten Verkleidungen auf ſie zutanzten, dieſelben voll abergläubiſcher Furcht vorüber. Aus jener Zeit ſtammen wohl noch die ſcherzhaften Sagen von der Walpurgisnacht.

Die völlige Ausſöhnung der Sachſen, erzählt man, ſei auf folgende Weiſe vermittelt worden. Herzog Wittekind, ihr tapferer Führer, ſchlich ſich, um Karl, ſeinen furchtbaren Gegner, doch einmal in der Nähe zu ſehen, in Bettlertracht gehüllt, in's königliche Lager an der Elbe und drängte ſich unter dem Bettlerhaufen an den Kaiſer heran, als dieſer eben aus der Kirche kam. Der Blick ſeines Auges, die ganze ſtolze Haltung und ein gekrümmter Finger an der einen Hand, die er ausſtreckte, machten dieſen aufmerkſam. „Du biſt nicht der, der du ſcheinen willſt", ſprach Karl zu ihm. — „Ich bin ein Fürſt wie du", antwortete unerſchrocken Wittekind, „ich bin der Herzog der Sachſen." — Dieſe Weiſe gefiel dem großen Könige wohl; er unterredete ſich lange mit ihm über die Gebräuche der chriſtlichen Religion, die der Heide in der Kirche des Lagers geſehen, und Wittekind erklärte ſich bereit, die Taufe zu empfangen. Man ſagt, er habe in ſeinem Wappen ein ſchwarzes Roſs geführt und nach der Taufe dasſelbe in ein weißes verwandelt.

Auf das ernſtlichſte ſorgte Karl für gute Schulen. Die eigenen Söhne ließ Karl in allen Wiſſenſchaften unterrichten. In Zucht und Ehrbarkeit erwuchſen die Töchter, welche in Gold und Seide ſticken und nähen mußten. Der Kaiſer aß ſtets in Gemeinſchaft mit ſeinen Kindern, ließ ſich von denſelben vor Tiſche Heldenlieder und alte Geſchichten vorleſen und gieng nach Tiſche mit ihnen ſpazieren. Alle waren gar feinen und holden Weſens; er hatte ſie von Herzen lieb und ſagte oft: „Ich kann nicht leben ohne meine Kinder".

Karl führte auch Krieg mit den Mauren in Spanien, und es gelang ihm, das Reich durch Eroberung der spanischen Mark bis an den Ebro hin zu erweitern. Der Nachtrab seines Heeres, von seinem Neffen, dem wegen seiner wunderbaren Stärke vielbesungenen Roland geführt, fiel in einen Hinterhalt. „Die Roncevalschlacht", eines der herrlichsten Gedichte des Mittelalters, schildert diesen Untergang. Karls Reich erstreckte sich also von dem Ebro im Westen bis zu der Theiß in Ungarn und der Oder, von dem Kanal der Nordsee, der Eider, der Ostsee im Norden bis zum Mittelmeer und der Tiber im Süden, umfasste also einen Theil von Spanien, ganz Frankreich, Deutschland, die Schweiz, halb Italien, und einen Strich von Ungarn. Die erhabene Idee hatte er verwirklicht, sämmtliche Stämme der germanischen Nazion, die zur Zeit der Völkerwanderung die genannten Länder in Besitz genommen hatten, zu einem Volke und zu einer Nazion zu vereinigen.

Karls Lieblingssitze waren Aachen und Ingelheim. Sein Erbe war Ludwig. Als Karl die Abnahme seiner Kräfte fühlte, berief er eine große Versammlung nach Aachen. Und nachdem er feierlich die Großen des Reichs ermahnt hatte, seinem Sohn treu zu bleiben, gieng er 813, am 16. Oktober im kaiserlichen Schmucke in die Kirche, woselbst er eine goldene Krone auf den Altar hatte legen lassen. Nachdem er lange gebetet, ermahnte er seinen Sohn mit lauter Stimme vor allem Volk, Gott zu fürchten und zu lieben, für die Kirche zu sorgen, sich gegen seine Schwestern und Verwandten allezeit gütig zu erweisen, sein Volk zu lieben, wie seine Kinder, den Armen Trost zu spenden, getreue und gottesfürchtige Beamte anzustellen, keinen seiner Lehen und Ehren ohne hinlängliche Ursache und Untersuchung zu entsetzen, sich selbst aber vor Gott und den Menschen jederzeit unsträflich zu erhalten. „Willst du das alles erfüllen, mein lieber Sohn?" fragte zuletzt der Kaiser. Ludwig versprach es mit Tränen.

„Nun wohl, so setze dir selbst die Krone auf, und stets erinnere sie dich an dein Versprechen!" sprach Karl. —

Ludwig that es unter lautem Weinen und unter den Rufen des Volkes: „Das ist Gottes Wille!“ — Am 28. Januar 814 starb Karl im 72. Jahre seines Lebens, ruhig und gefaßt, mit den Worten: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“

Nach Fr. Haupt.

17.

Leben und Sitte in der Babenberger Zeit.

In jener Zeit, als die Herrscherwürde in dem ruhmreichen Geschlecht der Babenberger erblich geworden, entfaltete sich die Macht unsers Vaterlandes zu herrlicher Blüte.

Unter dem Schutze weiser Gesetze gediehen ganz besonders in Österreich und Steiermark Gewerbe und Handel, reiche Erwerbsquellen vermehrten den Wohlstand der Bevölkerung und erfüllten das Leben aller Stände mit Behagen. Die günstige Lage dieser Länder an sich, verbunden mit der Fülle ihrer Produkte, machte sie zum Mittelpunkte des Verkehrs nach allen Richtungen, wie derselbe namentlich durch die Kreuzzüge angebahnt worden war.

An der Straße von Regensburg nach Wien war Ens der bedeutendste Handelsplatz. Als Mautstätten werden hier Wien, Medlich, St. Pölten, Tuln, Stein, Mauthausen genannt. Da ziehen die Kaufleute aus Burgund und Lothringen, von Köln, Aachen, Mastricht und den untersten Rheingegenden die Donau hinab. Kölnisches Tuch, Wachs für den Kirchenbedarf, die geschätzten flämischen Tücher in grellen Farben, „grün, braun, roth“, von Gent neben den minder feinen von Tuln und St. Pölten, füllen die Laubgänge der Kaufleute, zumal der Regensburger zu Wien in dem ihnen gehörigen Hofe. Da sieht das staunende Auge die Schätze dreier Welttheile aufgespeichert: dort Ballen von Garngeweben, Grogrein genannt, von dem feinsten Haare der Ziegen, die am Eufrat oder auf den syrischen Fluren geweidet. Daneben Marderfelle; sie stammen aus Ungarn, wo

sie der König als Steuer erhebt, und anderes edles Pelz- und Buntwerk; vor allem die Bälge der Zieselmäuse und der gelbrothen Eichörnchen aus dem fernen Rußland, für die der flanderische Kaufmann Häringe bietet. Hier zieht regensburgischer Verkan den prüfenden Blick des Kenners auf sich; dort etwa kauft ein Mönch im Auftrage des Abtes Kirchenstoffe, Seide und Leinwand von einem venezianischen Kaufmann, der auch die allgemein beliebten Handschuhe feil hat, indes ein bärtiger Ritter mit einer guten Waffe, „Brand" genannt, liebäugelt, deren Name und Gestalt die wallonische Arbeit verräth. Da kauft ein Knecht Schuhe mit Riemen aus Mastricht und für sein Weib ein Haupttuch und rothe Bänder, indes sich sein Herr an dem theuern, darum selten genossenen Nußberger Wein erfreut. Juden bringen Farbestoffe, Arzneien und Schminke zu Markte, und während manche Frau von dem Erker am Graben, das liebliche Antlitz von dem breiten Hute beschattet, neidisch auf all die Schätze herabblickt, erfreut sich des Ritters Auge an den prächtigen Rossen, die am Schottenhofe zum Verkaufe aufgestellt sind. Den Strom aufwärts ziehen Schiffe mit Getraide und Wein in das Land der „Birnenmost" trinkenden Baiern, während Böhmen und Mähren für das ungern entbehrte Getränk ihr Bier und ihre Schaffelle bieten. Salz kommt in Fülle aus Steiermark, aus den unerschöpflichen norischen Schachten Eisen, aus dem uralten Stollen „die Römerin" zu Zeiring und aus dem Berge Jossen bei Friesach in Kärnten Silber, dann aus dem Piberthale Kupfer roh und verarbeitet herbei.

All dieser Handel wurde theils mit Geld, theils mittels Tausches vollzogen. Bei dem Mangel der nöthigen Scheidemünze gilt das letztere besonders vom Kleinhandel, in welchem man noch am Ende des dreizehnten Jahrhunderts zwei Nadeln für ein Ei bekam. Die Zahlungen, soweit sie in Geld geschahen, wurden theils in gemünztem, theils in zugewogenem Metall besorgt. Jenes war vorwiegend bei Gold, dieses bei Silber der Fall. Man rechnete jenes nach Pfunden, das Pfund zu zwei Mark. Die Wägung geschah, theils um das zeitraubende Zählen

zu vermeiden, theils um das Schrot zu prüfen, ob die gemünzten Stücke nicht von Betriegern beschnitten oder von den Münzern zu klein ausgeprägt worden. —

In jener Zeit war es auch, als der Minnesang in Österreich wie an den Ufern der Mürz und der Mur blühte und Ritterspiele aller Art die Bewohner der stolzen Burgen ergetzten. Das ist nun freilich alles dahin, und nur geringe Mauerreste sehen von den Bergen hie und da in's Thal herab, etwa noch der Thorbogen oder der Steinturm einer Burg, zu der ein Felsenpfad hinanführt, die Steinwand mit den Bogenfenstern, die Gräben, über welche einst Zugbrücken führten, und der nunmehr öde grasbewachsene Hofraum. Längst sind die Stufen zerstört, auf denen die Hausfrau in zahlreicher weiblicher Begleitung dem Gaste hold lächelnd zum Empfang entgegentrat; nur ein verwitterter Stein zeigt der Kapelle stillen Ort. Der Brunnen ist vertrocknet, der Sal ist fensterlos, der heitere Lärm der Zechenden verschollen. Kein frommer Pilger naht sich mehr dem Thore, an dem einst täglich hundert Arme erquickende Speise fanden.

Aber nicht allein auf den Burgen herrschte ein fröhliches Leben; auch das Volk feierte seine gemeinsamen Feste. In dem allgemeinen Jubel, dem sich in des Maien Zeit jeder hingab, lag noch die Erinnerung an heidnische Gebräuche verborgen. Die Blumenkränze und Sträuße, die man sich in dieser Wonnezeit gegenseitig schenkte, mahnten an das Opfer der heidnischen Frühlingsgöttin. Ihr flammten die Osterfeuer von den Bergen, an sie erinnerte der Tanz und das Ballspiel der Mädchen.

Allenthalben, auch bei den Bauern trifft man behäbiges Leben. An Feiertagen finden sich alle zusammen; fröhlich wird dann der Reihen getanzt. Laut singt der Chor der Umstehenden den Text, leise singt das Mädchen die Weise mit. Da wird aller ländliche Flitter aufgeboten. Der Bursch ist geschmückt mit der rothseidenen Busenschnur, an der Seite trägt er das Messer, scharf wie eine Schere, zur Schau; die Ärmel an den Kleidern sind lang und enge, vorn verbrämt, innen schwarz,

außen blank. Die Mädchen tragen Risen, Blumenhüte, Handspiegel als Zierat an der Seite.

Aber dieses Leben hatte auch seine Schattenseite, zumal als das Faustrecht und die Verwilderung der Sitte um sich griff. Der Bauer wurde störrisch gegen den Adel, der sich in Burgen auf dem flachen Lande, im „Gau", festsetzte und von da aus die Umwohner zur Zinspflichtigkeit herabdrücken wollte. Die Bauern, die „Gäuhühner", fielen wohl über die Burgen her und verbrannten sie. „Diese Hühner," meint ein Zeitgenosse, „sind schwer zu braten; sie sind ungesund und schwer zu verdauen."

Das waren bereits ernste Kämpfe um „mein" und „dein", zu denen sich noch stürmischere aus dem nördlichen Morgenlande gesellten: die Kämpfe mit den Mongolen.

Nach Dr. Heinr. Zeißberg. Blüte der nazionalen Dynastien.

18.

Der Mongolensturm.

Am Schlusse des zwölften Jahrhunderts bereitete sich tief in Asien ein Sturm vor, welcher in der Zeit eines Menschenalters über die Welttheile Asien und Europa daherbrausen und die alte Ordnung der Dinge völlig erschüttern sollte. Es war ein unbedeutendes Volk, das der Mongolen, welches unter dem gewaltigen Temudschin oder Dschingis-Chan den Kampf mit den mächtigsten Staaten Asiens aufnahm und wie im Fluge eine Weltmonarchie gründete. Vom japanischen bis zum schwarzen Meere, ja bis zum adriatischen herüber beugten sich alle Völker vor der einen Macht. Die ewige Mauer schützte nicht das himmlische Reich der Chinesen, das die erste Beute der Eroberer wurde, und schon am 16. Juni 1224 verbluteten am Kalkflusse in Russland die ersten christlichen Fürsten auf europäischem Boden unter dem Pfeilregen der Mongolen. In gedrängter Folge nach mehrjähriger Rast fielen die vornehmsten Fürstenthümer Russlands und endlich nach lang-

wieriger Belagerung erlag die stolzeste aller russischen Burgen, das altehrwürdige und reiche Kiew. (1240).

Der Mongolenzug war jetzt nach dem Herzen Europa's gerichtet. Der Anführer der Tataren, wie sie sich selbst nannten, war Batu, der Enkel Dschingis-Chans, ein ausgezeichneter aber grausamer Feldherr. Wohin sie kamen, bezeichneten Brand, Schutt und Blut ihre Bahn. Treue und Glauben kannten sie nicht. Der Ruf, der ihnen vorangieng, machte das Blut in den Adern erstarren; vom Schrecken verwirrt flüchteten die Bedrohten wie wahnsinnig, ohne zu wissen, wohin. Zu der Grausamkeit der Tataren kam ihre besondere Geschicklichkeit im Kriegführen; ein Wille beherrschte die nach Hunderttausenden zählende Schar. Wunderbar schnell waren ihre Märsche. „Das Heer der Tataren kommt nicht als dahermarschierend, sondern als durch die Lüfte fliegend, über unzugängliche Berge und Wälder von wo man nie ein Heer erwartet hätte." Ihre Pferde waren klein, zottig, unansehnlich, aber ausdauernd und mit dem geringsten Futter zufrieden. Ganze Herden folgten ohne Leitung dem Herrn, so dass ein Reiter mitunter 20—30 Rosse zu seiner Verfügung haben konnte. Das ganze Heer war beritten; als Fußvolk taugten sie wenig. Im Kampfe bewährten sie sich stets als die besten Pfeilschützen; weniger gut schwangen sie Schwert und Lanze. Feste Plätze griffen sie ungern an, und nur dann, wenn kein anderes Mittel übrig blieb. Gewöhnlich verwüsteten sie zuerst die ganze Gegend und trieben dann die armen Landbewohner vor sich her zur Berennung des Platzes, wobei sie mit kunstvoll aufgerichteten Wurf- oder Schleudermaschinen nachhalfen. In offener Feldschlacht gebrauchten sie die List, scheinbar zu fliehen, um alsbald wiederzukommen und mit vermehrtem Ungestüm über ihren Feind herzufallen.

Die Gestalt der Tataren war abschreckend; sie hatten ein breites Gesicht und kleine blitzende Augen; ihre Stimme war kreischend. Insgesammt waren sie wild und unbarmherzig, beutelustig und grausam, nebstbei allerdings ausdauernd und kräftig, muthig und ihren Führern auf den Wink gehorsam.

An der Spitze des Heeres standen die Nachkommen Temudschins, ihnen zur Seite jene Feldherren, denen wegen ihrer Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit der Ehrenname Bayatur, Held, zutheil wurde.

Nach der Niederlage von Rußlands Fürsten überflutete Batu Polen und theilte dort sein Heer; ein Theil blieb in Polen, ein zweiter unter Peta wälzte sich gegen Schlesien und Mähren, den dritten, größten, führte Batu selbst nach Ungarn.

Auf der großen Ebene von Liegnitz, welche von dieser Zeit an den Namen Walstatt führt, schlug Peta Heinrich den Frommen, Herzog von Liegnitz (1241). Kein deutscher Ritter ward damals gefangen; alle starben sie den Heldentod, mit ihnen der Herzog. König Wenzel I. von Böhmen, einer der wenigen Fürsten des damaligen Europa's, der die drohende Gefahr bei Zeiten in ihrer Größe erkannte, und der auch redlich bemüht war, dieselbe nicht nur von sich, sondern überhaupt von der Christenheit abzuwenden, kam mit seiner Streitmacht zu spät. Die Sieger wichen der zweiten Schlacht aus; König Wenzel hielt die Polengränze besetzt.

Peta wandte sich nach Mähren. Schrecken ergriff die Bevölkerung, als sich die Nachricht verbreitete, daſs die Mongolen in's Land gebrochen seien, denn es war fast von Truppen entblößt; es besaß keine natürliche Schutzmauer wie Böhmen und hatte nur wenige feste Städte und Schlösser. Wie Raubthiere fielen die Tataren die wehrlose Bevölkerung an, tödteten sie oder schleppten sie in die Gefangenschaft. Troppau, Bensen und Brunnthal erlagen ihnen zuerst. Die Städte wurden eingeäschert, in Bensen die Silbergruben verödet; Prerau fiel ebenfalls, nach kurzer Zeit standen sie vor Olmütz.

Hier trafen sie das schlagfertige Heer Wenzels unter Anführung des erprobten Feldherrn Jaroslav aus dem Geschlechte der nachherigen Herren von Sternberg. Vor den Thoren von Olmütz kam es zum heißen Kampfe zwischen den Belagerern und dem böhmischen Entsatzheere. Im Zweikampfe mit Jaroslav fällt Peta. Schrecken ergreift die Tataren;

der Verlust des Chan-Sohnes war für sie größer als der Verlust der Schlacht. Rasch eilt das Heer durch die Marchgegend dem Landesthore von Ungarisch-Brod zu, um nach Ungarn zu gelangen. Nach sieben Tagen war kein Tatar mehr in Mähren zu sehen.

Jetzt drohte Österreich die Gefahr. Schon trafen die Tataren Anstalt, Wiener-Neustadt zu belagern; allein da erschien zu rechter Zeit Herzog Friedrich der Streitbare. Ihn begleiteten die Kriegsscharen des Patriarchen von Aquileja, des Herzogs von Kärnten und des Markgrafen von Baden; eben so hatte sich der König von Böhmen eingefunden. Von dem Gipfel eines nahen Berges sahen die tatarischen Späher, wie das in der Ebene versammelte Heer der Verbündeten sich bereits in Schlachtordnung stellte; da verschwanden sie plötzlich und wandten sich nach Ungarn.

Am entsetzlichsten wüteten dort Batu's Heerhaufen. Pest, vom König Bela von Ungarn vertheidigt, wurde hart bedrängt, seine Umgebung grausam vernichtet. Der Gipfelpunkt aller Schrecken aber, die in jener Zeit über Ungarn hereinbrachen, war das „Verderben von Mohi". In der 12 Meilen breiten Ebene, welche im Osten die Tokaier Rebenhügel umglänzen, im Westen die dunkeln Diosgyörer Wälder begränzen, auf welche im Norden die Lomnicer Spitze wie eine leichte Nebelwolke über die Gebirge hereinschaut, wurde der entsetzliche Kampf gekämpft, in dem Ungarn unterlag. Der Weg nach Siebenbürgen stand dem Feinde offen; dorthin wandte sich Kadan, ein zweiter Heerführer, während Batu sein Vernichtungswerk in Ungarn fortsetzte.

Als die Noth am größten war, schickte Gott Errettung. Groß-Chan Oktai in Asien war gestorben. Die Folgen dieses Ereignisses zwangen die Mongolen zur Heimkehr aus Europa. Schnell zog Kadan über Ragusa, Bosnien und Serbien nach Bulgarien, wo er sich mit Batu vereinigte und den Rückzug nach Asien fortsetzte.

Ungeheuer war die Beute an Gold, Silber, Gewändern, Vieh und Wertgegenständen, welche der Feind mit sich führte,

ohne Zahl der Troſs von Sklaven, welcher in die Gefangenschaft geschleppt wurde.

In dem Gefolge jener Abtheilung, welche Siebenbürgen passierte, befand sich auch der Domherr Roger von Großwardein als Sklave; diesem gelang es, sammt seinem treuen Knechte auf dem Marsche zu entspringen. Zuerst verbargen sie sich in Erdrissen und deckten sich mit Laub zu, einer fern von dem andern, damit, wenn einer entdeckt würde, wenigstens der andere gerettet bliebe. So lagen sie zwei Tage lang wie lebendig begraben. Endlich zwang sie der Hunger, ihr Versteck zu verlassen. Schrecken erfasste sie, als sie einen Mann in der Nähe erblickten; sie flohen vor ihm, er vor ihnen. Es war kein Tatar, sondern ebenfalls einer von den Glücklichen, die dem Feinde entkommen waren. Vereint wanderten die drei heimwärts.

„Kirchtürme waren unsere Wegweiser; schrecklich die Pfade, die sie uns wiesen, Straßen und Wege verwildert, Gras und Gesträuch wucherte darauf. Knoblauch oder Meerrettich in den verlassenen Gärten, Wurzeln und Kräuter waren Leckerbissen für uns," sagt Roger.

Am achten Tage ihrer Wanderung durch das öde Land kamen die drei Flüchtlinge in Weißenburg (dem heutigen Karlsburg) an. Noch klebte Blut an den Wänden der zerstörten Kirchen und Häuser; seit Jahr und Tag lagen die Gebeine der Erschlagenen unbestattet da. Zehn Meilen weiter, bei dem Orte Fratta, trafen sie zuerst Menschen, die auf dem Gipfel eines tief im Walde gelegenen Berges eine Feste bauten; von diesen wurden sie mit Brot aus Eichenrindenmehl bewirtet. Roger preist es als die köstlichste Speise, die er je genossen. —

So sah es nach dem Abzuge der Mongolen in Ungarn und Siebenbürgen aus. Nirgend war mehr das Feld bebaut, eine Hungersnoth mit all ihren Schrecken war die nächste Folge. König Bela gebürt der Ruhm, dass er die kräftigsten Maßregeln ergriff, die schweren Wunden seines Landes zu heilen. Die gemeinsame Noth aber, mit welcher der Mongolensturm fast alle Länder des heutigen Kaiserstaates heimsuchte, so wie die

später eintretende Türkennoth wirkten zu einer Vereinigung dieser Länder hin, die als Schutzwehr europäischer Gesittung und Bildung gegen die Barbarei des Ostens anzusehen ist.

Nach Dr. Heinr. Zeißberg. Blüte der nazionalen Dynastien.

19.

Von den Kreuzzügen.

Nachdem der Gedanke, das Grab des Erlösers aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, zuerst und hauptsächlich durch Peter von Amiens angeregt war, berief Papst Urban II. im März 1095 eine Kirchenversammlung nach Piacenza, und die feurige Rede, in welcher er hier diese große Angelegenheit der ganzen Christenheit zur Sprache brachte, verfehlte ihre Wirkung nicht; denn viele legten schon hier das Gelübde ab, nach dem gelobten Lande zu ziehen und dort wider die Feinde der Christenheit zu kämpfen.

Aber noch weit erfolgreicher war die von demselben Papste im November 1095 zu Clermont abgehaltene Versammlung. Es erschienen 14 Erzbischöfe, 225 Bischöfe, 400 Äbte, viele andere Geistliche und eine große Anzahl von Laien.

Nachdem hier die sonstigen Angelegenheiten der Kirche, welche die Aufmerksamkeit des heiligen Stuhles erforderten, verhandelt waren, der Gesetzesfrieden von neuem eingeschärft war, versammelte der Papst die Geistlichen und Laien in eine breite Straße. Mit so vielem Feuer, als hier Papst Urban predigte, sind wenige Reden gehalten worden; aber so großartiger Wirkungen hat auch nie eine Rede sich rühmen können. Er schilderte die bedrängte Lage der Christen im heiligen Lande und die Grausamkeit der Türken mit den lebendigsten Farben, Seufzer und Tränen hemmten oft den Strom seiner Rede. „Jene Barbaren, welche Gott fremd sind, und mit welchen sein Geist nicht ist," sprach er, „vertreiben die armen Christen aus ihren Häusern, und diese müßen es als einen großen Gewinn ansehen,

wenn sie durch Betteln unter uns kümmerlichen Unterhalt finden. Denn sie müßen, wenn sie den Unholden nicht entfliehen, für diese als Sklaven die Felder bauen, welche ihnen selbst gehören, und grausame Behandlung ist dafür ihr Lohn. Die Kirchen werden von den Ungeheuern entheiligt und zu Schauplätzen der entehrendsten und schmählichsten Grausamkeiten gegen die Christen gemacht."

Nachdem der Papst auf diese Weise die Leiden der Christen und die Tirannei der Ungläubigen beschrieben, rief er aus: „Ich rufe als Zeugen der Wahrheit meiner Schilderung euch, die ihr mit euern Augen alles sahet, ich rufe noch mehr als Zeugen euch, die ihr von den grausamen Händen der Barbaren starbet." Der Papst sprach mit Wehmuth von der Heiligkeit der Orte, welche die Ungläubigen entweihten. „Selig die Steine, welche den Urmärtirer Stefan mit der Krone des Martirthums krönten! Wie selig des Jordans Stellen, welche dir, Johannes, zur Taufe des Erlösers dienten!" Dann erinnerte er an die Helden der christlichen Zeit, Karl den Großen und dessen frommen Sohn Ludwig, welche die Reiche der Sarazenen zerstört und durch sie der wahren Kirche Herrschaft erweitert.

Der Papst ward während der Rede durch das Rufen der Menge: „Gott will es! Gott will es!" unterbrochen, und es mußte Stillschweigen geboten werden, damit er weiter reden konnte. Die Begeisterung stieg immer höher, je länger der Papst redete. Dann rief er mit heftigem Unwillen: „Ihr, die ihr Witwen und Waisen beraubt, die Unschuldigen unterdrückt, die Kirchen mit Waffengetümmel erfüllt und entehrt und des Ritterthums Gürtel nur tragt als ein Zeichen, daſs ihr gewohnt seid, nicht die Kirche und ihre Diener, wie ihr gelobt, zu schützen, sondern des Erlösers Schafstall zu verwüsten, euch einander selbst zu zerfleischen und, wie die Geier den Leichnamen, so den Kriegen und Fehden in entfernte Gegenden nachzuziehen, legt ab den Gürtel eines solchen Ritterthums, welches von Gott fern ist, werdet Ritter Christi und eilt herbei zum Schutz der morgen-

ländischen Kirche, welche die Milch des göttlichen Worts in euren Mund träufelte!"

Papst Urban bat die Alten und Schwachen und alle, welche außer Stand seien, die Waffen zu führen, nicht mitzuziehen, damit sie nicht der Sache schadeten. Den Geistlichen verbot er strenge, ohne die Erlaubnis der Bischöfe ihre Kirchen zu verlassen, denn ohne priesterlichen Segen werde ihr Unternehmen keinen glücklichen Fortgang gewinnen. Dann machte er bekannt, wer an der bewaffneten Pilgerschaft Antheil nehmen wolle, möge nach alter Pilgrime Sitte mit dem Kreuze sich bezeichnen. „Ihr, meine Brüder und Mitbischöfe, Mitpriester und Miterben Christi," redete er am Schlusse die Geistlichen besonders an, „predigt in den euch anvertrauten Gemeinden das Kreuz, schildert ihnen die Noth der Christenheit und entflammt ihre Herzen, auf dass sie helfen!"

Viele der Anwesenden wurden durch diese Rede zu Tränen erweicht, andere sah man zittern, als sähen sie die Leiden, welche der Papst beschrieben, mit eigenen Augen; andere ermahnten ihre noch bedenklichen Nachbarn zum Beitritt zu diesem heiligen Unternehmen.

Nachdem der Papst geendigt, drängte sich zuerst Bischof Ademar von Puy mit heiterm Angesicht vor ihn, warf sich vor ihm nieder und bat um die Erlaubnis, in den heiligen Krieg ziehen zu dürfen und um die Ertheilung des päpstlichen Segens. Als er beides erhalten, folgte seinem Beispiele der Bischof Wilhelm von Ausary und nach diesem der größte Theil der anwesenden Geistlichen und Laien. Dann legte einer der Kardinäle, welche den Papst begleiteten, im Namen aller Pilgrime das Bekenntnis der Sünden ab, und der Papst ertheilte die Absoluzion. Hierauf hefteten alle auf ihre rechte Schulter ein rothes Kreuz, woher die Bezeichnungen „Kreuzfahrer" und „Kreuzzüge" entstanden sind.

20.

Wien, die Stadt der Kreuzzüge.

Der Frühling des Jahres 1190 hatte kaum einige milde Blicke den gesegneten Fluren Österreichs zugewendet, als die Land- und Wasserstraßen mit Kreuzfahrern sich füllten. Wohin man sah, erblickte man Zelte aufgeschlagen, und die Streiter Christi, Ritter neben Bauern, Fiedler und Frauen, abenteuerlich gekleidet, mit Kriegswerkzeugen einherziehen. Man hörte bald Zinken und Trompeten, bald Schalmeien oder den dumpfen Ton der Kesseltrommel, durch den lauten Ruf: „Gott will es! Gott will es!“ unterbrochen.

Sie lagerten sich vor den Stadtmauern auf einer unbebauten Ebene, da, wo sich heute die prächtige Ringstraße ausbreitet. Die Stadt selbst war zu klein, die Scharen beherbergen zu können.

Das größte Gedränge fand am Tage des heiligen Guntram statt, an dem Kaiser Friedrich der Rothbart mit dem Kerne des Kreuzheeres nach Wien kam.

Schon am Morgen waren die Ufer mit Menschen bedeckt, welche den Kaiser sehen wollten. Leopold, von seinen Zeitgenossen der Tugendhafte genannt, war dem Reichsoberhaupte bis an die Gränze entgegengezogen, um ihn sicher nach Wien zu geleiten.

Ein günstiger Wind ließ seine Ankunft nicht bezweifeln. Immer mehr und mehr Schiffe wurden sichtbar. Sie kamen langsam auf dem Spiegel der silberarmigen Donau dahergeschwommen. Laue Lüfte spielten in den seidenen Wimpeln, und die Sonne spiegelte sich in den stählernen Spitzen der Spere, die aus den Schiffsräumen hervorblinkten. Größer als die übrigen Schiffe war jenes, auf welchem die Kreuzfahne flatterte.

Der edle Barbarossa hatte Österreichs Boden kaum betreten, als er den Herzog abermals im Angesichte seines Volks an die Brust drückte und dadurch seinem Gefolge ein Beispiel gab, den dargebotenen Gruß und Handschlag der österreichischen Ritter

mit gleicher Aufrichtigkeit zu erwidern; und das Volk, von einem so seltenen Schauspiele gerührt, brach in lauten Jubel aus, der aus den grünen Auen und von den nahen Rebenhügeln wiederhallte.

Inzwischen wurden die Pferde bestiegen, und der Zug setzte sich in Bewegung nach der Kirche zu unserer lieben Frau am Gestade. Die frommen Pilger, dem Gewühle auszuweichen, mußten den von Fischern erbauten St. Ruprechtssteig zur obern Martinskirche emporsteigen.

Der Kaiser nickte huldreich bei dem Jubel des Volks und schien an dem Gedränge Wohlgefallen zu finden; denn je näher er dem Stadtthore kam, desto mehr fröhliche Gesichter blickten ihm entgegen, desto lauter wurde der Jubel, ob dem man den Klang der Glocken und den Schall der Trompeten und Pauken auf den Warttürmen kaum vernehmen konnte.

Im Innern der Stadt gieng es nicht weniger lebhaft zu. Die Bürger und ihre Söhne hatten sich früh morgens schon auf den Versammlungsplätzen eingefunden und sich in Reihen daselbst aufgestellt. Man sah, dass ihnen die einfachen Schwenkungen Mühe und Schweiß kosteten; doch thaten sie es gern. Auch die Frauen und Jungfrauen waren nicht müßig. Sie bestreuten den Weg vom Thore bis zur Kirche mit Blumen und wohlriechenden Kräutern, und das Volk, voll Erwartung in die Ferne sehend, ward immer enger und enger zusammengedrängt, bis die näher kommenden Trompetentöne und der Volksjubel eine ungewöhnliche Bewegung hervorbrachten, und der Herold an der Spitze des Zuges bemerkbar wurde. Diesem folgten 50 Armbrustschützen und 300 Spere mit dem österreichischen Banner. An dieses schlossen sich 50 Edelleute, die in ihren schneeweißen, weitfaltigen Atlasröcken und kostbaren Gürteln festlich einherzogen; nicht minder zogen die kommenden 100 Ritter, mit rothsammtenen Waffenröcken angethan, die Blicke auf sich. Gespannter wurde die Aufmerksamkeit, als der Reichsherold erschien, dem Ludwig V., Landgraf von Thüringen, mit seinem Banner folgte. An dieses reihte sich der Herzog von Meran, der Markgraf von

Baden, der Altgraf von Holstein, der Graf von Holland und die Bischöfe, jeglicher mit seinem Fähnlein. Endlich erschienen 100 gewappnete Ritter mit der Kreuzfahne, an ihrer Spitze Herzog Friedrich von Schwaben, in der Mitte der Kaiser, ihm zur Seite Herzog Leopold, und den Zug beschloss der hohe und niedere Adel Deutschlands in hellglänzender Rüstung.

Der Schall der Trompeten und Trommeln verstummte — ein Zeichen, dass der Kaiser in der Kirche angekommen, wo unter einem Baldachin, in der Nähe des Altars, ein Sitz errichtet war, den Leopold von Österreich und Friedrich von Schwaben mit ihm theilen mußten.

Emil. Bilder aus Österreichs Vorzeit.

21.

Die deutschen Frauen im Mittelalter, und der Gewerbefleiß der damaligen Zeit.

Die Familie ist die Grundlage der Kraft eines Volkes. Der Mann schafft, die Hausfrau erhält und mehrt. Die deutschen Hausfrauen zeichneten sich von Alters her durch ihre Tugenden aus. Spinnen, weben, sticken und dergleichen waren nothwendige Fertigkeit des deutschen Weibes, und sollte es auch dereinst eine Kaiserkrone tragen. Selbst die vornehmsten Frauen stellten sich damals nicht außerhalb des Hauswesens. Die Küche und die Nähstube waren ihnen wohlbekannte Räume; denn sie waren sich bewusst, dass sie nicht bloß vergnügt sein und vergnügen, sondern auch thätig sein und nutzen sollten.

Die Kleidung der Frauen war zum Theil ihre eigene Arbeit; schon Plinius erzählt, dass die deutschen Weiber leinene Kleider für die schönsten hielten, und in der Kunst sie zu weben wohl erfahren wären. Wie die Nornen und Walküren webend gedacht wurden, so schämten sich auch deutsche Fürstinnen so wenig wie früher eine Penelope dieser echt weiblichen Kunst,

sondern setzten eine Ehre darin, recht fein zu weben und die Mägde zu schöner Arbeit anzuleiten. Spinnräder hat man erst seit dem 15. Jahrhunderte. Auf allen Bildern des Mittelalters, namentlich auf Holzschnitten des 16. Jahrhunderts, sieht man den Rocken zwischen den Knien gehalten oder in einem Fußgestelle stecken; die Spindel wird in der Hand gehalten. Berta, die Gemahlin König Rudolfs von Burgund, galt bei Italiern und Franzosen als Vertreterin der goldenen alten Zeit. Sprichwörtlich sagt man: „Es ist nicht mehr die Zeit, da Berta spann."

Unter den Kleidungsstücken steht die Leinwand oben an. Im Mittelalter war vornehmlich die brabantische berühmt. Doppelt gewobene Leinwand hieß Zwilich. Außer dem Flachs wurde auch der Hanf als Webestoff gebraucht; Karl der Große bestimmte, dass auf seinen Meierhöfen hanfenes Gewebe (canevasium) gehalten werde. Die Baumwolle kam erst später unter die deutschen Völker. Die Araber verarbeiteten sie in Spanien, und schickten ihre Gewebe nach Ober-Italien, von wo aus sie weiter verhandelt wurden. Die oberitalischen Städte legten bald eigene Baumwollwebereien an. Seit früher Zeit wurde die Wolle von den Germanen zu Tüchern verarbeitet. Schafwolle und Ziegenhaare wurden benützt und zum Theil von den heimischen Herden genommen. In Friesland und den Niederlanden wurde bereits im achten Jahrhundert das beste Tuch bereitet; die Donau herauf kam ungarische Wolle, die in Österreich, z. B. in Tuln und St. Pölten, weiterhin in Passau, Regensburg, Steier und andern mittelrheinischen Orten verarbeitet wurde. Auch Niedersachsen lieferte beliebte Tuche, mit denen seine Seestädte einen ergiebigen Tauschhandel nach Preußen gegen kostbares Pelzwerk trieben. Mannigfaltiger als die Wollenzeuge waren die Seidenstoffe, deren Heimat Hochasien war. Der verbreitetste Seidenstoff hieß Pfellel (Pfeller, Pfelle, französisch paile). Die bessern Seidenstoffe wurden zum Theil mit Gold durchwebt; die Stickereien wurden meist von den Frauen hergestellt.

Zu der reichen Kleidung gehörte ferner das Pelzwerk, welches meist aus Rufsland, Preußen und Schweden bezogen wurde. Mit Fellen von Mardern, Bibern, schwarzen Füchsen, Hermelinen und Zobeln, auch mit Grau- und Buntwerk ward ein lebhafter Tauschverkehr betrieben.

Vernaleken's Literaturbuch.

22.

Der Minnegesang.

Die Kreuzzüge im 11. und 12. Jahrhundert brachten die europäischen Völker unter sich und mit dem Morgenlande in Verbindung. Diese Züge wirkten veredelnd auf das deutsche Volk und seine geistige Entwickelung. Durch Sänger aus dem Volke, durch Pilger und Spielleute, bei denen die deutschen Heldenlieder noch nicht erloschen waren, wurde die Dichtung von der Geistlichkeit an den Adel und an die Fürstenhöfe gebracht. Die mit der ritterlichen Zucht und feinen Sitte in Verbindung stehende Hochachtung der Frauen, die Minne, fand in den Liedern dieser Zeit, in den eigentlichen Minneliedern, ihren Ausdruck. Jene Verherrlichung des Frauengeschlechts hatte auch noch einen andern Grund. Schon die alten Deutschen glaubten, dafs den Frauen etwas Heiliges innewohne, und sie ehrten dieselben darum höher, als es bei Griechen und Römern der Fall war. Dieses Ansehen der Frauen mußte aber um so mehr wachsen, je höher die Sonne des Christenthums über den deutschen Landen emporstieg, das in der Jungfrau Maria die Mutter des Welterlösers verehrt. Darum singt auch einer dieser Dichter: „Nun höret und merket wohl, warum man Frauen ehren soll: Wir waren ewiglich todt, uns bracht' eine Jungfrau aus aller Noth, die uns den Heiland gebar. Um eines reinen, zarten Lebens willen ehret alle Frauen."

Die Minne war also eine zarte, innige, durch die Religion verklärte Huldigung, die man der Würde und Anmuth der Jungfrauen und Frauen darbrachte. Die Minnelieder galten

auch weniger einzelnen Personen, als dem ganzen Frauengeschlechte; sie waren so rein und zart, dass sie selbst am Hofe der heiligen Elisabet gesungen werden durften.

Unter den Minnesängern, welche das Zeitalter der Hohenstaufen verherrlicht haben, nimmt Walther von der Vogelweide den ersten Rang ein. Walther, dessen Heimat uns unbekannt ist, war ein armer Ritter. „Zu Österrîche," sagt er selbst, „lernte ich singen unde sagen." Daraus lässt sich schließen, dass er seine Jünglingsjahre in Österreich zugebracht habe, an dessen Hofe kurz vor dem Auftreten Walthers der Minnesänger Reinmar der Alte seine Kunst übte. Walther lebte zwischen 1170 und 1230, und rühmte sich, 40 Jahre und noch mehr gesungen zu haben. Er hielt sich an verschiedenen Höfen kürzer oder länger auf, je nachdem er eine freundliche Behandlung fand. Am längsten weilte er bei dem österreichischen Herzog Friedrich dem Katholischen und bei dem Landgrafen Hermann von Thüringen. Des Wanderlebens müde, erbat er sich vom Kaiser Friedrich II. ein Lehen und erhielt es; doch blieb er nicht zu Hause. Wir finden ihn später wieder in Österreich. Nach seinen Gedichten scheint er Erzieher des Sohnes von Kaiser Friedrich II. gewesen zu sein. Für den Kreuzzug desselben Kaisers warb er eifrigst und machte ihn vielleicht mit. Von den weitern Lebensschicksalen Walthers ist nichts bekannt. Ziemlich sicher ist es, dass er in Würzburg gestorben und begraben ist. Die Sage berichtet, im Kreuzgange des Münsters, Lorenzgarten genannt, sei Walther unter einem Baume begraben. Er habe in seinem Testamente verordnet, dass man täglich auf seinen Grabstein Weizenkörner streue, um die Vögel zu füttern. Die lateinische Inschrift auf dem Grabmale lautet in deutscher Sprache:

„Der du im Leben, o Walther, der Vögel Weide gewesen,
du, die Blume der Kunst, der Weisheit Mund, bist gestorben:
dass die himmlische Krone nun deine Tugend erringe,
spreche, wer dieses liest: Gott möge sich seiner erbarmen!"

Weil die meisten Liederdichter des 12. Jahrhunderts nur Minnelieder sangen, so erhielten sie den gemeinsamen Namen

„Minnesänger", und alle Lieder den Namen „Minnegesänge". Die Bezeichnung Sänger ist um so mehr am Platz, weil sie ihre Lieder nicht deklamierten („sagten"), noch weniger zum Lesen aufschrieben, sondern stets nur sangen, und zwar mit Begleitung von Saiteninstrumenten („die Singerlein"). Eine geraume Zeit wurden ihre Lieder mündlich fortgepflanzt und erst später gesammelt und aufgeschrieben. Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts verlor die Minnepoesie immer mehr ihren edlen und reinen Ton und verfiel endlich ganz. Zu den beliebten Sängern der letzten guten Zeit gehört außer Ulrich von Liechtenstein aus Steiermark, Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, der also der „Frauen Lob" sang, dass ihn die Mainzer Frauen und Jungfrauen aus Dankbarkeit zu Grabe trugen. Dieser spätern Zeit gehörte auch das interessante Streitgedicht an, welches uns unter dem Namen „der Sängerkrieg auf der Wartburg" ein unbekannter Verfasser hinterlassen hat.

23.

Konradins Tod.

Friedrichs I. Nachkommen, die mächtigen Hohenstaufen, hatten eine thatkräftige Regierung geführt. Unter ihnen wurde Italien größtentheils in Abhängigkeit von Deutschland gebracht, Neapel und Sizilien durch Heirat erworben. Diese Erwerbung sollte jedoch den Sturz des hohenstaufischen Hauses herbeiführen.

Als der minderjährige Konradin den Tron seiner Väter bestieg, brachte der Bruder des Königs von Frankreich, Karl von Anjou, Neapel und Sizilien mit Waffengewalt an sich. Da aber Karl das Volk mit Abgaben beschwerte und seine Krieger sich viele Frevel erlaubten, da wuchs die Liebe vieler Sizilier zu den Hohenstaufen zur heißen Sehnsucht, und der sechzehnjährige Konradin ward von einer Gesandtschaft der Unzufriedenen eingeladen, sein reiches Erbe in Besitz zu nehmen. Konradin, welcher daheim auf seinen Erbgütern in Schwaben in der Verborgenheit aufgewachsen war, willigte, mehr muthig

als klug, trotz seiner Mutter Warnungen ein. In Begleitung seines Freundes Friedrich von Österreich brach er mit einer Schar deutscher Ritter nach Italien auf. Zahlreiche Anhänger strömten hier unter seine Fahnen.

Die Römer führten ihn im Triumfe in ihre Stadt ein; bald stand er dem Gegner mit einem starken Heere bei Skurkola in Unteritalien gegenüber. Auch in der Schlacht war ihm das Glück im Anfang günstig, die Feinde wurden in die Flucht geschlagen. Allein bei der Verfolgung wich die Ordnung aus dem Heere, zu früh fiel es über die Beute im feindlichen Lager her; viele legten auch die Panzer und Waffen ab, um von den Anstrengungen des heißen Sommertages auszuruhen. In diesem Augenblicke brach der Feind aus einem Hinterhalte hervor und verbreitete allgemeine Bestürzung und Verwirrung im feindlichen Lager. Wer fliehen konnte, floh; nur wenige leisteten kurzen Widerstand.

Konradin eilte mit seinem Freunde Friedrich, nachdem sie ritterlich gekämpft hatten, nach der Meeresküste, um zu Schiffe nach Sizilien zu kommen. Sie wurden aber erkannt und von einem undankbaren Verräther an Karl von Anjou ausgeliefert. Dieser beschloss jetzt blutige Rache zu nehmen.

König Karl ließ Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.

Alle Richter jedoch, bis auf einen, sprachen Konradin und seine Gefährten frei. Das stimmte den König so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit, dass er aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach. Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiele erfuhr, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige

ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdessen errichtete man in aller Stille das Blutgerüst vor der Stadt, nahe bei der Kirche der Karmeliter. Am 29. Oktober 1268 wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Ärmeln schon ihrer wartete. Konradin bat, dass man ihm noch einmal das Wort verstatte, legte mit rührenden Worten seine Unschuld dar und warf seinen Handschuh vom Blutgerüst herab, damit er dem König Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, dass er ihm alle Rechte auf Aragonien und Sizilien übertrage. Hierauf umarmte er seine Todesgenossen, mit besonderer Herzlichkeit Friedrich von Österreich, zog sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Hände erhebend: „Jesus Christus, Herr aller Geschöpfe, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzt kniete er nieder, rief dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welche Leiden bereite ich dir!" Nach diesen Worten empfieng er den Todesstreich.

Als Friedrich von Österreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er mit unermesslichem Schmerze so gewaltsam auf, dass alle Umstehenden weinten. Aber auch sein Haupt fiel; nach ihm mordete man noch mehrere andere. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres verscharrt.

Nach v. Raumer.

24.

Die Meistersänger.

Als der Wohlstand und mit ihm die Behaglichkeit des geselligen Lebens in dem Bürgerstande des Mittelalters zunahm, zog man bei feierlichen Veranlassungen, als Hochzeiten, Taufen ꝛc., Dichter oder Reimer bei, welche meist improvisierend Lobreime

auf Wirte und Gäste machten. Solche Leute hießen Spruchsprecher und waren in manchen Städten, z. B. in Nürnberg, von der Obrigkeit in ihrem Amte bestätigt. Sie waren in der That wenig mehr als Lustigmacher und Possenreißer.

Diesen Dichtern von Gewerbe standen die Meistersänger gegenüber, und es schlossen sich letztere um so entschiedener von ersteren ab, je tiefer die Spruchsprecher in der öffentlichen Meinung sanken und je größeres Gewicht die Meistersänger auf sittlichen Ernst in Leben und Dichtung legten.

Zu Kaiser Karls IV. Zeit erscheinen Meistersängerschulen in den meisten großen Städten Deutschlands. Daraus, dass die Meistersänger selbst einige der bedeutendsten Minnesänger (auch höfische Dichter genannt) für die Gründer ihrer Genossenschaft hielten, ist schon ersichtlich, dass der Meistergesang in der That nichts anderes ist, als eine Fortsetzung des Minnegesanges. Der einzige, aber freilich auch bedeutende Unterschied zwischen diesem und dem spätern Meistergesang besteht darin, dass jener von höfisch gebildeten, meistens adeligen Dichtern, dieser dagegen von Bürgern, später sogar fast ausschließlich von Handwerkern geübt wurde, welche die Kunst nur nebenbei trieben, während die höfischen Dichter dieselbe, wenn auch nicht immer zu ihrem Lebenszwecke, doch sehr häufig zu ihrem Berufe machten.

In Nürnberg war den Meistersängern zu ihren Singschulen an den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage von Alters her die St. Katharinenkirche eingeräumt. Wenn nun eine Singschule sollte gehalten werden, und einige Tage vorher der Meistersänger-Genossenschaft durch die jüngsten Meister zugesagt war, wurde dann zunächst in jener Kirche zu Anfang des Chores ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, darauf ein Tisch mit einem großen, schwarzen Pult gestellt, und Bänke um den Tisch gesetzt; hierauf wurde das Gerüst, welches man das Gemerke nannte, mit Vorhängen ganz umzogen, so dass man von außen nicht sehen konnte, was drinnen geschah. Eine kleine Kanzel (der Singstuhl), auf welche derjenige sich setzte, der ein Meisterlied

singen wollte, blieb in der Kirche, unweit der großen Kanzel, von welcher gepredigt wurde, unverrückt an ihrem Orte in der Kirche stehen. Wenn nun der zur Singschule bestimmte Tag erschien, so geschah die Anzeige derselben durch vier oder fünf in der Stadt öffentlich ausgehängte Tafeln, wovon drei an verschiedenen Stöcken des großen Marktes, die vierte aber an dem äußern Thor befestigt wurde, durch welches man zu der Katharinenkirche geht. Auf diesen Tafeln waren artige Schildereien und Gemälde zu schauen. Auf der ersten Tafel war ein umzäunter Garten abgebildet, in welchem mehrere Männer sich ergiengen; unstreitig sollte dieß eine Anspielung auf den berühmten Rosengarten zu Worms sein, worin die edelsten Helden vor Zeiten in Kämpfen gewetteifert.

Auf der zweiten Tafel war der älteste, ehrwürdigste und heiligste aller Dichter und Sänger vorgestellt, nämlich der König David, wie er die Harfe spielend, vor dem am Kreuze hangenden Heiland kniet. Die dritte Tafel stellte die Geburt des Herrn vor, und auf der vierten endlich war als Zeichen der Ehre und Anerkennung das Bildnis des redlichen Meistersängers Hans Sachs von Nürnberg getreulich dargestellt.

Jeder Tafel war aber noch ein jedesmal besonders gedruckter Zettel mit einer besondern Einladung und genaueren Anzeige der Gattung der zu singenden Lieder angehängt.

Zu der bestimmten Stunde stand denn nun an der offenen Kirchenthür ein Meistersänger mit einer Sammelbüchse, in welche diejenigen, welche zugegen sein wollten, nach Belieben ein Geldstück einlegten. Von diesen Gaben wurden die Kosten für „Aufrichtung des Gemerkes“ und „die Gewinnungen“ bestritten. Wenn nun eine gute Anzahl Leute beisammen war, gieng das Frei-Singen an, in welchem auch jeder Fremdling sich hören lassen, neben geistlichen Dingen auch ehrbare weltliche Begegnisse vorbringen, und ohne Anspruch auf einen Preis erheben zu dürfen, um die Ehre singen konnte. Wer nun singen wollte, setzte sich fein züchtig auf den Singstuhl, zog seinen Hut oder sein Barett, und nachdem er eine Weile pausiert,

begann er seinen Gesang und führte ihn ohne Unterbrechung zu Ende. —

Wenn nun auch die Leistungen der Meistersänger in poetischer Hinsicht unter der Mittelmäßigkeit stehen, so haben doch diese Vereine von schlichten Bürgern und Handwerkern zur Förderung der Poesie viel Gutes gestiftet; es ist ihnen namentlich der religiöse und sittliche Geist zu verdanken, der die Bewohner der Städte in jener Zeit so sehr vor dem rohen Treiben der zuchtlosen Ritter auszeichnete. Jeder Meistersänger war durch die Regeln der Genossenschaft (die Tabulatur) zu strengster Rechtlichkeit verpflichtet, und es ist natürlich, dass ihr ehrbares Leben auf ihre Mitbürger nicht ohne wohlthätigen Einfluss blieb. Auch auf die geistige Bildung der Städte wirkte die Genossenschaft segensreich: die Beschäftigung mit der Kunst, mochte sie auch noch so handwerksmäßig betrieben werden, mußte den schlichten Handwerker geistig erheben, seinen Verstand schärfen und ihn für höhere Verhältnisse des Lebens empfänglich machen.

25.

Rudolf von Habsburg.

Rudolf von Habsburg war von stattlichem Körperbau, hatte aber ein kleines Haupt mit spärlichem Haare, ein blasses Antlitz und eine stark aus dem Gesicht vorspringende Nase. Wenn er sprach, gewann er Zutrauen bei allen, die ihn hörten, durch die ihm einnehmende Freundlichkeit und Milde, deren Abglanz seine Worte waren, selbst beim ernsten Richteramte. Denn eben dadurch steht Rudolf über vielen, dass er seinen Arm zum Schutz des Hilflosen erhob, dass seine Fehden nicht auf Unterdrückung der Nachbarn, sondern auf Zusammenbringen der zerstreuten Familiengüter und Lehen gerichtet waren, und dass er auch hiebei immer bereit war, die Schiedsrichter zu hören. Auf diesem Wege wurde er der Gründer von Österreichs Größe.

Die räuberischen Fürsten behandelte er nach den Kriegsgesetzen als solche, die ihre Gewalt misbrauchten; der Kirche aber und ihren würdigen Dienern bewies er so große Achtung, dass er einst einem armen Priester, der mit dem Sakramente zu einem Sterbenden eilend an einem angeschwollenen Bache aufgehalten ward, sein eigenes Pferd überließ, und es nicht mehr zurücknahm, weil es nach solchem Dienste nicht wieder zu gewöhnlichen Diensten gebraucht werden sollte. Und dass kein charakteristischer Zug zum Bilde des echten deutschen Mannes fehle, sei's nicht verschwiegen, dass König Rudolf auch den heitern Scherz und harmlose Kurzweil liebte, die liebliche Blüte eines reinen Herzens in der Hütte wie auf dem Trone. Weil das aber auf letzterem gerade so selten zu allgemeiner Kunde kommt, so mag hier statt des vielen Ernsten, was die Geschichtschreiber aus Rudolfs Leben erzählen, ein lustiger Schwank ein Plätzchen finden, da er des großen Mannes nicht nur nicht unwürdig ist, sondern vielmehr einen tiefen Blick in den Reichthum seines Gemüthes thun lässt.

Es war im Anfang des Jahres 1288, als König Rudolf am Rheine sich aufhielt, um dort die Klagen der damals hart verfolgten Juden zu hören und zu schlichten. Von der Zeit seines Aufenthaltes in dortiger Gegend erzählen nun die Chronisten, dass eine Kälte geherrscht habe, wie sie kaum denkbar sei; der Wein gefror in den Kelchen auf den Altären, oder während er auf dem Tische stand. Eines Tages aber war die Kälte so groß, dass selbst dem Könige in seiner Herberge nicht recht warm werden wollte. Gegenüber war ein Bäckerladen, wo es glühende Kohlen gab. Schnell zog der König nur ein einfaches Wams an und gieng hinüber, um sich an dem Kohlenfeuer zu wärmen. Da redete ihn die Bäckerin, welche nicht wusste, dass er der König war, mit heftigen Worten an und sprach: „Soldaten müßen sich nicht zu verwöhnten Weibern machen.“ Der König antwortete ganz demüthig und sprach: „Liebe Frau, lasst Euch nicht ärgern durch meine Gegenwart, ich bin ein alter Soldat, habe alle meine Habe im Dienste

des armen Rudolf vergeudet, und nun läßt er mich darben."

Das Weib sagte: „Folget nur Eurem hungerigen Könige Rudolf, welcher alle Lande verheert und die Armen ausgesaugt hat." Der König fragte die Frau: „Was hat er denn Böses gethan?" So arg als möglich über den König schmähend und schimpfend und mit großer Bitterkeit des Herzens antwortete sie: „Ich und alle Bäcker dieser Stadt sind durch ihn so in Armut gekommen, daſs wir jetzt auf keine Weise mehr zu dem Vermögen gelangen können, was wir vorher besaßen." Zuletzt fügte sie hinzu: „Packet Euch, Herr, denn Ihr hindert uns an unserm Geschäfte!" Der König machte im ersten Augenblicke keine Miene zu weichen, darüber ärgerte sich das Weib noch mehr; sie nahm ein Gefäß mit Wasser, schüttete es über die Kohlen und richtete das Kleid des Gastes auf die schändlichste Weise zu. Jetzt ergriff dieser die Flucht und eilte in seine Herberge zurück. Als er dort einige Stunden später an der Tafel saß, gedachte er der Bäckerin. Er ließ die Wirtin holen und sprach zu ihr: „Nehmet jene Schüssel voll Fleisch und bringet sie der Bäckerin von dem alten Soldaten, der ihr danken lasse dafür, daſs er sich heut früh so gut an ihren Kohlen habe wärmen dürfen." Hierauf erzählte der König, wie die Bäckerin ihn geschmäht habe und erregte dadurch bei allen große Heiterkeit. Jetzt erfuhr auch die Bäckerin, daſs der König es gewesen, den sie gescholten, und es that ihr sehr leid; sie machte sich schnell auf, trat vor den König und bat ihn fußfällig, er möge ihr doch das Unrecht verzeihen, was sie ihm heute angethan habe. Der König aber wollte nur unter der einen Bedingung verzeihen, wenn sie ihn jetzt vor all seinen Gästen auf eben die Art schmähe, wie sie es am Morgen unter vier Augen gethan habe. Das that denn auch die Frau, wenn auch nicht ohne große Beschämung, zur Kurzweil der Anwesenden.

Derselbe Fürst aber, der so heiteres Scherzspiel liebte und übte, war des Reiches ernster Hüter und Wehrer, auf dem Richterstuhl wie auf dem Schlachtfelde, und übte mit rastloser

Thätigkeit bis in sein spätes Alter das Königsamt in Handhabung des Rechtes und des Friedens. Darum schützte er die Städte in ihren Freiheiten, züchtigte die Räuber, die von den Felsennestern aus die Ehre des Ritterstandes schändeten und den freien Verkehr des Handels gefährdeten, und sicherte das königliche Ansehen durch die Gründung einer ansehnlichen Hausmacht. In all diesem den edlen Hohenstaufen ähnlich, ist er es auch in seiner Liebe zu der Sprache seines Volkes, — die seit ihm auch in Urkunden häufiger gebraucht wird, — und in der Freude an der edlen Dichtkunst. Zwar verhallen zu seiner Zeit die Minnegesänge — denn bald nach seinem Tode bestatteten die Mainzer Frauen den letzten derselben, Heinrich Frauenlob, und übergossen sein Grab mit Wein; doch fehlte es ihm nicht an Sängern seiner Thaten, die in Gemeinschaft mit tüchtigen und zuverlässigen Geschichtschreibern seinen Ruhm allen Zeiten verkündet haben.

Nach Schönhuth.

26.

Rudolf und Ottokar.

Die Huldigung Ottokars.

Ein Hauptmann (meldet).

Der König naht von Böhmen, gnädiger Herr!

Rudolf.

Nun, großer Gott, du hast mich hergeführt;
vollende nun, was ich mit dir begonnen!

(König Ottokar kommt in glänzender Rüstung, die Krone auf dem Haupte. Hinter ihm der Kanzler und Gefolge.)

Ottokar (zu Rudolfs Gefolge).

Ich suche nun schon lange rechts und links;
wo habt ihr euren Kaiser, edle Herren!

Ihr da, Herr Merenberg? trifft man Euch hier?
Ich denk' Euch schon noch anderswo zu treffen!
Nun, wo ist Rudolf? Ah!

(Er erblickt ihn und geht auf ihn zu.)

Gott grüß Euch, Habsburg!

Rudolf (zu den Umstehenden).

Warum steht ihr entblößten Hauptes da?
Kommt Ottokar zu Habsburg, Mensch zum Menschen,
so mag auch Hinz und Kunz sein Haupt bedecken,
ist er doch ihres Gleichen: Mensch. — Bedenkt euch!
Doch kommt der Lehensmann zum Lehensherrn,
der Böhmen pflicht'ger Fürst zu Deutschlands Kaiser,
dann weh dem, der die Ehrfurcht mir verletzt!

(Auf Ottokar zuschreitend.)

Wie geht's Euch, Ottokar? was führt Euch her?

Ottokar (der betroffen einen Schritt zurückgetreten ist).

Zur — Unterredung hat man mich geladen!

Rudolf.

Ja so, Ihr kommt zu reden von Geschäften?
Ich dacht', es wär' ein freundlicher Besuch!
Zur Sache denn! Wie kommt's, mein Fürst von Böhmen,
dass Ihr erst jetzt auf meinen Ruf erscheint?
Ich ließ Euch laden schon zu dreienmalen,
nach Nürnberg, dann nach Würzburg und nach Augsburg,
dass Ihr die Lehen nähmt von Eurem Land;
allein Ihr kamt nicht, nur das letztemal
erschien statt Euch, der würd'ge Herr von Seckau,
doch der nicht allzu würdig sich benahm.

Ottokar.

Die Leh'n von Böhmen gab mir König Richard!

Rudolf.

Ja, der von Kornwall. Ei, es gab 'ne Zeit,
wo man in Deutschland für sein bares Geld
noch mehr erhalten konnt', als Leh'n und Land!

Doch damit ist's vorbei! Ich hab's geschworen,
geschworen meinem großen, gnäd'gen Gott,
dass Recht soll herrschen und Gerechtigkeit
im deutschen Land; und so soll's sein und bleiben!
Ihr habt Euch schlecht benommen, Herr von Böhmen,
als Reichsfürst gegen Kaiser und das Reich!
Dem Erzbischof von Salzburg seid Ihr feindlich
mit Raub und Mord gefallen in sein Land,
und Eure Völker haben drin gehaust,
dass Heiden sich der Gräuel schämen würden.

Ottokar.

Die Fehde war ihm ehrlich angesagt.

Rudolf.

Hier aber gilt's nicht Fehde: Ruhe, Herr!
Die Lande Österreich und Steiermark,
mit Kärnten und mit Krain, der wind'schen Mark,
als ungerecht dem Reiche vorenthalten,
gebt wieder Ihr zurück in meine Hand!
Ist hier nicht Feder und Papier? wir wollen
die Handschrift gleich in Ordnung bringen lassen!

Ottokar.

Ha, beim allmächt'gen Gott! wer bin ich denn?
Ist das nicht Ottokar? nicht das sein Schwert?
dass man in solchem Ton zu sprechen wagt!
Wie aber dann, Herr, wenn, statt aller Antwort,
der Donau breiten Weg zurück ich messe,
und weiter frag' an meines Heeres Spitze?

Rudolf.

Noch vor zwölf Monden kamt Ihr mir zu recht,
wenn Ihr der Waffen blut'gen Ausspruch wähltet!
Ihr seid ein kriegserfahrner Fürst, wer zweifelt?
und Euer Heer, es ist gewohnt zu siegen,
von Gold und Silber starret Euer Schatz:
mir fehlt's an manchem, fehlt's an vielem wohl!
Und doch, Herr, seht, ich bin so festen Muths!

Wenn diese mich verließen alle hier,
der letzte Knecht aus meinem Lager wiche;
die Krone auf dem Haupt, den Zepter in der Hand,
gieng' ich allein in Euer trotzend Lager,
und rief Euch zu: Herr, gebet, was des Reichs!
Ich bin nicht der, den Ihr voreinst gekannt!
Nicht Habsburg bin ich, selber Rudolf nicht;
in diesen Adern rollet Deutschlands Blut,
und Deutschlands Pulsschlag klopft in diesem Herzen.
Was sterblich war, ich hab' es ausgezogen,
und bin der Kaiser nur, der niemals stirbt.
Als mich die Stimme der Erhöhung traf,
als mir, dem nie von solchem Glück geträumt,
der Herr der Welten auf mein niedrig Haupt
mit eins gesetzt die Krone seines Reichs,
als mir das Salböl von der Stirne troff,
da ward ich tief des Wunders mir bewusst,
und hab' gelernt auf Wunder zu vertrau'n!
Kein Fürst des Reichs, der mächt'ger nicht als ich;
und jetzt gehorchen mir des Reiches Fürsten!
Die Friedensstörer wichen meiner Stimme;
ich konnt' es nicht, doch Gott erschreckte sie!
Fünf Schilling leichtes Geld in meinem Säckel,
setzt' ich in Ulm zur Heerfahrt mich in's Schiff;
der Baiernherzog trotzte, er erlag;
mit wenig Kriegern kam ich her in's Land,
das Land, es sandte selbst mir seine Krieger,
aus Euren Reihen traten sie zu mir,
und Österreich bezwingt mir Österreich.
Geschworen hab' ich, Ruh und Recht zu schirmen;
beim allessehenden dreiein'gen Gott!
nicht so viel, sieh! nicht eines Haares Breite
sollst du von dem behalten, was nicht dein!
Und so tret' ich im Angesicht des Himmels
vor dich hin, rufend: Gib, was du vom Reich!

Ottokar.

Genug! ich weiß, daſs ich verrathen bin!
Doch triumfiere nicht! Doch spott' ich dein!
Aus Steiermark naht mir ein stattlich Heer
mit Milota, dem treuerprobten Führer;
im Rücken faſst er deine Mietlingsschar,
indes, wie Donnerwolken, Ottokar
von vorneher die schwachen Halme knickt
und kein Entrinnen bleibt, als in die Donau!

Rudolf.

O sprich nicht weiter, allzurascher Fürst!

Ottokar.

Erkennst du nun, wie weit du noch vom Ziel?

Rudolf.

Auf Milota bau deine Hoffnung nicht!

Ottokar.

Mein Grund steht fest; an dir ist's wohl zu zittern!
In Waffen seh'n wir uns. Leb wohl!

Rudolf.

Du gehst?
Du gibst die Lande nicht?

Ottokar (zum Abgehen gewendet).

Ob ich sie gebe!

Rudolf.

Nun wohl, so sprich denn selbst mit Milota,
ob du mit Grund ihm magst vertrau'n?

(Milota tritt auf mit Ketten.)

So brachten mir die Herren ihn von Steier,
in Ketten, weil er grimmig sie gedrückt.
Nehmt ihm die Fesseln ab! — Hier ist das Banner
von Steiermark, und hier ist Östreichs Banner!

(Landesherren von Österreich und Steiermark treten auf mit Bannern und Farben ihres Landes.)

Sie gaben selbst sich in des Reiches Schutz.

Steht nicht so traurig da, mein Fürst von Böhmen!
Schaut um Euch her! Die Wolken sind entfloh'n,
und klar seht Ihr nun alles, wie es ist.
Wenn Österreich verloren —

Ottokar.

Ha, noch nicht!

Rudolf.

Täuscht Euch nicht selbst! Ihr fühlt's in Eurem Innern,
dass es verloren ist, und zwar auf immer!
Ihr wart ein mächt'ger Fürst, ein großer König,
eh die Gelegenheit des Mehrbesitzes
in Euch entzündet auch den Wunsch dazu;
Ihr werdet's bleiben, mächtig, reich und groß,
wenn auch verloren, was nicht halten konnte.
Denn Gott verhüte, dass ich einen Finger
ausstreckte nach dem Gut, das Euch gehört.
Auch könnt' ich nicht! Euch bleibt ein mächtig Heer
zu aller Art des Streites wohlgerüstet,
und zweifelhaft ist aller Schlachten Glück.
Allein thut's nicht! Verkennt nicht Gottes Hand,
die Euch gewiesen, was sein heil'ger Wille.
Mich hat, wie Euch, der eitle Drang der Ehre
mit sich geführt in meiner ersten Zeit;
an Fremden und Verwandten, Freund und Feind
übt' ich der raschen Thatkraft jungen Arm,
als wär' die Welt ein Schauplatz nur
für Rudolf und sein Schwert. In Bann gefallen,
zog ich mit Euch in Preußens Heidenkrieg,
focht ich die Ungarnschlacht an Eurer Seite;
doch murrt' ich innerlich ob jener Schranken,
die Reich und Kirche allzuängstlich setzen
dem raschen Muth, der größern Spielraums wert.
Da nahm mich Gott mit seiner starken Hand
und setzte mich auf jene Tronesstufen,
die aufgerichtet steh'n ob einer Welt!

Und gleich dem Waller, der den Berg erklommen,
und nun hinabsieht in die weite Gegend,
und auf die Mauern, die ihn sonst gedrückt;
so fiel's wie Schuppen ab von meinen Augen,
und all mein Ehrgeiz war mit eins geheilt.
Die Welt ist da, damit wir alle leben,
und groß ist nur der ein' allein'ge Gott!
Der Jugendtraum der Erde ist geträumt,
und mit den Riesen, mit den Drachen ist
der Helden, der Gewalt'gen Zeit dahin.
Nicht Völker stürzen sich wie Berglawinen
auf Völker mehr, die Gärung scheidet sich,
und nach dem Zeichen sollt' es fast mich dünken,
wir steh'n am Eingang einer neuen Zeit.
Der Bauer folgt im Frieden seinem Pflug,
es rührt sich in der Stadt der fleiß'ge Bürger,
Gewerb und Innung hebt das Haupt empor,
in Schwaben, in der Schweiz denkt man auf Bunde,
und raschen Schiffes strebt die munt're Hansa
nach Nord und Ost um Handel und Gewinn.
Ihr habt der Euren Vortheil stets gewollt;
gönnt ihnen Ruh, Ihr könnt nichts Bess'res geben.
O Ottokar, es war 'ne schöne Zeit,
als wir, aus Preußen rückgekommen, saßen
im Söller Eures Schlosses am Hradschin,
von künft'gen Tagen, künft'gen Thaten sprachen!
Bei uns saß damals Königin Margrete —
Wollt Ihr sie seh'n? Margrete sehen?

Ottokar.

Herr!

Rudolf.

Dass Ihr den Friedensengel von Euch stießt,
der sanft versöhnend ob Euch waltete,
die rasche Glut mit Segenswort besprach,
und treulich, eine liebe Schwester, sorgte!

Mit ihr habt Ihr das Glück von Euch verbannt. —
Ihr seid in Eurem Haus nicht glücklich, Ottokar! —
Wollt Ihr Margreten seh'n? sie ist im Lager!

Ottokar.

Nein, Herr! Allein die Lehen will ich nehmen.

Rudolf.

Von Böhmen und von Mähren?

Ottokar.

Ja, Herr Kaiser!

Rudolf.

Dem Reich erstatten —?

Ottokar.

Östreich, Steiermark,
was ich vom Reich, was sich von mir getrennt.
Ich habe viel für sie gethan! Der Undank,
der Menschen Schlechtheit ekelt tief mich an.

Rudolf.

So kommt in's Zelt!

Ottokar.

Warum nicht hier?

Rudolf.

Es werden
des Reiches Lehen kniend nur genommen.

Ottokar.

Ich knien?

Rudolf.

Das Zelt verbirgt uns jedem Auge.
Dort sollt Ihr knien vor Gott und vor dem Reich,
vor keinem, der ein Sterblicher, wie wir.

Ottokar.

Wohlan!

Rudolf.

Ihr wollt? Gesegnet sei die Stunde!
Geht Ihr voran, ich folg' Euch freudig nach;
wir beide feiern einen großen Sieg.

(Sie gehen in's Zelt, die Vorhänge fallen.)

Milota.

Nun, Gott sei Dank, das macht mich wieder frei!
Der letzten Zeit will ich mein Tage denken.

Zawisch von Rosenberg (kommt).

Wo ist der König?

Milota.

In des Kaisers Zelt;
er nimmt die Leh'n!

Zawisch.

Ho! ho! und so verborgen?
Das müßen alle seh'n, die treuen Herzens sind.
(Er haut mit dem Schwert die Zeltschnüre ab; Ottokar kniet vor Rudolf.)

Zawisch.

Der König kniet!

Die Böhmen (unter sich).

Der König kniet.

Ottokar.

Ha, Schmach!
(Er springt auf und eilt in den Vordergrund.)

Rudolf (der ihm folgt, mit der Fahne von Mähren in der Hand.)
Wollt Ihr die Leh'n nicht auch auf Mähren nehmen?
(Ottokar läßt sich auf ein Knie nieder.)

Rudolf (indem er ihm die Fahne von Mähren gibt.)
So leih' ich Euch die Markgrafschaft von Mähren,
und nehm' Euch in des Reiches Eid und Pflicht,
im Namen Gottes und durch meine Macht.
Steht auf, Herr König, und mit diesem Kuss,
begrüß' ich Euch als Lehnsmann und als Bruder.
Ihr aber, die ihr Östreich angehört,
und Lehen tragt von seines Landes Fürsten,
kommt mit nach Wien, um dort den Eid der Treue,
den Lehenseid in unsre Hand zu leisten!
Ihr folgt uns doch, geehrter Herr und König? —

Nun, ich erwart' Euch, wenn's Euch wohlgefällt.
Ihr schwingt die Fahnen, laßt den Jubel tönen
dem blutlos schönen Sieg der holden Eintracht.

Franz Grillparzer. König Ottokars Glück und Ende. 3. Aufzug.

27.

Ein Vermählungsfest zu Wien.

Kaiser Maximilians I. einziger Sohn Filipp, König von Spanien, war (am 25. September 1506) in der Blüte der Jahre gestorben und hatte die beiden Prinzen Karl und Ferdinand nebst der Prinzessin Maria hinterlassen. Zwischen diesen seinen Enkeln und den Kindern des Königs Wladislav von Ungarn, Ludwig und Anna, eine Doppelheirat zu stiften, war Maximilians sehnlicher Wunsch. Mehrere Jahre schon war durch des Königs Vertrauten Johann Spießhammer (Kuspinian) deswegen unterhandelt worden. Am 10. Mai 1515 kam der Beschluss zustande. König Wladislav unternahm mit seinen Kindern und seinem Bruder Sigmund, König von Polen, die Reise nach Wien; Maximilian kam ihnen entgegen. Die Zusammenkunft erfolgte bei dem Schlosse Trautmannsdorf auf freiem Felde; die Stelle war lange durch einen hohen Baum bezeichnet, der erst in dem Kriegsjahre 1809 abgehauen wurde.

Vorerst trafen die beiden Könige ein. Der sechzigjährige Wladislav saß in einer Sänfte, die Prinzessin Anna in einem prächtig verzierten, mit sechs Schimmeln bespannten Staatswagen. Der Polenkönig, ein stattlicher, lebensfroher Herr, und sein junger Neffe Ludwig tummelten rasche Pferde, deren Geschirre von Gold und Edelstein strotzten. Die Großen ihrer Reiche waren im Gefolge. Unzähliges Volk aus Ungarn, Böhmen, Mähren und Schlesien, aus Polen, aus der Tatarei und aus Moskau hatte sich auf der Ebene ausgebreitet. Da erscholl von dem schattigen Hügel des Hards*) herab fröhliche Kriegsmusik, und stralender Glanz von mehr denn fünftausend Rüstungen verkündete die Ankunft des Kaisers.

*) Bergwald.

Maximilian, schon den sechzigen nahe, wurde in einer mit Gold und Purpur geschmückten Sänfte getragen. Die Gesandten von Spanien und England, die Herzoge aus Baiern, Würtemberg, Meklenburg und andere Fürsten des deutschen Reichs verherrlichten den Zug durch ihre Gegenwart. Ein Heer von Edlen aus dem deutschen Reiche und allen Provinzen Österreichs bildete das Gefolge. Bei dem Baume angelangt, reichte der Kaiser den beiden Königen und ihren Kindern die Hand und rief (in lateinischer Sprache) aus: „Dieß ist der Tag, den der Herr gesendet. Lasset uns freudig und fröhlich sein!“ — Wladislav konnte vor Rührung nicht zu Worte kommen und brach in Tränen aus; Sigmund erwiederte den Gruß mit männlicher Herzlichkeit; Ludwig und Anna schmiegten sich kindlichen Zutrauens an Maximilian. Drei mächtige Völker: die Deutschen, die Magyaren und die Slaven ließen zum erstenmal ihren vereinten Jubel ertönen!

Weit über eine Stunde währte die Unterredung. Dann zog sich der Kaiser nach Laxenburg zurück, der König von Polen übernachtete zu Enzersdorf, Wladislav mit den Kindern aber verweilte in Trautmannsdorf.

Am frühen Morgen des 17. Juli traf Kaiser Maximilian mit seinen erhabenen Gästen bei Schwechat zusammen, und nun erfolgte der Einzug in Wien mit nie gesehener Pracht. Aus der Stadt zogen dem Kaiser und den Königen auf eine Viertelmeile Weges tausend fünfhundert Bürger entgegen, alle in Scharlach gekleidet; vor ihnen her ritten sechs mit ritterlicher Würde geschmückte Rathsherren in silbernen Harnischen, um die Fürsten im Namen der Stadt mit Gruß und Geschenken zu bewillkommen. Nach diesen kamen fünfhundert Landsknechte mit langen Spießen und Handröhren, alle schön und gleich gekleidet. Bis an die steinerne Brücke vor dem Stubenthor giengen sämmtliche Ordensgeistliche. Diesen folgten die Schulknaben in großer Menge, deren jeder ein mit dem ungarischen, polnischen und österreichischen Wappen bemaltes Fähnlein trug. Hierauf kam die Geistlichkeit von Wien, dann alle Professoren, Doktoren und Studenten

der Hochschule, endlich die Zecher der Handwerkszünfte mit ihren Fahnen, sechzig an der Zahl.

Von außen her gegen die Stadt eröffnete den Zug eine Schar Reiterei von den verschiedensten Völkern; dann die ungarischen und polnischen Edelleute; sonach der Adel von Österreich in voller blanker Rüstung und zweihundert Trompeter und Heerpauker. Diesen folgten die vornehmsten Räthe des Kaisers und der Könige. Jetzt kam der König von Polen mit dem Prinzen Ludwig zu Pferde, und darauf der Kaiser, und der König von Ungarn. Beide wurden in Sänften getragen, und alle vier waren umgeben von vielen Magnaten und Edelleuten aller Länder, die neben ihnen zu Fuß einherschritten. Die ungarische Prinzessin Anna und ihre Damen fuhren in prächtigen Kutschen. Vierhundert deutsche Reiter, wohl bewehrt und geschmückt, schlossen den Zug, der zuerst nach St. Stefan gieng, wo ihn der hohe Klerus am Riesenthor empfieng und der Bischof von Wien, Georg von Slatkonia, den Segen sprach. Nach dem ambrosianischen Lobgesang bewegte sich der Zug in die Burg. Der Kaiser Maximilian und Wladislav mit den Kindern blieben daselbst. Sigmund bezog aber jenes Haus in der Kärntnerstraße, welches Matthias Korvin erbaut und wo er sein Leben beschlossen hatte.

Am 22. Juli 1515 war die Vermählung. Schon um 9 Uhr früh wallte in schönster Ordnung der majestätische Vermählungszug nach St. Stefan. Der Kaiser, der König Sigmund von Polen und der königliche Bräutigam Ludwig waren zu Pferde; König Wladislav wurde in einer Sänfte getragen, die beiden Bräute aber fuhren in einem Wagen. Zahlreicher Adel begleitete sie. Das Innere des Domes, besonders das Presbyterium, war kostbar ausgeschmückt. Der Kaiser, die Könige und der junge Prinz, in Goldstoff gekleidet, standen rechts, Maria und Anna in der Mitte desselben; ihnen zur Linken der Kardinal von Gurk, der päpstliche Nunzius, vierzehn Bischöfe und viele Prälaten; alle auf einem reich mit Gold durchwirkten Teppiche. Bischof Slatkonia hielt das Hochamt, und Michael Bertolin, des Kar-

dinals von Gurk Kapellan, die Anrede. Während dessen bekleidete sich Maximilian bei dem Grabmale seines Vaters, Friedrichs IV., mit dem kaiserlichen Ornate, den man auf eine Million Goldgulden schätzte, und ließ sich dann durch den Kardinal von Gran mit Anna, der Tochter des Königs von Ungarn, für einen seiner Enkel, Karl oder Ferdinand, trauen. Bei dieser Handlung redete er die Prinzessin, die ihm einen sehr kostbaren, künstlichen Blumenstrauß verehrte, mit folgenden Worten an: „Wiewohl mir itzt Eure Liebden das Wort gegeben, dass Ihr Unser Gemahlin sein sollet, so ist doch solches geschehen im Namen Unsrer beiden Enkel in deren Meinung, Euer Liebden an einen derselben zu vermählen, den Wir auch hiemit Euch ehelich versprechen. Und weil mein Enkel Karl die Königreiche Kastilien und Aragonien, sein Bruder Ferdinand aber das Königreich Neapel zu erben und zu erwarten hat, so erklären und nennen Wir hiemit Euer Liebden eine Königin und wollen Euch zu einer solchen gekrönet haben."

Hierauf setzte er ihr eine goldene Krone auf das Haupt, und es erfolgte die wirkliche Vermählung des ungarischen Prinzen Ludwig mit der Erzherzogin Maria. Nach Beendigung derselben erhielten mehr denn zweihundert Jünglinge den Ritterschlag, und ein schallendes „Herr, Gott, dich loben wir!" beschloss die kirchliche Feier. Kurz nach aufgehobenem Mittagsmahle war Turnier auf dem festlich geschmückten neuen Markte. Sechs ritterliche Paare kämpften um den Siegespreis, und abends feierte Maximilian die Heirat seines Lieblings Siegmund von Dietriechstein mit der Barbara von Rottal. Er und Wladislav führten die Braut zum Altare, und zwischen ihnen saß sie bei dem Ehrenmahle, das durch die Gegenwart der beiden Könige, der königlichen Jugend, der Königin von Dänemark, der Herzoge von Baiern, Braunschweig und Meklenburg, des Markgrafen von Brandenburg, vieler Bischöfe, Fürsten, Grafen und Edlen verherrlicht wurde. Mehr denn dreihundert der auserlesensten Gerichte trug man dabei in goldenen und silbernen Geschirren auf, und die Pokale schimmerten im Glanz der Edelsteine. Fest

auf Fest folgte nun, bis am 29. Juli die Fürsten aus Wien schieden, und endlich im unzertrennlichen Freundschaftsbunde am 3. August zu Neustadt den Abschied feierten.

Schon sieben Monate nachher, am 13. März 1516, starb König Wladislav, und hinterließ seinem Sohne Ludwig den Tron von Ungarn und Böhmen. Dessen uneinige Vormünder und eine unselige Parteiwut verhängten über diese beiden herrlichen Länder unberechenbares Unheil. Ludwigs Ehe mit Maria von Österreich blieb kinderlos. Eilf Jahre nach der zu Wien geschlossenen Doppelheirat fiel der junge König bei Mohács in der blutigen Schlacht gegen Suleimann am 29. August 1526 mit der Zierde seiner Ritterschaft. Auch Maximilian überlebte diesen Tag, der Böhmen und Ungarn späterhin an Österreich brachte, nur vier Jahre. Schon auf dem Reichstage in Augsburg fühlte sich der Kaiser unwohl. In trüber Ahnung seines nahen Todes besuchte er noch einmal Tirol und kehrte dann nach Österreich zurück. In Wels angekommen, erkrankte er vollends, und schon am 12. Jänner 1519 starb er. Maximilian hatte nicht ganz das sechzigste Lebensjahr erreicht und nahe an sechsundzwanzig Jahre regiert. Er liegt nach seiner Anordnung zu Neustadt, wo er noch am 20. November 1517 der Stadt Wien ihre Freiheiten bestätigt hatte, prunklos vor dem Hochaltare der Burgkirche begraben, und unzertrennlich wie im Leben, so auch im Tode, sein getreuer Freund und Rathgeber Sigmund von Dietrichstein ihm zur Seite.

Vernaleken. Leseb.

28.

Die Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683.

An der Spitze eines Heeres von 250.000 Mann stand der Großvezier Kara Mustafa vor Wien. Nach des Kaisers Anordnung übernahm Graf Rüdiger von Starhemberg den Oberbefehl in der bedrängten Stadt. Auf dem Stefansturm

hatte er seinen Beobachtungsplatz genommen; mehrmals des Tages bestieg er denselben. Für die persönlichen Bedürfnisse der Belagerten sorgte der Bischof von Neustadt, Graf Leopold Kollonitsch, der sich schon zur Zeit der Pest die Liebe und Bewunderung der Wiener durch seine aufopfernde Christenliebe erworben hatte.

Tausend Mann bildeten die ganze, innerhalb der Mauern befindliche Kriegsmacht. Die damals schon bedeutenden Vorstädte mußten, da sie nicht befestigt waren, preisgegeben werden. Man zündete sie an, als die Türken bereits heransprengten; der Wind trug die Flammen in die innere Stadt. Schon näherte sich die Feuersbrunst dem Zeughause, wo ungeheure Vorräthe an Schießbedarf aufgehäuft waren; da eilte der muthige Graf Guido Starhemberg, ein Vetter des Kommandanten, nach der Pulverkammer des Zeughauses. Niemand wagte es, ihm zu folgen; er stand allein neben 1800 gefüllten Pulvertonnen; wenige Schritte vor ihm brannte ein hölzerner Gang, und weithin stoben die Funken und Brände. Im nächsten Augenblicke konnten die Festungswerke bis auf die Grundfesten umgestürzt und ein großer Theil der Stadt in rauchenden Schutt verwandelt sein.

Dem Todesmuthigen gelang es, die Pulverfässer mit Wasser zu begießen, so dass eine augenblickliche Gefahr beseitigt war; bald gesellten sich unerschrockene treue Männer zu ihm, der brennende Gang wurde niedergerissen und das Feuer erstickt.

Namenloses Unglück in der Stadt war abgewendet, aber draußen standen die Türken und umschlossen Wien mit einem Gürtel von Feuer und Eisen. Mit ihnen hatten sich des treulosen Tökölyi's Anhänger verbunden und trugen im Verein mit den osmanischen Streifscharen weithin Verderben und Tod.

Und dennoch verlieh der Herr der Heerscharen den Sieg. Vergebens zertrümmerten die Türken durch Geschütz und Minen die starken Mauern; vergebens stürmten sie täglich wenigstens zweimal. Unterstützt von der Bürgerschaft trieb die Besatzung sie jedesmal zurück und verkaufte jeden Fußbreit der gesunkenen Bollwerke

um hohen Preis. Als zuletzt der Heldenmuth der Belagerten der Übermacht der Belagerer zu unterliegen drohte; als man sich bereits anschickte, die Gassen Schritt für Schritt zu vertheidigen: da verkündeten Feuerzeichen vom Kahlenberge her, dass die Hilfe nahe sei.

Der Herzog von Lothringen hatte den Verräther Tökölyi gedemüthigt und den türkischen Heerhaufen, welcher das Land jenseit der Donau angriff, bei Stammersdorf besiegt. Aus Polen kamen, den König Sobieski an der Spitze, ansehnliche Streitkräfte, noch größere aus Sachsen, Baiern und dem fränkischen Kreise.

Nun war es möglich, den Großvezier im offenen Felde zu bestehen. Am Sonntag, den 12. September 1683, machte das christliche Heer sich zum Kampfe fertig. Früh morgens wurde die heilige Messe gefeiert; Johann Sobieski diente dabei. Er selbst, der Herzog von Lothringen, der Kurfürst von Baiern und viele andere empfiengen andächtig den Leib des Herrn. Hierauf wurde Anführern und Kriegern der Ablass ertheilt, wenn sie ihre Schuld aufrichtig bereuen und sich bessern würden. Dann erhob sich tausendstimmig der Feldruf: „Maria, reine Jungfrau!“ Und von Mund zu Mund getragen scholl es an den Abhängen des Kahlenberges hin: „Maria, reine Jungfrau!“

Die Geschütze donnerten, das Gefecht begann, und bevor die Sonne hinter die Berge sank, beleuchtete sie noch die ordnungslose Flucht der Osmanen. Man verfolgte sie, in einer Reihe ruhmvoller Feldzüge drängte das österreichische Heer die Kämpfer des Islam über die Save, und Prinz Eugen pflanzte Österreichs Fahne auf Belgrads Mauern auf.

Zum immerwährenden Denkmale des Sieges aber, der Wien und Österreich gerettet hat, setzte die Kirche das Maria-Namensfest ein.

29.

Maria Theresia.

Am 20. Oktober des Jahres 1740 früh 2 Uhr war Kaiser Karl VI. aus diesem Leben geschieden. Karl hinterließ keinen Sohn, nur zwei Töchter, Maria Theresia und Maria Anna; mit ihm starb der Mannsstamm des Hauses Habsburg aus.

Nicht allein die Größe seiner Schicksale macht uns dieses Geschlecht erhaben und ehrwürdig; ein Grundzug ist es namentlich, der in der Geschichte desselben immer wiederkehrt: tiefe Religiosität, der Sinn für das Recht und der Glaube an dasselbe; alle glauben sie an Ehre und Treue unter den Menschen, stehen dafür ein und greifen niemals muthwillig nach fremdem Besitz.

Diesen Sinn hatte auch der letzte vom Mannsstamme der Habsburger. Karl VI. glaubte an das Halten der Verträge, weil er sie selber hielt. Namentlich lagen ihm die Verträge am Herzen, welche von ihm zur Gewährleistung eines Staatsgrundgesetzes abgeschlossen wurden, der pragmatischen Sankzion.

Dieses Grundgesetz, in welchem alle Länder der Krone zu einem untheilbaren Reiche erklärt wurden, sollte das Erbe Maria Thereſiens sichern. Wohl rieth der große Feldherr Eugen dem Kaiser beständig, auf ein starkes Heer und einen gefüllten Schatz mehr zu halten, als auf alle Versprechungen der Fürsten, „200.000 Soldaten seien besser, als alle Traktaten;“ allein das Vertrauen zu den gegebenen Versprechungen fremder Staaten verschloss sein Ohr vor dem klugen Rathe des bewährten Staatsmannes. Nur zu bald sollte sich zeigen, wie recht Eugen hatte.

Nach dem Erbschaftsgesetze, welches ihr ganzes Reich beschworen und die Mächte Europa's anerkannt hatten, trat Maria Theresia die Regierung an. Auf sie waren die Blicke Europa's gerichtet.

Geboren den 13. Mai 1717, war die neue Herrscherin jetzt 23 Jahre 6 Monate alt. Über ihre Jugend haben wir

wenige Nachrichten; die wenigen Zeugnisse aber besagen viel. So schildert sie der venezianische Gesandte Foscarini in einem Berichte an seine Regierung mit den Worten: „Man würde sie als Erbin des Hauses Österreich berufen, wenn unter allen Frauen der Welt die Wahl frei stünde. Der Hauptvorzug dieser Fürstin ist die Erhabenheit ihres Geistes, verbunden mit einer gewissen Männlichkeit der Seele." Andere Berichte schildern sie als ein Bild der Schönheit, aber auch als bescheiden, mild und voll Majestät. Sie war sehr lernbegierig; Geschichte war ihr Lieblingsstudium; Sprachen lernte sie mit Leichtigkeit. Neben ihrer Muttersprache war sie der lateinischen, französischen, italienischen und spanischen Sprache mächtig. Sie sang und musizierte mit Meisterschaft und tanzte mit Anmuth. Mit hellem durchdringenden Verstande verband sie eine seltene Kraft des Willens, und über den Tiefen eines reinen und edlen Gemüths spielte eine unerschöpfliche Heiterkeit, wie Sonnenschein auf der Fläche eines tiefen Sees. Sie war eine kräftige, harmonische Natur; innige Religiosität durchdrang ihr Wesen. Maria Theresia war leutselig und voll Mitgefühl für die Leiden anderer; von ihrem Vater Gnaden für Unglückliche zu erbitten, war ihr höchster Genuss; noch als Kaiserin, auf der Höhe ihrer Macht, rief sie einmal, als sie ein krankes Weib mit zwei hungernden Kindern sah: „Was habe ich denn der Vorsehung gethan, dass ein solches Schauspiel mein Auge betrübt und meine Regierung entehrt?"

Am 12. Februar 1736 reichte Maria Theresia aus freier Wahl ihre Hand dem Herzog Franz Stefan von Lothringen zum ehelichen Bunde; die Ehe war eine christliche und darum eine glückliche.

Voll Hoffnung blickten alle auf die jugendliche Königin von Ungarn und Böhmen — diesen Titel nahm Maria Theresia an, da sie das deutsche Kaiserthum nicht miterben konnte — und niemand ahnte, welche Stürme ihr bald in den ersten Tagen der Regierung bevorstanden.

Kaum war die Leiche des Kaisers bestattet, so erhob Baiern Erbansprüche auf österreichische Länder, Friedrich II. von Preußen fiel in Schlesien ein, Frankreich und Spanien sannen darauf, die Macht Österreichs zu brechen; überall maßlose Forderungen — nirgend ein Mittel zur Abwehr. Maria Theresiens felsenfestes Gottvertrauen und die Liebe ihrer Unterthanen waren die einzigen Verbündeten, die sie ihren Feinden entgegenstellen konnte.

Auf dem Landtage zu Presburg, wo Maria Theresia (11. September 1741) den versammelten Edeln ihre und des Vaterlandes Noth an's Herz legte, erhob sich mit Begeisterung die ungarische Nazion und bot Leib und Leben zum Schutz der Königin. Dem Beispiele Ungarns folgten die andern Erbländer.

Von 1741 bis 1748 dauerte der Kampf um Maria Theresiens Erbrecht. Ein Juwel, die Provinz Schlesien, hatte sie freilich aus ihrer Krone verloren, als der Kampf beendet; allein dennoch hatte Österreich gewonnen. Im Kampfe hatte man erfahren, welch riesenhafte Kräfte der Kaiserstaat birgt, wie halb Europa ihn nicht zu zertrümmern vermag, wenn diese Kräfte recht verwendet werden. Als Großmacht stand er wieder da und führte das erste Wort im Rathe der Völker. Er war ärmer geworden um eine Provinz, aber reich an Ruhm, innerer Kraft und äußerer Macht.

Darum Ehre den Tapfern, welche in jenen entsetzlichen Kriegen ihr Blut hingaben für die Erhaltung, für die Größe des Vaterlands! Ehre jenen begabten Feldherren, welche die freiwillig sich darbietenden Kräfte zu ordnen und zum Siege zu leiten wußten, wie Prinz Karl von Lothringen, Traun, Königsegg, Browne, Nádasdy, Batthyány, Lobkowitz und andere. Ehre den Männern, die auf den Reichstagen oder bei Kongressen die Sache unsers Vaterlandes mit Geschick und Begeisterung führten, wie Pálffy und Kaunitz. Ehre der ritterlichen Nazion der Ungarn, die zuerst im kriegerischen Feuer für die Königin sich erhob, und mit dem Beispiele der Hingebung den andern Völkern des

Reiches vorangieng. Ehre vor allem ihr, deren Seelengröße diese Kräfte weckte und deren Geist das Reich erhielt, als auch die Muthigsten an seinem Bestande verzagten. Ihr gebürt der schönste Kranz der Ehren, der Heldin unter den Helden, der herrlichsten der Frauen. Ihr Bild möge uns stets vorschweben, dass wir im Unglücke uns an ihm erheben und im Glücke uns vor ihm demüthigen. —

Mit welchem Jubel mag das Wort Friede nach den entsetzlichen Jahren des Kampfes von den Zeitgenossen aufgenommen worden sein, die noch litten unter den Schrecken von Brand, Plünderung und Verheerung! Mit welchem Jubel mögen die heimkehrenden Krieger empfangen worden sein in den Thälern des Schwarzwaldes, wie auf den Pußten Ungarns, an den Ufern der Donau und Elbe, wie an der Mur und Drau.

Jetzt galt es, die verheerten Fluren anzubauen, eingeäscherte Städte wieder aufzubauen, die Schwerter in Pflugscharen umzuwandeln und die Segnungen des Friedens zu verbreiten. Auch hierin steht Maria Theresia groß da; im Unglücke ließ sie sich nicht beugen, im Frieden und Glücke erschlaffte ihr Geist nicht. Mit unermüdlicher Thätigkeit widmet sie sich dem Werk der Reform; was früher nur ein Staatenbund war, wird jetzt von einem Geiste durchdrungen, die Lasten sollen gehoben, Gleichheit aller vor dem Gesetz durchgeführt werden, und ein neues Leben in Kunst und Wissenschaft erblühen. So flocht sie Immortellen in den Lorbeerkranz des Sieges.

Die nächsten acht Jahre nach dem Frieden von Aachen 1748—1756 waren in der That eine glückliche Periode für Österreichs Volk und Herrscherin. Sie förderte den Ackerbau und alle Anstalten, die mit ihm in Verbindung stehen; sie hob den Bergbau, unterstützte die Errichtung von Fabriken, belebte den Handel und schuf dem Verkehr neue Wege. Dadurch wurde der Wohlstand der Unterthanen vermehrt und das Reich gestärkt, um neuen Angriffen von außen erfolgreich zu widerstehen.

Wieder brach Friedrich II. im Jahre 1756 mit seinem Heere auf österreichischem Boden ein; wieder schwebte die österreichische Monarchie in Gefahr, reiche Länder und den kaum errungenen Einfluss ihrer Stellung zu verlieren: der „siebenjährige Krieg" war es, der die herrlichsten Striche deutschen Landes verwüstete. Am 15. Februar 1763, kam nach aufreibenden Kämpfen der Frieden zu Hubertsburg in Sachsen zustande, und nun begann die Kaiserin die großen Werke des Friedens von neuem.

Zu den edelsten Bestrebungen, welche sie bereits vor dem siebenjährigen Kriege an den Tag gelegt, gehörte ganz besonders die Sorge für die Bildung und Erziehung der Jugend. Maria Theresia vermehrte die Schulen, und ordnete an, dass in jeder Pfarre eine öffentliche Schule errichtet werde.

Namhafte Verdienste um zweckmäßige Einrichtung und Leitung der Volksschulen erwarb in jener Zeit der Orden der Piaristen. Überall, wo sich die Mitglieder desselben niederließen, gründeten sie neue Schulen, oder übernahmen die schon bestehenden und unterrichteten die Kinder der Armen unentgeltlich in der Religionslehre, im Lesen, Schreiben und Rechnen.

Wie um die Volksschule, so nahm sich die Kaiserin auch mit besonderer Sorgfalt um die höhern Schulen an. Jedes Landeskind sollte im Lande selbst Gelegenheit finden, seinen Geist zu bilden und Kenntnisse zu sammeln, wie sie zu einem gottgefälligen und nützlichen Wirken im Vaterlande nothwendig sind. Gottesfurcht, Fleiß und Geschicklichkeit bahnten den Weg zu Ämtern, zu Ehre und Ansehen, und die edle Kaiserin hat manchen strebsamen Jüngling, der jene Eigenschaften besaß, in besondere Obhut genommen. Wohlthun überhaupt war ihre größte Freude, ihre süßeste Pflicht. Zu den bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten rief sie neue in's Leben: Versorgungs- und Krankenhäuser, Waisenhäuser, Blinden- und Taubstummen-Anstalten. Fand in Militärschulen der junge Soldat die seinem Beruf entsprechende Bildung, so fand im Invalidenhause der alte verdiente Krieger lebenslänglich seinen Unterhalt.

Nach einer vierzigjährigen Regierung ward Maria Theresia von der irdischen Laufbahn abgerufen. Die letzten Tage ihres Lebens zeigen die edle Wohlthäterin ihrer Völker in der vollen Herrlichkeit eines gottergebenen, innig frommen Gemüthes. In reichem Maße hatte der Herr ihre Unternehmungen gesegnet, aber auch ihr Leben mit Prüfungen heimgesucht; ihr heiteres Gemüth war nach und nach ernster geworden.

Der empfindlichste Schlag traf die Kaiserin durch den plötzlichen Tod ihres Gemahls, des Kaisers Franz I. (4. Oktober 1745 in Frankfurt zum deutschen Kaiser gekrönt). Ein Schlagfluss raffte ihn während der Hochzeitfeier seines Sohnes Leopold (1765) zu Innsbruck dahin. Mit ihm war ihr der treueste Gefährte im Leben, der Vater ihrer Kinder geschieden; sie fühlte sich vereinsamt, die Freuden der Welt hatten für sie keinen Wert mehr.

Seit dem Tode ihres Gemahls legte Maria Theresia die Trauerkleider nicht wieder ab und erschien auch nicht mehr bei öffentlichen Belustigungen. Dagegen sah man sie oft stundenlang im Oratorium des St. Stefansdomes in stillem Gebet versunken. Außer dem Gottesdienst war ihre Tageszeit den Staatsgeschäften und Werken christlicher Liebe gewidmet.

Jährlich am Sterbetage ihres Gemahls ließ sie sich in die kaiserliche Gruft hinab und verrichtete am Sarge des Unvergesslichen, neben dem auch sie einst ruhen wollte, in stiller Trauer ihre Andacht.

Am 20. November 1780 erkrankte sie an einem Brustübel, das bald bedenklich wurde. Im Bett vermochte sie nicht zu bleiben; sie ruhte in einem Lehnstuhl und starb auch in demselben.

So festen, gottergebenen Sinnes wie sie gelebt hatte, mit so freudiger Hoffnung auf jenseits vollendete sie ihre Tage. Keine Klage, keine Regung von Ungeduld entfloh ihren Lippen. Sie war in ihrer frommen Ergebung nur darum besorgt, dass nicht die Schmerzen der Krankheit die Oberhand über ihren Geist gewinnen möchten. Kaiser Josef II. und die in Wien anwesenden Glieder ihrer Familie, Erzherzog Max und die

Erzherzoginnen Maria Anna, Christine und Elisabet waren fast immer bei der Kranken.

Am 26. November empfieng die Kaiserin die heiligen Sterbesakramente; in der Nacht vom 28. auf den 29. November sprach sie lange mit Josef. „Könnte ich unsterblich sein," sagte die edle Dulderin, „so möchte ich es nur, um den Unglücklichen zu helfen." Der besorgte Sohn bat die Kranke sich Ruhe zu gönnen. Sie erwiederte: „In einigen Stunden soll ich vor Gottes Richterstuhle erscheinen, und du meinst, ich könne schlafen?"

Durch das üble Wetter an ihrem Todestage wurde die Kaiserin unangenehm berührt. Sie hatte immer freie Luft und helles Licht geliebt. Josef II. war bei ihr, als sie am Abend des 29. November 1780 sich beengter fühlte. Sie rief: „Die Fenster auf!" und wollte sich erheben. Josef hielt sie sanft beim Arme zurück und sagte: „Wohin wollen Eure Majestät?" Mit den Worten: „Zu dir — ich komme!" sank sie zurück. Ihre Seele war zum Himmel entflohen.

Nach Dr. J. C. Weiß und Dr. M. A. Becker.

30.

Das Räthsel von der Liebe zum angestammten Kaiserhause.

Vizekönig.

Nun aber sag mir doch, Andreas Hofer, der du so wacker und verständig sprichst — und alle seid ihr, wie ich hör', begabt mit Sinn und mit Verstand — verständige Männer irren auch, doch fassen sie den Irrthum bald zu künftiger Meidung. — Warum liebt ihr Österreich? Denk mal drüber nach und sag die Gründe, die euch so heiß nach Wien und Schönbrunn wenden. Wir wollen dann miteinander prüfen, ob der neue Landesherr nicht alles that, nicht alles thun kann, um den Preis zu zahlen für diese Liebe? Warum liebt ihr Österreich?

Hofer.

Mein Herr, die Frage legt' ich selber mir und keiner, glaub' ich in Tirol sich jemals vor. Ich kann dir keine Antwort darauf geben.

Vizekönig.

Besinn dich nur; ich lass' dir Zeit, du sollst, es ist mein Wille, dich ganz frei erklären.

Hofer.

So helf' mir Gott! ich weiß dir nicht zu sagen, warum den Kaiser wir zu Wien verehren. Ich schüttle mein Gedächtnis suchend durch. — Wir ziehen nur in Krieg, wenn wir gefährdet; wir haben gleiche Rechte mit den Rittern; wir stimmen auf dem Landtag so wie sie; und freundlich war der Kaiser uns. Und doch erspäh' ich in dem allen nicht den Winkel, der den Grund der Liebe birgt. Das alles ist es nicht, was uns macht hüpfen und jauchzen und das Herz vor Freude zittern, wenn wir die schwarz und gelben Farben sehn. Der neue Herr könnt' alles das gewähren, und dennoch glaub' ich — frei sollt' ich ja reden — die alte Liebe bliebe, wie ein Kind, dem man die Hand gebunden, uns im Herzen.

Vizekönig.

Es scheint mithin, dass grundlos diese Liebe?

Hofer.

Ich glaube selbst, die Lieb' hat keinen Grund.

Vizekönig.

Nun, Hofer! bist du, wo ich dich gewollt. So werft denn dieß Gespinst weit von euch weg, das euren Sinn verdunkelt. Was ihr hattet, sollet ihr behalten — und noch mehr bekommen. Aus engen dumpfen Schranken rafft euch auf! Schenkt eure Neigung uns! Wir schenken euch dagegen Ruhm und Aussicht. Mit uns werdet ihr höher steigen, als ihr nur geträumt. Das sag dem Volke, wie ich's dir gesagt.

Hofer.

Soll ich denn ganz beschämt von hinnen gehn? und bleibt mir nichts, worauf ich fußen kann? — Du bist so mild und

gnadenreich, o Herr! darf ich nun wohl in Unterthänigkeit dir auch eine Frage stellen?

Vizekönig.

Nun?

Hofer.

Ich hab' dir keine Antwort geben können, warum wir lieben unsern alten Herrscher, so habe du die Gnade, mir zu sagen, warum du liebst den Kaiser, deinen Vater?

Vizekönig (lächelnd).

Mein Hofer, leicht machst du die Antwort mir. Weil er den Feind besiegt, wo er sich zeigt, weil er ein großes Reich sich hat gegründet, weil er mir gab ein schönes Fürstenthum, und weil an seinem Glanz und seiner Macht er mich als Sohn und Erben Theil lässt nehmen.

Hofer.

Wohl! Aber setz': es käm' ein Größerer — denn möglich ist es doch — es käm' ein Held, der dreimal so viel Schlachten schlug, als er, ein dreimal weit'res Reich begründete, — denn Raum für solch ein Reich hat noch die Erde — ein dreifach bess'res Fürstenthum dir gäbe, und dich mit seiner dreimal höhern Ehre und Macht wollt' theilen lassen; würdest du den Kaiser, deinen Vater nun verlassen, absagen deiner Lieb' und neuen Herzens dem neuen Gotte folgen, lieber Herr?

Vizekönig (für sich).

Ein wunderbarer Bauer! —

Hofer.

Herr, du schweigst? — Ich bin so kühn, für dich zu sprechen: Nein! So scheint es denn, dass deines Herzens Neigung nicht größern Grund hat als die unsrige. Vielleicht soll es so sein! — Ich bin ein Bauer, und kann nicht, was ich meine, deutlich sagen. Allein es dünkt mich fast, wenn ich's bedenke, als käm' die Liebe von der Erde nicht. Vielmehr sie sei ein Stral, den Gott, der Herr, vom Himmel in das Herz des Menschen sendet, dass sie drin scheinen solle, gleich

dem Lichtlein, so aus der Hütte Fenster freundlich blinkt. Die Liebe liebt, weil sie die Liebe ist.

Vizekönig.

Hör' auf! Ich will, dass das Gespräch hier ende.

Hofer.

Ich bin zu End', und deinem eignen Herzen kann ich nun die Vertheid'gung unsrer Sache, wo sie vonnöthen scheinet, überlassen.

K. Immermann (Trauerspiel in Tirol).

IV.

Bilder aus der Naturkunde.

1.

Herr, du bist groß!

„Herr, du bist groß!“ — so ruf' ich, wenn im Osten
der Tag wie eine Feuerrose erglüht;
wenn, um den Reiz des Lebens neu zu kosten,
Natur und Mensch in junger Kraft erblüht.
Wo lässest du, o Herr, dich güt'ger sehen
als in des Morgens großem Auferstehen?

„Herr, du bist groß!“ — so ruf' ich, wenn's von Wettern
am Mittagshorizonte zuckend droht,
und du mit deines Blitzes Flammenlettern
auf Wolkentafeln schreibst dein Machtgebot.
Wo wärst, o Herr, furchtbarer du zu schauen
als im empörten Mittagswettergrauen?

„Herr, du bist groß!“ — so ruf' ich, wenn im Westen
der Tag sein Auge, sanft bewältigt, schließt,
wenn's in den Wäldern schallt von Liederfesten,
und süße Wehmuth sich auf's All ergießt.
Wodurch, o Herr, stimmst du das Herz uns milder
als durch den Zauber deiner Abendbilder?

„Herr, du bist groß!“ — so ruf' ich, wenn das Schweigen
der Mitternacht auf allen Landen liegt,
die Sterne funkelnd auf- und niedersteigen,
und sich der Mond auf Silberwölkchen wiegt.
Wann winkst du, Herr, erhabner uns nach oben,
als wenn dich stumm die heil'gen Nächte loben?

Herr, du bist groß in jeglichem Erscheinen,
in keinem größer, stets der größte nur;
du führst im Staunen, Lächeln, Grau'n und Weinen,
in jeder Regung uns auf deine Spur.
Herr, du bist groß! O lass mich's laut verkünden
und selbst mich groß in deiner Größ' empfinden!

G. Seidl.

2.

Der feste Erdkörper.

Mit Recht hat man die große schöne Natur um uns her mit ihren Sternen, Bergen, Thieren und Gewächsen ein großes Buch Gottes genannt, was statt der Buchstaben in Gestalten geschrieben ist. Auf jedem Blatte dieses großen Naturbuches steht, wie in der heiligen Schrift, von der Liebe Gottes zu den Menschen und zu allen seinen Geschöpfen, von seiner Weisheit und Größe geschrieben.

Eigentlich ist jedes, auch das kleinste Thier, jedes, auch das zarteste Pflänzchen, wenn man seinen innern Bau und seine ganze Lebensart betrachtet, ein eben so wundervolles Werk und Zeugnis von Gottes Größe und Allmacht, als das ganze schöne Weltgebäude und unsere große Erde. Aber der Mensch bewundert gewöhnlich doch das mehr, was als recht ungeheuer groß und gewaltig in's Auge fällt, und sieht erst nachher ein, dass er dieselben Wunder, die er dort im großen anstaunte, auch im kleinen bei und um sich hat. Wir wollen daher auch mit etwas recht Großem, mit der festen Erdmasse, anfangen, auf welcher dem Menschen und der ganzen ihn umgebenden Natur die Wohnstätte bereitet ist.

Tief ist der Mensch freilich noch nicht in die feste Erdrinde eingedrungen, die er bewohnt. Denn obgleich die tiefsten Erdschächte in Tirol und Böhmen über 1500 Ellen und also gegen 12mal so tief in die Erde giengen, als die großen Türme in Nürnberg hoch sind, oder 7mal so tief, als der große Turm in Straßburg, so ist das doch wie gar nichts zu rechnen gegen den Durchmesser unsers Erdkörpers, der über 20 Millionen Ellen misst.

Dagegen ist die Höhe, welche der Mensch hier auf seiner lieben Erdoberfläche aus seinen Thälern und Ebenen erstiegen hat, schon ungleich beträchtlicher; und obgleich wir auf unserer Erde keine so hohen Berge haben, wie nach den Messungen der Astronomen

sich deren auf dem Planeten Venus finden, so ist doch schon der schöne Ortles in Tirol über 7000 Ellen, mithin ungefähr 57mal so hoch als die Türme in Nürnberg, und über 32mal so hoch als der in Straßburg; und der Chimborasso in Amerika ist noch um einige tausend Ellen höher.

Wenn man nun das alles, was die Menschen bei ihrem Hinuntergraben in die Tiefe, was freilich wegen des immer nachdringenden Wassers und wegen der da unten sehr verdorbenen Luft gar schwer ist, zusammennimmt, und dann mit dem vergleicht, was die Naturforscher beim Hinaufsteigen auf die höchsten Berge gefunden haben, so hat man alles beisammen, was wir über den Bau des festen Erdkörpers bis jetzt wissen, und das ist ungefähr folgendes:

Tief unter der Erdoberfläche scheint es große Höhlen zu geben, die wohl meistens mit Wasser ausgefüllt sein mögen. Denn bei großen Erdbeben, wie sie zuweilen in Asien und bei uns in Europa und Amerika zugleich waren, hat sich die Erschütterung öfters fast zu nämlicher Zeit über eine Strecke von mehreren tausend Meilen, z. B. im Jahre 1755 von Lissabon bis hinüber nach Amerika, verbreitet. Das ließe sich wohl nicht erklären, wenn man das Innere der Erde von der Oberfläche hinein als eine ganz solide Masse ohne alle Höhlungen annehmen wollte, leichter aber, wenn man sich in der Tiefe Höhlen denkt, die mit Wasser angefüllt und untereinander im Zusammenhange sind, wodurch sich dann die Erschütterung von einer zur andern fortpflanzen muß. Manche solcher Höhlen sind auch nur mit Luft angefüllt und so weit nach oben gelegen, dass man zuweilen hineinsteigen kann. Da sind nun freilich die Höhlen bei Muggendorf oder das Nebelloch im Würtemberger Lande noch lange nicht die größten; denn in Norwegen gibt es eine Höhle, die zu Friedrichshall, die wohl tiefer zu sein scheint als der höchste Berg hoch ist. Wenn man nämlich die Zeit berechnet, die ein hineingeworfener Stein braucht, ehe er auf dem Grunde anlangt, so kann man auf eine Tiefe von 20.000 Ellen schließen.

Auch noch eine andere Höhle gibt es in jenem Lande, die Dolsteenhöhle genannt, deren eigentliche Tiefe noch kein Mensch erforscht hat, die aber schon da, wo man in sie hineingedrungen ist, tief unter das Meer, das man dort über sich brausen hört, hineingeht. In dem Gebirge Cintro in Estremadura ist ferner eine Höhle, die mit ihren zusammenhängenden Gewölben über drei Meilen fortläuft.

Die feurigen und geschmolzenen Massen, welche die feuerspeienden Berge auswerfen, müßen auch aus einer sehr großen Tiefe herauskommen, und wahrscheinlich wohl eben daher, wo jene von unten heraufdringende Wärme kommt. Der berühmte Naturforscher Alexander von Humboldt hat den ruhigen Schlund eines feuerspeienden Berges untersucht. Er fand in einer ungeheuren Tiefe in einer weiten Höhlung drei unterirdische Bergspitzen, aus denen Feuer und Rauch drang. Auch im Ätna sieht man, wenn er ganz ruhig ist, in der Tiefe das Feuer beständig aufwallen, die Lavamasse gleich siedendem Wasser aufkochen und wieder sinken. Aber der eigentliche Ort, von wo diese geschmolzenen Massen heraufdringen, muß von der Stelle, die man dort sehen kann, wohl noch meilenweit entfernt liegen. Denn ehe der Vesuv oder Ätna zu speien anfangen, wird oft meilenweit davon das Meer an seinem Grunde siedwarm, so daſs die dort eingesenkten Schiffsanker heiß werden und die Fische die obere Wasserschicht und das Ufer aufsuchen.

Daſs der eigentliche Herd der Vulkane gar tief und weit entfernt sein muß, zeigen auch die öfters über 30 Meilen weit gehenden Erdbeben, die gewöhnlich mit Ausbrüchen der Vulkane vereint stattfinden. Ein Theil der Quellen, besonders der heißen, mag wohl auch in großer Tiefe, von wo es vermuthlich in Gestalt von Dämpfen aufsteigt, seinen Ursprung haben. Die meisten Quellen entstehen jedoch dadurch, daſs die waldbewachsenen Berge die verdichteten Wasserdünste aus der Luft aufnehmen. Durch Fels- und Erdlager sickert dann das ruhelose Wasser hinab, bis es an einer Stelle, wo sein Lauf gehemmt wird, als Bergquell hervorbricht.

Die Quellen laufen zu Bächen zusammen, diese zu Flüssen, die Flüsse vereinen sich zu Strömen, und diese ergießen sich endlich in's Meer. Das Meer, das an manchen Orten wohl eben so tief sein mag, als unsere bedeutendsten Berge hoch sind, bedeckt den größern Theil der Erdoberfläche. Der Meeresgrund selbst aber bietet wiederum dieselbe Abwechslung von Höhen und Tiefen, von ganzen Bergzügen und Thälern wie das feste Land. Man bemerkt dieß da, wo sich die über dem Wasser gelegenen Berge bis hinan an die Oberfläche des Wassers erheben. Ja, wenn man selbst unsere meisten Berge betrachtet, bemerkt man, dass sie auch einmal unter Wasser gestanden, dass sie in einem großen Meere und unter einem großen Meere gebildet worden sind. Denn in vielen von ihnen findet man Muschel- und Seethierüberreste, und auf manchen Bergen Neuhollands, die viele Meilen weit vom Meere landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Korallenbäumchen aufrecht stehen, und der ganze Boden hat das Aussehen, als ob er plötzlich vom Meere verlassen worden sei. Selbst in und auf unsern Kalkgebirgen findet man Korallen- und Muschelarten, die nur im Meere gelebt haben und gewachsen sein können. Man sieht es manchen unserer Sandgegenden an, dass an ihrer Stelle einmal lange Zeit hindurch Wasser geflutet haben mag, und das Salz, das manche unserer Berge und Ebenen in sich fassen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer da stand.

Diejenigen Gebirge nun, welche keine Muscheln, keine Steinkohlen und keine Salze enthalten und zugleich die höchsten Gebirge der Erde bilden, nennt man Urgebirge. Sie bestehen entweder aus Thonschiefer, oder aus Glimmer oder Katzengold, einem Schiefer, der viele glänzende dünne Blättchen enthält, oder aus Granit, womit unsere Straßen meist gepflastert werden. Die Urgebirge haben die meisten Erze: Gold, Silber, Blei, Zinn, Kupfer und Eisen. Man findet diese meist in sogenannten Gängen, welche man mit ehemaligen Spalten in den Gebirgen vergleichen kann, die sich von oben herein durch die hineingeschlossenen Erdmassen ausgefüllt haben.

Die Gebirge, welche hauptsächlich aus Kalk, aus Sandstein und Gips bestehen und viel Muscheln, Steinkohlen und Salz enthalten, nennt man Flötzgebirge. Diese Steinmassen liegen in großen Lagen übereinander, die man Schichten nennt, und die dem Gebirge das Aussehen geben, das etwa eine Mauer hat, in der recht große Quaderplatten von verschiedener Form eine über die andere gelegt sind. Solche Lagen nennt der Bergmann Flötze, und überhaupt bedeutet „flötzen" oder „flößen" ein Ansetzen durch's Wasser, welches offenbar jene Gebirge hervorgebracht hat. Die Flötzgebirge enthalten zwar nicht so viel Erze als die Urgebirge, doch an manchen Orten einen sehr kupferreichen Schiefer, auch etwas Blei und Galmei und sehr viel Eisen.

Anhäufungen von Sand, Lehm und Thonerde, wie sie in Ebenen und in Hügellandschaften vorkommen, nennt man aufgeschwemmtes Land. Dort findet man außer Lehm und Thon die Braunkohle; über den genannten Erdarten breitet sich die Damm- und Gartenerde aus.

Nach v. Schubert.

3.

Unterseeische Landschaften.

Das Meer hat seine Berge und tiefen Thalschluchten, die gefüllt sind von zusammengeschwemmtem Geröll, von Schiffstrümmern, von lebenden und verwesenden Körpern. Da liegt, mit Kalk und Schlamm überzogen, die grünlich schimmernde Kanone und das kostbare Kistchen mit dem Gold von dem beschneiten Rücken der peruanischen Anden neben den leeren Schalen verwester Muschelgeschlechter; da modern die Gebeine des Seekapitäns neben dem zerbrochenen Panzer der Schildkröte, oder verkalkt die Harpune friedlich neben dem Walrosszahn; da hausen in den Ballen indischer Seidenzeuge tausende von Fischfamilien, während drüberhin die stillen Meeresströmungen gehen und mit ihnen Billionen winziger Gallertthiere, riesige Walfische

und gierige Haie, vor denen her dichtgedrängte Herden angstgetriebener Häringe flüchten. Hier schäumt das Meer an seltsam gestalteten Klippen hin, dort schleift es mürrisch über weite weißglänzende Sahara's, und an andern Orten kreist es um die Tangwaldungen der Montblanks und Monti Rosa's der Tiefe oder schleicht leisen Schrittes über die Spalten meilenweiter Abgründe, gleich als fürchte es sich, in diese ewige Nacht hinabzusinken, von der herauf die unten verschlossenen Wasser dumpf heulen.

Das Meer ist der Schauplatz endlosen Mordens, der wildesten Kämpfe, die Heimat der gierigsten Raubthiere. Im Meer ist ein freud- und friedloses Dasein, ein unaufhörliches Jagen und Entfliehen, Fassen und Verschlingen; denn durch nie ruhendes Zerstören erhält sich das unendliche Leben der Meereswelt. Da ziehen die Löwen, Tieger und Wölfe der Tiefe auf Raub aus, da breiten Polipen und Medusen ihre Fangnetze aus nach dem unvorsichtig umhertändelnden Räderthierchen; da haschen flüchtige Adler und Möwen nach dem luftathmenden Seehahn mit den bunten schmetterlingsartigen Flügelflossen; da lauern endlich Schmarotzerwürmer, um sich in die Fetthaut des müßig umherrudernden Thunfisches einzubohren. Alles jagt und tödtet; aber kein Kampfgebrüll, kein Schrei des Schmerzes, kein Jubellaut des Siegers wird gehört; nur das Plätschern der gepeitschten Wogen, nur das zuckende Aufspringen der zum Tode Verwundeten unterbricht die Stille.

Gleich der Erdoberfläche hat das Meer nicht nur Hoch- und Tiefebenen, Moorlager und Sandwüsten, sondern auch seine Urwälder und Prärien, auf denen die Herden der Pflanzenfresser des Meeres weiden; es hat seine Landschaften, die prachtvoll und feenhaft sind.

Zwar gedeiht auf dem öden Meeresboden hauptsächlich nur eine Pflanzenart, die Tange der Algengattung, aber diese Tange sind so mannigfach gestaltet, so prachtvoll gefärbt, in so reicher Anzahl und so ungeheurer Länge vorhanden, dass sie im Stande sind, die Tiefen des Meeres zu märchenhaften Zaubergärten umzugestalten.

Die Tang-Arten reichen von moosartiger Kleinheit bis weit über die stolze Höhe der Kiefern, denn viele werden bis 700, ja bis 1500 Fuß lang. Wie die Blätter und Zweige der Wälder des Festlandes sich wiegen und schaukeln auf den elastischen Wellen der Luft, oder stönend und ächzend mit dem Sturme ringen, so wiegen und schaukeln sich klafterlange Tangmassen auf den Meereswogen und ringen mit dem Orkan, der sie mit rauher Hand aus dem Meeresgrunde reißen möchte. Hie und da gelingt es ihm, und dann treibt er sie in meilenlangen oft bis hundert Fuß breiten Streifen gegen die Küste, wo sie strandenden Schiffern zum Schutz dienen und schon manches Menschenleben retteten.

Außer diesen Tangen, die gleich den Pflanzen des Festlandes unter verschiedenen Breitegraden auch verschiedenartige Gestalt und Farbe annehmen, wachsen im Meere noch Meerlattiche mit gekräuselten, purpurrothen Blättern, faustgroße durchlöcherte Seeschwämme u. s. w. Diese Pflanzen machen die unterseeischen Waldungen aus, indem sie hier Lauben und Gänge, dort unentwirrbares Dickicht bilden, hier freies Wiesenland offen lassen, wo kleinere Meerpflanzen die Rasendecke ausmachen. Millionen von Seethieren der verschiedensten Art nähren sich von diesen Pflanzenmassen, welche mit großer Raschheit wachsen und vergehen. Und durch dieses traumhafte Farbenspiel rudern buntfarbige Muscheln und schillernde Fischchen; langsam an den Stängeln kriechen weidende Schnecken, von diesen Stängeln nährt sich der dichtbehaarte Seehund und die schwerfällige Schildkröte.

Sieh, wie die Riesenkühe des Meeres einander von den besten Weideplätzen verjagen, wie der Seehund flüchten muß, wenn das Walrosß naht. Eben weiden die Herden in behaglicher Ruhe in der dämmerigen Kühle des Meerbodens, da schleicht ein hungriger Hai heran; seine glasigen Augen leuchten im hellen Glanz der Eulenaugen und suchen ihre Beute. Bald bemerkt ihn der Seehund und flüchtet in das dichteste Gebüsch des Tangwaldes. Die Muschel klappt ihr Gehäuse zu und stürzt

sich in die Tiefe, die Schildkröte kriecht unter ihr Horndach und läßt sich rasch zu Boden sinken, das junge Walroß aber wendet um, dem gefährlichen Feinde die scharfen Stoßzähne entgegen zu kehren. Der Hai sucht ihm die wehrlose Seite abzugewinnen. Der Kampf beginnt, er zieht sich hinein in den Tangwald, in dessen Zweignetz die Kämpfer sich hier und dort mit ihren Flossen verwickeln, bis es dem gewandteren Hai gelingt, dem Gegner die Seite zu zerfleischen, worauf dieser voll Todesangst Rettung durch die Flucht in den Wald sucht, sich hier festrennt und von dem Sieger verzehrt wird.

Zu diesen Tangwaldungen müßen wir die Blumengärten der Korallengewächse fügen, diese wunderbaren Thierpflanzen oder Pflanzenthiere. Aus dem steinernen Baum des Korallengewächses sprießt der empfindende Fangarm des Polipen, nährt sich, pflanzt sich fort, versteinert und macht sein Wohnhaus zum Steingrab, über welchem aufwachsende Geschlechter ihre neuen Steingehäuse aufbauen. So wächst der vielgestaltige, ästige Korallenbaum, und wo die Gewächse der Oberwelt Blätter und Blüten treiben, da keimt aus dem Stein ein lebendes, empfindendes Thier in bunter Blumengestalt und fosforischem Glanze.

Die Korallenbäume sind die Blumengewächse der Meeresgärten, die an buntem Farbenglanz mit den Blumen der Lichtwelt wetteifern; und wenn die Lichter der Oberwelt erblassen, da leuchtet und funkelt es in den Gärten der Meerestiefe, da wimmelt es von zahllosen Funken und Flämmchen im Meere. Und was kein Baum der Oberwelt vermag, das kann der Thierblumenbaum des Meeres: er wandelt, obschon einfüßig, auf und ab die Zauberbeete des Wasserreichs; denn einige Polipen sind wandernde Pflanzen, da sie sich mit ihrem kalkigen Stammende vom Boden loszumachen und weiter zu bewegen vermögen. Der kaum erbsengroße Polip baut gewaltige Steinburgen, hohe Schlösser in seinen Korallenriffen und auf seinen Koralleninseln. Wie mühsam baut der Mensch seine Uferdämme gegen die andringenden Meeresfluten, wie klappern und rasseln dabei seine

gewaltigen Dampfmaschinen! Die winzigen Polipen führen dagegen in geräuschloser Beharrlichkeit den unaufhörlichen Kampf gegen die anprallenden Sturmwellen, sie bauen Jahrhundert um Jahrhundert an ihren Dämmen, und sieh, meilengroße Seen schließen ihre Ringmauern vom Meere ab, so daſs man mitten in dem indischen Ozean hundert solcher Binnenseen findet. Das ist die Macht des Kleinen.

In diesen unterseeischen Landschaften weidet, jagt und ruht aber nicht allein die Thierwelt; auch der Mensch streckt seine begehrliche Hand aus und fordert Tribut. Sieh dort das stolz bewimpelte Schiff mit den ausgebreiteten Segelflügeln. Es führt die losgerissenen Tangwälder heim, aus deren Asche Soda und Jod bereitet wird, oder es trägt Korallen, die der Taucher mit Lebensgefahr aus der Tiefe holte. Der Bewohner der Normandie schafft den angeschwemmten, verwesenden Tang meilenweit in's Land, um seinen Acker zu düngen, und die Isländer und Grönländer sammt ihren Herden leben auf ihrer fast pflanzenleeren Erdscholle den langen Winter hindurch von Mehltang und Zuckertang, dessen Mehl ihnen die fehlende Getraideärnte ersetzen muß.

Nach Fr. Körner. (Prakt. Schulmann.)

4.

Das Eismeer.

Naht man sich jener starren Einöde, jener Eiswelt mit ihren Höhen, Thälern und Abgründen, so wird ihre Nähe schon auf einige Meilen durch einen weißlichen Glanz, der sich am Horizont verbreitet, angekündigt; man nennt diesen eigenthümlichen Schimmer Eisblick. Bald flattern auch Scharen schneeweißer Sturm- oder Eisvögel umher, Vorboten des Eises. Bald ist man von allen Seiten mit ungeheuren Eisschollen umgeben; weiterhin erblickt man wandernde Eisfelder, hin- und herwogende Inseln, vom Eis gebildete Felsenmassen. Dergleichen

Eisfelder ragen nicht selten in meilenweitem Umfange mehr als hundert Fuß hoch über den Wasserspiegel hervor. Die kleinen Eismassen, die tiefer im Wasser gehen, als sie sichtbar über demselben erscheinen, ragen noch über die größten Schiffe empor.

Der acht Monate lang dauernde Winter dieser Gegenden baut Eisgebirge, die der kurze, kraftlose Sommer nicht schmelzen kann. Stoßen die schwimmenden Eismassen aneinander, so entsteht ein Getöse, dass man die Worte sprechender Personen nicht hören kann. Eisfelsen stürzen mit Krachen, die Spitzen gelöster Eisberge rollen in's Meer, und es geräth dadurch in so heftige Bewegung, dass seine aufgetürmten Wogen in einer beträchtlichen Entfernung noch Kähne zertrümmern. Selbst den Schiffen, die in der Nähe sind, droht der Umsturz. Das Meer untergräbt durch seinen Wellenschlag den Fuß dieser Gebirge, höhlt ihre Grundlagen aus, während der Gipfel an Last zunimmt, bis das Gewölbe unter ihnen reißt und sie zum Herabfallen zwingt. Ohne diese Zerstörungen der mächtigen Naturkräfte würden die Eisfelder bald zu den höchsten Gegenden der Erde sich erheben. Hier, wo man Stille und Tod ahnt, hört es nicht auf zu knallen, zu donnern, zu toben und zu krachen.

Aber so ist die Natur; da, wo sie ohne reges und thätiges Leben zu sein scheint, zeigt sie sich am wirksamsten und thätigsten, schafft unaufhörlich neue Szenen, Gestalten, Gemälde und lässt den Zuschauer glauben, bei ihren Schöpfungen selbst gegenwärtig zu sein; da steigen plötzlich Berge empor, dort sondern sich Thäler, hier breiten sich Meerbusen aus, da entstehen Grotten, Türme u. s. w. Man sieht ungeheure Eispfeiler, Säulenordnungen, glänzend wie Smaragd, freie, schwebende Gewölbe, und in der höchsten Luftregion Brücken, die eine Zaubermacht erbaut zu haben scheint. Da sind finstere Höhlen, dunkle Abgründe, in die kein Sonnenstral dringt. Ganze Gegenden sind mit allen Regenbogenfarben geziert und erleuchtet. Kurz in ein Feenland scheint man versetzt zu sein.

Diese Eisgefilde werden von Seehunden und Seerobben bewohnt, die im strengsten Winter auf dem Eise liegen und schlafen. Da streicht der fürchterliche Eisbär umher, der auf den Eisschollen von einem Berge zum andern wandert. Eis- und Sturmvögel, die sich an den Teichen von süßem Wasser aufhalten, das aus dem geschmolzenen Schnee und Eis entstanden ist, suchen hier ihre Nahrung. Weiter nach dem Pol hin scheint alles Leben still zu stehen, und eine öde, todte Unveränderlichkeit zu herrschen.

Nach Brisson.

5.

Die Thierwelt des nordischen Meeres.

Über die schäumenden Wellen des Fjords flatterten Schwärme von kleinen wilden Änten, welche vor dem Dampfschiffe flohen. Das ängstliche Geschrei der grauen Meergänse mischte sich mit dem Brausen des Sturmes; schnelle schwarze Taucher verbargen sich vor den forschenden Augen des Menschen, oder Scharen großer grauer Möwen stürzten sich wild und kreisförmig über die Wogen hin und ließen sich von ihnen schaukeln. Am anziehendsten in diesem Schauspiel, das sich oft wiederholte, blieben für mich die Eidervögel, welche ich zum erstenmal sah. Sie waren leicht zu erkennen, an ihrem schwankenden Flug und an der Art, wie sie gleichsam über die Wellen hinhüpften, deren Spitzen ihre Füße berührten. Sie können nicht weit fliegen und entweichen kaum vor dem nahenden Bot, gleich als wüsste das Thier, dass es ein geschütztes sei, weil es ein nützliches ist. —

Die Eideränte ist nicht viel größer als unsere Änte, das Männchen weiß und schwarz, mit schönen, grünen Kopffedern, das Weibchen von bräunlicher Färbung. Sie lebt an den nordischen Küsten in großer Zahl, und dass ihre Federn ein wichtiger und kostbarer Handelsartikel sind, weiß man auch bei uns. Dagegen ist es irrig, dass der Eidervogel auf Klippen oder unzugänglichen Felswänden niste, zu denen sich die verwegenen

Fänger an Tauen herablassen müßten. Man verwechselt ihn hier mit dem Lundvogel, dem großen Polartaucher, der seiner Federn wegen eben so eifrige Nachstellungen erleidet und in der That auf jene Weise gefangen wird.

Diese Vögel sitzen truppweise in Felslöchern hoch über dem Meere, und ihre Jagd ist allerdings sehr gefährlich; denn oft muß der Jäger an steilen Felsen niedergewunden, oder auf einem Brett über Abgründe geschoben werden, um einen schmalen Felsenabsatz zu erreichen. Mit einer Stange, an der ein Haken befestigt ist, wird der Vogel aus den Felsspalten gezogen. Setzen sich diese Felsrisse und Klüfte zu tief in's Innere fort, so daſs der Haken den zurückflüchtenden Vogel nicht mehr erreicht, so benutzt man kleine abgerichtete Hunde, welche in die Löcher geschickt werden. Der Hund packt den ersten der Vögel, die andern, welche in einer Reihe sitzen, beißen sich in den Schweif ihres Vordermannes fest, so wird die ganze Kette herausgezogen, vom wartenden Jäger getödtet und am Felsen nieder in das Bett geworfen. Die Lundvögel sind, wie ihr ganzes Geschlecht, ungeschickt und nur im Wasser, besonders beim Tauchen, behend. Die Jäger schlagen sie daher auch mit ihren Stangen oft im Fluge nieder, und in der Frühjahrszeit werden in wenigen Stunden nicht selten hunderte getödtet; ihre Bälge werden zu allerlei Putz und Kleidung verarbeitet. Man macht von den glänzenden feinen Federn Tücher für Damen, Westen, kurze Mäntel, und bezahlt sie hoch; die Dunen aber werden, wie die der Eidervögel, gesammelt und ebenfalls verkauft.

Auch die Möwe, besonders die große dreizehige, dient für den Federhandel. Sie findet ebenfalls in ihren Felsnestern keine Zuflucht vor der Kühnheit des Norwegers. Furchtlos klimmt er hinauf, tödtet sie, nimmt die Eier zur Speise und bricht grausamer Weise ihren Jungen die Flügel, damit sie ausgewachsen bequem gefangen und gerupft werden können. Die Vögeljagd auf diesen Klippeninseln ist für die Bewohner ein einträglicher, aber auch von der Noth gebotener Erwerb; denn sie verschafft ihnen außer den Federn auch wohlschmeckende Speise.

Sie ist freilich mühe- und gefahrvoll; nicht selten gehen Menschenleben dabei verloren.

Der Eidervogel dagegen nistet wenige Fuß über dem Meere auf flachen Steinbänken, und niemand darf ihn da stören. Das Thier hat seine Brüteplätze, und diese haben ihre Eigenthümer, welche dieselben beschützen. Dreimal im Jahre brütet der Eidervogel und polstert sein Nest mit den besten Dunen, die er sich ausrupft. Zweimal gewöhnlich nimmt man ihm die Eier, um die Dunen so rein und elastisch als möglich zu erhalten, zum drittenmale läßt man ihn brüten, und der Vogel ist so zahm, daß er nicht allein seine Jungen in die Wohnungen der Menschen führt, sondern sich sogar von seinen Eiern aufheben und wieder daraufsetzen läßt. In Nordland ist der Eidervogel am häufigsten, wie auch die ganze Vogeljagd fast ausschließlich dort getrieben wird.

Wenn nun das Schiff sich durch das Klippengewirr wand, und namentlich, wenn es sich von der Küste und den Mündungen der Fjorde entfernte, um durch die äußern Scheren zu laufen, waren wir oft rings von den mächtigen Schwärmen dieser Wasservögel umgeben. Die Lumben mit ihren rothen Kämmen saßen zu Haufen auf den niedern Felsen, welche mit ihrem Unrath bedeckt waren, und erst, wenn wir ganz in ihrer Nähe, sprangen sie in die Wellen und segelten darunter fort. Oft, wenn sie zu tief hinabstoßen, werden sie dabei eine Beute der Haifische. Aber wie zahlreich auch ihre Feinde sind, wie viele von den Adlern gefressen, von den Menschen getödtet werden, wie viele auf andere Weise umkommen; dennoch sind sie in jedem Frühjahr in eben solchen Massen wieder da, als früher.

Th. Mügge.

6.

Das Nordlicht an den Küsten der Insel Terre-Neuve.

In Europa kommen die kalten und trockenen Winde aus Nordosten, in Amerika immer aus Nordwesten. Herrschen diese

Winde, so ist der Himmel klar und azurblau, und nichts gleicht dann der Schönheit der Nächte. Weit und breit leuchtet der Mond, und zwar ist sein Licht viel heller und reiner als in Europa; in seiner Abwesenheit aber wird sein Schein durch den funkelnden Glanz der Sterne ersetzt. Übrigens ist in dieser nördlichen Gegend die Erscheinung des Nordlichtes sehr häufig, und es macht diese außerordentliche Erscheinung den wunderbarsten Eindruck. Gewöhnlich erscheint es in der Gestalt eines blendenden Feuergürtels, der mit den beiden Enden bis an den Horizont hinabgeht und den ganzen Himmel mit seinen Farbenstralen erfüllt. Sogar der helle Glanz des Mondes vermag das lebhafte Licht nicht zu überstralen. Ein Knistern, wie wenn man seidene Stoffe aneinander reibt, geht dem Erscheinen desselben voraus; mit einem leichten Geräusch verbreitet sich das Licht über den Himmelsraum, und im Zenith vereinigen sich die Stralen in Gestalt einer Krone. Bisweilen zeigt sich auch das Nordlicht in Gestalt zweier Fahnen, die in der Luft umherflattern, und die verschiedenen Lichtfarben bilden in augenblicklicher Abwechslung gewissermaßen eben so viele große seidene Bänder von mancherlei Farben. Manchmal steigt es auch in großen Feuersäulen am Himmel auf, deren Glanz nach und nach schwächer wird; oder es verwandelt sich in schnellen Schwingungen bis in's Unendliche und geht vom glänzendsten Hellgelb bis in's dunkelste Braun über, und wenn es dann in seinem lebhaften Glanze den Himmel flüchtig erhellt hat, steigt es majestätisch vom Horizont bis zum Zenith hinauf und verschwindet plötzlich, indem es nur eine düstere, einförmige Spur zurückläßt. Sogleich erscheint aber der Lichtglanz von neuem, um eben so schnell wieder zu verlöschen und wieder hervorzukommen. Endlich kündigt es sich auch durch prachtvolle Stralen an, die an Menge und Glanz mehr und mehr zunehmen, bis sie die ganze Atmosfäre anfüllen und das ergreifendste Schauspiel darstellen, das man sich nur denken kann. Der Himmel ist mit lauter Funken bedeckt; es knackert und lärmt und zischt, gerade wie bei einem großen Feuerwerke.

Diese Naturerscheinung, die man für eine Wirkung der Elektrizität zu halten pflegt, ist gewöhnlich das Vorzeichen großer Stürme, und sobald diese letzteren nordöstlich aufsteigen, verbreitet sich eine undurchdringliche Finsternis über die ganze Insel Terre-Neuve. Auch dieß neue Schauspiel ist nicht weniger außerordentlich; ungeheure Eisbänke, die von Norden herkommen, verstopfen die Baien und Häfen, bringen das Wasser zum Frieren, so daſs mehrere Stunden weit von der Küste kein Schiff bleiben kann. Dieses Eis lockt aber auch den Seehund an die Küste. Gewöhnlich halten sich die Fahrzeuge Mitte März zum Fange desselben bereit. Wenn das Eis die Bai ganz verlassen hat, was öfters im Verlauf einer einzigen Nacht geschieht, so geht auch die Veränderung der Temperatur äußerst schnell vor sich; kehrt aber der Wind wieder nach Osten zurück, so nimmt auch das Eis alsbald seinen alten Platz wieder ein. Dann erscheint der Winter auf's neue, und es scheint bisweilen, als wolle er sich wegen der kleinen Unterbrechung seiner Herrschaft durch desto größere Strenge schadlos halten. Die südöstlichen Stürme sind die heftigsten, doch dauern die nordöstlichen länger und machen die Jahreszeit so rauh, als sie nur immer sein kann.

Löhrs.

7.

Die Luft.

Die Luft kann man nicht sehen, denn sie hat gar keine Farbe und läſst den Lichtstralen freien Weg, sie mögen gehen und kommen, wie sie wollen. Das ist für uns sehr gut eingerichtet; denn hätte die Luft eine Farbe, oder ließe sie dem Licht nicht freien Spielraum, so könnten wir nicht in die Ferne sehen, wie wir z. B. nicht auf den Grund eines Sees oder eines tiefen Flusses durchblicken können, auch wenn das Wasser noch so klar ist. Obwohl man aber die Luft nicht sieht, so ist sie doch ein Körper; denn sie braucht einen Platz, so gut als Wasser, Stein, Holz oder Eisen. Das sieht man, wenn z. B. eine Schweins- oder Rindsblase mit Luft gefüllt wird, indem man sie aufbläst;

ist einmal genug Luft eingeblasen, so verwehrt sie jedem Mundvoll, den man noch einblasen möchte, hartnäckig den Platz.

Der Gewalt gibt freilich auch die Luft nach, aber nur bis zu einem bestimmten Maße. Die Luft lässt sich nämlich zusammendrücken und pressen; das kann abermals jeder mit einer luftgefüllten Blase versuchen. Die Luft darin gibt nach, lässt sich zusammenpressen, das heißt in einen kleinern Raum zwängen, aber wie der Druck aufhört, nimmt sie wieder ihren vorigen Raum ein. Darum sagt man, die Luft sei elastisch. Die zusammengepresste Luft zeigt aber das Bestreben, ihre frühere Lage wieder einzunehmen und drückt mit großer Kraft gegen die Hindernisse; übertreibt man es und will sie immer noch mehr zusammenpressen, so bricht sie endlich durch und zerreißt alle Hindernisse. Dieß erfahren die Knaben, wenn sie mit sogenannten Holunderbüchsen spielen. Sie stoßen einen angefeuchteten Pfropf Werch in die Röhre und treiben denselben bis an die vordere Öffnung; hierauf wird ein zweiter Pfropf hineingetrieben; dadurch wird nun die zwischen dem ersten und zweiten Pfropfen befindliche Luft in der Röhre immer mehr zusammengepresst, bis sie endlich den vorderen Pfropfen mit Gewalt heraustreibt und dabei knallt.

Bei diesem Knabenspiele kann man noch etwas bemerken. Wenn nämlich die Pfropfen die Holunderröhre gut ausfüllen, so werden sie nur mit großer Anstrengung vorwärts getrieben, und also wird auch die Luft zwischen beiden stark zusammengepresst. Wenn nun der vordere Pfropfen mit einem Knalle durch die zusammengepresste Luft hinausgetrieben wird, so sieht man oft auch einen Dampf oder Rauch; das kommt daher, dass die zusammengepresste Luft warm und immer heißer wird, je enger sie zusammengepresst wird.

Wenn die Luft erwärmt wird, so wird sie dünner, sie will sich ausbreiten, mehr Raum haben und in die Höhe steigen. Wenn man daher auf einem Herde Feuer anmacht, so wird die Luft über demselben erwärmt, steigt dann in die Höhe und fährt zum Kamin hinaus, wobei sie den Rauch gleichzeitig

mitnimmt, der sonst die Küche erfüllen würde. Je größer die Hitze ist, um so mehr wird auch die Luft erwärmt und verdünnt, und um so schneller und gewaltsamer steigt sie in die Höhe. Bei Feuersbrünsten, wo oft so ungeheure Flammen in die Höhe lodern, sieht man, wie hoch die heiße Luft Funken, brennende Schindeln, Kohlen u. dgl. emportreibt und oft weithin wirft. In einer geheizten Stube ist die wärmere Luft oben und die kältere unterhalb. Hält man dann eine brennende Kerze in die Spalte der geöffneten Thür, so biegt sich die Flamme auswärts, wenn man die Kerze hoch hält, weil die warme Luft hinausgeht; hält man die Kerze aber tief, so biegt sich die Flamme derselben einwärts, weil die kalte Luft hereinströmt. Es ist schon gesagt worden, daſs die wärmere Luft dünner und leichter sei als die kältere und darum in die Höhe steige; die kalte Luft muß demnach dichter und schwerer sein und sich in die Tiefe senken, wenn ihr nichts im Wege steht. Das sieht man am deutlichsten bei Öfen, die einen guten Zug haben. Wird das Feuer angemacht, so wird die Luft im Ofen erwärmt und verdünnt und folgt ihrer Vorgängerin eilig nach in den Schornstein, und so geht es fort und fort, so lange Feuer oder Glut in dem Ofen ist, und die Luft freien Zutritt hat.

Die Luft will überall sein, will jedes leere Plätzchen einnehmen, und das ist abermals eine vortreffliche Eigenschaft, welche ihr von dem Schöpfer gegeben wurde. Denn ohne Luft kann kein Thier leben, keine Pflanze keimen und wachsen, kurz ohne Luft gibt es kein Leben und kein Wachsthum. Die Luft dringt in die Erde ein zu den Samenkörnern und Wurzeln, sie findet ihren Weg sogar in die Tiefe des Wassers, damit die Wasserpflanzen und Wasserthiere leben können; denn der Fisch braucht Luft wie das Landthier, nur nicht so viel, weil er wenig und kaltes Blut hat. Daſs Luft im Wasser ist, kann man am besten im Winter sehen, wenn das Wasser gefriert; dann sieht man in dem Eise ganz deutlich kleine und größere weiße Flecken, die nichts anderes sind, als Luftblasen, die nicht mehr aus dem Wasser entweichen konnten, weil sie mit Eis

umgeben und so gefangen gehalten wurden. So wenig ohne die Luft ein Geschöpf leben oder wachsen könnte, so wenig könnte ohne sie ein Feuer oder Licht brennen. Die Luft ist nämlich doch nicht so einfach, wie man meinen könnte, sondern sie ist gemischt; sie besteht aus Lebensluft oder Sauerstoff und aus Stickstoff. Bestände die Luft einzig und allein aus Sauerstoff, so würden wir schneller athmen, würden erhitzt, wie durch den Genuss von Wein, wir würden sehr lebhaft und aufgeregt sein, aber unser Leben wäre dann auch von viel kürzerer Dauer. Ebenso würde eine Flamme in der Sauerstoffluft viel heller brennen, der brennende Körper würde aber auch viel schneller verzehrt sein. Darum ist die Stickluft beigegeben, welche ihre Schwesterluft dämpft. Wäre die Stickluft allein, so wäre alles Leben bald zu Ende, denn sie würde in wenigen Augenblicken alles Lebende tödten; beide vereinigt aber wirken wohlthätig, erhalten Menschen, Thiere und Pflanzen in ihrer Lebensdauer, Munterkeit, Kraft und Frische, wie wir es um uns sehen und selbst erleben.

Die Luft belebt aber nicht allein, sie zerstört auch und hat also ein doppeltes Amt bei den vergänglichen Geschöpfen unserer Erde zu verwalten. Der Sauerstoff ist auch in diesem Amte außerordentlich thätig und trennt sich dann gern vom Stickstoff. Wenn man Wein oder Bier der Luft lange ausgesetzt lässt, so vermischt sich der Sauerstoff damit und der Wein oder das Bier wird sauer, zu Essig. Die Lebensluft verwandelt also Wein, Bier, Most u. s. w. in Essig oder in Säure, und dieses Verwandeln heißt gären, weil aus der Flüssigkeit der Geist oder Spiritus verfliegt.

Ohne Luft kann auch nichts verfaulen, vorausgesetzt, das Wasser übernähme nicht das Amt der Luft. Man gibt sich daher viele Mühe, der Luft allen Zutritt in Gefäße zu verwehren, in welchen man z. B. eine Speise längere Zeit aufbewaren möchte. Man verschickt jetzt Fleisch sehr weit und bewart es lange auf, indem man es in Kistchen von Zink legt, vorher aber das Kistchen mit warmem Fett ausfüllt, so dass nirgends eine leere

Stelle bleibt, wo die Luft Platz behalten könnte. Sonst verwart man Fleisch, Pflanzen, Gemüse u. dgl. gegen das Eindringen der Luft auch dadurch, dass man sie mit einem andern Gegenstande verbindet, welcher die Zerstörung durch die Luft abwehrt. So salzt man z. B. den Kohl ein; hier ist das Salz das Schutzmittel; das Fleisch räuchert man, denn der Rauch enthält ebenfalls einen Stoff, der sich mit dem Fleische verbindet und es vor Fäulnis schützt. Aber keines dieser Mittel ist zureichend, um einen Körper vollständig und für immer gegen Fäulnis oder Verwesung zu schützen; nach und nach wird der Sauerstoff, welcher zu ihm dringt, doch Meister über alle Hindernisse, die man ihm entgegengesetzt hat.

Nach Bumüller.

8.

Der Fön.

Im ganzen Bergrevier der Schweiz ist mit Ausnahme weniger Gebiete kein Wind bekannter und von großartigerer Wirkung als der Fön, in Tessin „Foge" genannt. Er ist nicht ein Lokal-, sondern ein allgemeiner europäischer oder vielmehr afrikanischer Wind. Wie die Quellen des kalten Nordwindes wahrscheinlich die Polareisgebiete, die der feuchten, regenbringenden Westwinde der atlantische Ozean, so sind die der oft glühendheißen Südwinde (Fön) die brennenden Sandwüsten Afrika's. Nun scheint zwar der Zug der Alpen uns gegen diese zu schützen; aber sie verstärken dieselben in der That. Ist der heiße Luftstrom über den Alpen angelangt, so möchte er wohl über diese und ihre Thäler hoch hingehen; aber die Kälte des Schnees kühlt einen Theil seiner Randwellen ab, so dass er sofort schwerer wird und in die Thäler niederstürzt. Dieß ist dann um so mehr der Fall, wenn die Gletscher am kältesten sind und die Thalluft von der Sonne nicht erwärmt ist, wo also die Ausgleichung der Luftwärme auf eine gewaltsame Weise vor sich gehen muß. Darum ist der Fön nach genauen Beobachtungen im Winter und Anfange des Frühlings in den Bergthälern am häufigsten;

wenn die Sonnenwärme aber die Thäler erwärmt, so saust er noch in den kälteren Hochalpen. Aus dem gleichen Grunde tritt er oft auch in der Nacht weit heftiger als am Tage auf. Die atmosfärischen Erscheinungen, die ihn begleiten, sind sehr schön. Am südlichen Horizonte zeigt sich leichtes, buntes Schleiergewölk, das sich an die Bergspitzen setzt. Die Sonne geht am starkgerötheten Himmel bleich und glanzlos unter. Noch lange nachher glühen die Wolken in lebhaften Purpurtinten. Die Nacht bleibt schwül, thaulos, von einzelnen kälteren Luftströmen strichförmig durchzogen. Der Mond hat einen röthlichen, trüben Hof. Die Luft erhält den höchsten Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit, so dass die Gebirge viel näher erscheinen; der Hintergrund nimmt eine bläulich-violette Färbung an. Von fernher ertönt das Rauschen der obern Wälder; die Bergbäche tosen mit größerer Schmelzwasserfülle weithin durch die stille Nacht; ein unruhiges Leben scheint überall rege zu werden und dem Thale sich zu nähern. Mit einigen heftigen Stößen, die besonders im Winter, wo er ungeheure Schneefelder bestreicht, erst kalt und rauh sind, kündigt sich der angelangte Fön an, worauf plötzlich tiefe Stille der Lüfte folgt. Um so heftiger brechen die folgenden heißen Fönfluten in's Thal und schwellen oft zu rasenden Orkanen auf, die zwei bis drei Tage mit abwechselnder Gewalt herrschen, die ganze Natur in Aufruhr versetzen, Bäume in die Tiefe schleudern, Felsstücke losreißen, die Waldbäche aufschäumen machen, Häuser und Ställe abdecken und zum Schrecken des Landes werden. In den Thaltheilen, die der südlichen Bergmauer zunächst liegen, wütet er gewöhnlich am heftigsten; denn dort brechen die warmen Luftfluten am regellosesten und gewaltigsten herein.

Auch die thierischen Organismen leiden unter dem Einflusse dieses Windes, der mit seiner trockenwarmen Strömung die Sehnen erst überreizt, dann aber erschlafft. Unruhig ziehen die Gämsen sich auf die Nordseite der Berge oder in tiefe Felsenkessel. Kühe, Pferde, Ziegen suchen mit Misbehagen nach frischer Luft, während der Fön ihnen Rachen und Lungen austrocknet. Kein Vogel ist in Wald und Feld zu erblicken. Die

Menschen theilen das allgemeine Unbehagen, das beengend auf Nerven und Sehnen wirkt und dem Gemüthe eine belastende Bangigkeit aufdrängt. Gleichzeitig wird sorgsam die Flamme des Herdes oder Ofens gelöscht. In vielen Thälern ziehen die Feuerwachen rasch von Haus zu Haus, um sich vom Auslöschen zu überzeugen, da bei der Ausdörrung alles Holzwerkes durch den Wind ein einziger verwarloster Funke großes Brandunglück stiften kann.

Und doch, trotzdem, dass der Fön gefährlicher als jeder andere Wind des Gebirges ist, wird er im Frühling mit Freuden begrüßt. Im ganzen Berggebiet bewirkt er ungeheure Schnee- und Eisschmelzungen und verändert dadurch mit einem Schlage das Bild der Landschaft. Im Grindelwaldthale schmelzt der Fön oft in zwölf Stunden eine Schneedecke von ein und ein viertel Fuß Dicke weg. Er ist der rechte Lenzbote und wirkt in vierundzwanzig Stunden so viel als die Sonne in vierzehn Tagen, indem auch die alte Schneeschicht, welche die Sonne lange vergeblich beleckt, ihm nicht widersteht. Ja er ist in vielen schattigen Hochthälern geradezu die Bedingung des Frühlings, wie er an manchen Orten der Ebenen im Herbste die Zeitigung der Traube bedingt. Würde er nicht von Zeit zu Zeit die nöthige Wärme bringen und die neuversuchten Schneeansätze wegfegen, so gäbe es in manchem Hochthale keinen Sommer und kein Leben, sondern wahrscheinlich nur wachsende Eisfelder. Dabei ist der Fön zum großen Glücke der Menschen und Felder ein sehr vorsichtiger Schneeschmelzer, und schützt dadurch, dass er durch seine Wärme eine massenhafte Verdunstung der Wassertheile unterhält, die Niederungen vor gefährlichen Überflutungen der Bergwasser. Dagegen trocknet er die Blüte des Apfelbaumes rasch aus, und vertilgt die Hoffnung auf eine Ärnte. Auch die Buche und das Heidekorn gedeihen an Abhängen nicht, wo der Fön häufig streicht.

Gewöhnlich regiert dieser merkwürdige Wind nur in Anwesenheit des mit ihm kämpfenden oder von ihm überwundenen Nord- oder Biswindes. Das Gewölk zeigt deutlich den Tum-

melplatz der Luftströmungen an. Oft fluten sie aber ungestört eine Zeit lang über und unter einander hin. Folgt auf den Fön wieder der Nord- oder Westwind, so bewirkt er in großen Regenmassen den Niederschlag der vom Fön erzeugten Wasserdünste. Oft aber, besonders im Herbste und Vorfrühling, herrscht der Fön wochenlang milde, in den höheren Alpen mit dem schönsten Wetter, während die Thalregion weniger Nordwind oder gar keinen Luftzug hat. Daher die wunderbare Erscheinung, dass oft im Dezember und Januar die höchsten Wälder und einzelne Bergtheile schneefrei sind, Frühlingsblumen daselbst blühen, Mücken tanzen und Eidechsen spielen, während unten im Thal am Rande des Baches die großen Tannenäste unter der Wucht des Schnees seufzen und das Bachbett in Eisspiegeln glänzt, oder dass die obere Bergregion klare Luft und herrlichen Sonnenschein hat, während die Thäler bis zu einer gewissen, genau abgegränzten Höhe heran von einem bald ruhigen, bald wallenden Nebelmeer überflutet sind, aus dem wunderbar schön und klar die einzelnen Berggipfel und Rücken hervortauchen. Erhebt sich nun der Nordwind, so hebt er rasch das großartige Schauspiel auf, rollt die meilenlangen Nebelteppiche auf und wirft sie über die Berge. Die ganze Landschaft wird durchsichtig, trocken, kalt. Oder häufiger noch verdichtet er die vom Fön unsichtbar gesammelten Wasserdünste in der Höhe, hängt sie an das leichte Schleiergewölk, bedeckt dann mit Macht den Horizont, wirft an alle Berge raschhinziehende Nebelstreifen und sendet Regen oder Schnee zu Thal.

Die Nebelbildungen sind in der untern Bergregion, besonders im Herbste, thätig, in der obern und in der Alpenregion das ganze Jahr über. Sie bringen nicht selten schöne und großartige Erscheinungen mit sich, legen sich bald streifenweise über Moore und Bäche, jagen in immer sich erneuernden Formen und Gruppen an den Bergwänden hin, oder decken bald die Höhe, bald die Tiefe in zusammenhängenden, scheinbar festen Massen zu. Wallen sie aus einem Thale in dichten Ballen rasch heran, so sieht man sie nicht selten auf der Wasserscheide des Berg-

überganges oder sonst bei einem Ausbruch oder einer Einsattlung des Gebirges still stehen und sich hier mauerartig viele tausend Fuß hoch auftürmen. Das jenseitige Thal liegt in klarem Sonnenschein, während das dießseitige von trüben Nebelfluten erfüllt ist. Manchmal geschieht es dann, daſs der Windzug die Nebel doch in's wärmere Thal hinüberdrängt; dann zerfließen und verschwinden sie sofort beim Übergange, ohne nur die sonnige Luft zu trüben. Auf das Pflanzen- und Thierleben wirken sie nicht wohlthätig; sie durchfeuchten und kälten Luft und Boden. Dagegen helfen sie im Frühlinge nicht wenig zur Schneeschmelze, indem sie den nächtlichen Frost verhindern.

v. Tschudi.

9.

Wasserhosen und Landhosen.

In den tropischen Ländern wüten die Orkane zuweilen mit einer Kraft, wovon wir in unserm Landstrich keine Vorstellung haben. Sie brechen dort jedes Jahr los, wenn die großen regelmäßigen Änderungen der Witterung folgen, oder auch wenn die Luft und die in ihr waltenden Kräfte theilweise ein vorübergehendes Gleichgewicht zu erringen suchen. Am heitern Himmel, auf dem Meere am Himmelsrande, zu Lande auf den Gipfeln hoher Berge, erscheint ein schwarzes Wölkchen. Die Luft regt sich nicht, die Fläche des Meeres ist spiegeleben; eine Gattung Vögel, deswegen Sturmvögel genannt, flattert heran und setzt sich auf die Masten oder sucht das Ufer. Dann eilt der Schiffer, die ausgebreiteten Segel einzuziehen, und der Landbewohner rettet sich und was ihm wert ist, dahin, wo er sicher zu sein glaubt. Denn plötzlich brechen von allen Seiten die Stürme los; ungeheure Wolkenmassen scheinen herabsteigen zu wollen, während das sturmgepeitschte Meer in seinen Wasserbergen sich zu ihnen emporhebt.

Und oft trifft das Wassermeer der Erde und das Wolkenmeer des Himmels zusammen, ein wirbelnder Sturm rührt sie

durcheinander und führt ihre Massen zerstörend weiter. Man nennt diese Erscheinungen Wasserhosen; sie sind ein Schrecken der Schiffer und nicht selten derer, die an den Küsten wohnen. Mannigfaltig sind die Beschreibungen, welche Augenzeugen von ihnen geben. Die Wasserhosen sind kleiner und größer, oft von sehr großem Umfang. In einem Kreis von dreißig bis sechzig Ellen im Durchmesser fängt das Meer zu kochen an; das weißlich schäumende Wasser hebt sich fußhoch empor über die übrige Fläche; ein schwarzer dicker Nebel schwebt darauf; es brauset gleich gewaltigen Strömen und zischt, als ob ein Heer von Schlangen in dem Nebel stäke. Die Wolken, welche sich dieser Stelle nähern, senken sich in einer oder mehreren Spitzen nieder, so dass sie einem auseinander gerollten Sack von Schleier gleichen, der sich in einem schmal herabhängenden Zipfel mit dem vom Wasser aufsteigenden Nebel verbindet. Da, wo dieß geschehen ist, steigen die Dünste und das Seewasser wirbelnd in einer oder mehreren Röhren von dunkelblauer Farbe aufwärts, und so zieht die ausgebildete Wasserhose oder Trombe, mit dem breiten Fuße auf dem Meere aufstehend, in der Mitte schmal, nach oben trichterförmig ausgedehnt und an den Wolken hangend, unaufhörlich die Meeresflut empordrehend, mit einem Sturmwind über die Fläche weiter. Schiffe ergreift sie, zerreißt die Segel, zerbricht die Masten und senkt die meisten in den Grund. Auf dem Lande hebt sie in ihrer höchsten Kraft Holz, Steine, ja lebendige Geschöpfe in sich empor und läßt sie weit davon wieder fallen.

Doch auch ohne diese Verbindung mit dem Meere entstehen auf dem Lande Wasserluftwirbel, welche verwüsten, wohin sie treffen, und die man zum Unterschiede von jenen Landhosen nennt.

Eine solche zeigte sich in der Nähe von Bordeaux am 13. Oktober 1787 in den Morgenstunden. Der Himmel war dicht umwölkt, die Luft ruhig. Das Barometer verkündigte durch sein Steigen und Fallen einen Aufruhr in der Natur. Plötzlich türmten sich die Wolken von allen Seiten wie Gebirge und

wurden von Stürmen auf einen Punkt zusammengejagt. In einiger Entfernung von diesem Punkte stürzte sich die braun und blau in mancherlei Abschattungen gefärbte Wolkenmasse mit Blitzesschnelle in Gestalt eines vorn zugespitzten Sackes herab zur Fläche der Erde. In der also gebildeten trichterförmigen Säule war ein reißender Wirbel bemerklich, welcher die ganze Wolkendecke herab zur Erde zog. Unten stand sie auf der Erde, oben berührte sie die Wolken, und Blitze schossen aus ihrem Gipfel in sie hinein. Die Einwohner jener Gegend, zum Theil in ihren Weinbergen arbeitend, hielten sich für verloren und knieten angstvoll betend nieder, als sie die schreckliche Erscheinung warnahmen. Die Dächer prasselten und die Bäume krachten; einer gewaltigen Eiche brach sie erst die Krone ab und riss dann den mächtigen, an baumgleichen Wurzeln befestigten Stummel aus der Erde heraus. Endlich zertheilte sie sich an derselben Stelle, wo sie entstanden war, und in der umliegenden Gegend hatte man nichts von ihr bemerkt. —

Die große Wüste in Afrika gewährt noch eine andere, ähnliche Erscheinung, die Sandhosen. Sandsäulen steigen aus der Ebene empor, mehr oder minder dick und hoch. Oft ist ihre Anzahl so groß, dass die Stralen der niedrigstehenden Sonne sie nicht zu durchdringen vermögen; doch erscheinen die wirbelnden Sandtheilchen von ihnen gefärbt, dass die Säulen selbst in Feuer zu stehen scheinen. Manche steigen mit ihren Gipfeln bis in die Wolken, dann trennen sich die Gipfel vom Schaft und zerstieben in die Luft. Andere zerreißen in großer Höhe und zerstreuen sich dann. Manche brechen plötzlich in der Mitte, als zerschnitte sie eine fremde Gewalt, mit krachendem Getöse, als ob Erde durch Pulver in die Höhe gesprengt würde. Oft bewegen sie sich in der Ferne langsam in stiller Majestät zu den Seiten des Wanderers, als wären sie Geister der Wüste, ihn zu geleiten oder zu hüten; plötzlich ergreift sie Blitzesschnelle; kaum hat sie das Auge erblickt, so flattern sie in weiter Ferne, wie schmale Bänder in der Luft; andere stürzen herbei auf den Reisenden und drohen, ihn in einer Sandflut zu begraben; keine

Flucht kann ihn retten, wenn die Erscheinung nicht, dem Elemente, welches sie erzeugte, getreu, Lauf und Gestalt in dem Augenblicke ändert, wo er das Opfer ihrer Macht zu werden scheint. Ist es wohl wunderbar, wenn die Völker jener Gegenden, reicher an Einbildung als Verstand, die Wüste für den Sitz und Tummelplatz mächtiger Zauberer und Geister halten?

Kähler.

10.

Die Dünen.

Längs den Küsten der Nordsee erblickt man weithin lange Reihen zu Hügeln und Bergen aufgeschichteter Sandmassen, welche Dünen genannt werden. Mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen von Jütlands Nordspitze bis zum Kanale, der England von Frankreich scheidet, sich erstreckend, bilden sie das natürliche Bollwerk vor dem hinter ihnen liegenden niedrigen Lande gegen die tobenden Fluten. Wo an der Nordsee die Dünen fehlen oder aufgeschwemmtes Land vor ihnen liegt, da müßen statt ihrer, um Gut und Leben zu schützen, künstliche Schutzwehren — die kostspieligen Seedeiche — gegen die Gewalt des Meeres aufgeführt werden.

Von der Mündung der Eider bis zu Skagen hinauf ist die ganze Westküste mit einem doppelten Dünenzuge — einer innern und äußern Linie — eingefaßt. Die innere, durch die Kultur des Bodens mehr und mehr verschwindende Dünenlinie bezeichnet den Meeresstrand in einer vorgeschichtlichen Zeit; die äußere zieht, gleich einer Gebirgskette im kleinen, am jetzigen Meeresstrande hin.

In der Ferne erscheinen die Dünen eher als gezackte Felsreihen, denn als zugewehte Sandhaufen. Durchweg sind sie steil nach der einen zum Meere gewendeten Seite, und ebenmäßig sanft abfallend nach der andern, der Landseite. Sie bestehen aus Erhöhungen, welche durch mehr oder minder tiefe Thäler geschieden sind. Diese Thäler sind zweifacher Art: Längen-

thäler, welche mit der Küste gleiche Richtung haben, und Querthäler, welche die Dünenreihen in einzelne Hügel zerschneiden. An einigen Punkten der Küste, wo der Dünenzug eine größere Breite hat, besonders auf Sylt und Amrum, sind Thäler von bedeutendem Umfange vorhanden, welche mit Sumpfpflanzen verschiedener Art mehr oder minder stark bewachsen, zur Weide für Rindvieh und insonderheit für Schafe dienen, auch verschiedene Beeren, namentlich Heidelbeeren in großer Menge erzeugen. Auf den gedachten Inseln findet man auch in den Dünen und am Strande hin und wieder zahlreiche Vögel, hauptsächlich große Seemöwen, welche in den Dünen, oft ganz frei im Sande, ihre bunten Eier zu vielen tausenden legen und während der Brutzeit jeden herannahenden Wanderer in immer engeren Kreisen und mit immer zunehmendem Geschrei umziehen.

Im übrigen fehlt es den Dünen an Abwechslung und Belebung. Ihr Äußeres gibt ein treues Bild der Wüste: überall Sand, welcher beim geringsten Windhauch in Bewegung gesetzt wird, und fast gänzlicher Mangel an lebenden Wesen. Zuweilen erblickt man eine Möwe, welche ihre Beute verzehrt, einen Hasen, ein Kaninchen oder ein Wiesel. In der Regel sind die einzigen Pflanzen Sumpf- oder Schilfgras in den feuchten Thälern und eine Seepflanze, der Sandhafer (Meerhafer, Strandhafer), hin und wieder an und auf den Dünen, welcher theils sich selbst pflanzt, theils auch an entblößten Stellen, um dem beweglichen Sande Halt zu geben, angepflanzt wird. Das Brausen des Meeres, der Wellenschlag gegen das Sandufer, welcher mit einem gewissen Takt erfolgt, ist der einzige Laut, der sich hören läßt. Weht ein starker Wind, so kann man kaum auf den Dünen stehen, wenn sie nicht senkrecht und dem Meere nahe sind. Der Wind fährt dann gegen die steile Seite und bringt dadurch eine aufwärtsgehende Luftströmung zuwege, welche von der Höhe wieder herabsinkend für den Beobachter einen Schirm gegen das Unwetter bildet. Die Thiere scheinen einen Instinkt für diesen Umstand zu besitzen; man sieht in solchen Fällen die Rinder sich dem äußersten Abhang nähern, sogar in dem Maße, daß

sie in Gefahr gerathen, in's Meer hinabzustürzen. Der Wind wirbelt den Sand in allen Richtungen umher, Hände und Gesicht auf empfindliche Weise peitschend. Die ganze Küste gleicht einer Reihe Wasserfälle: das Meer schwingt sich gegen die Dünen auf und stürzt schäumend von einer oft an 20 Fuß betragenden Höhe zurück. Der vom Winde fortgeführte Schaum schwebt in Flocken, so weiß wie der Schnee, in der Luft umher, und der Beobachter wird bald ganz mit Salz überzogen. Das Heranziehen des Ungewitters bemerkt man an dem Brausen der am Vorstrande zur Brandung sich übereinanderwälzenden Wellen, das mehr als vier Meilen weit in's Land hineintönt und mehrere Stunden, ehe der Wind sich vernehmen läßt, schon das Ohr erreicht. Dieses Brausen gleicht in der Ferne einem tausendfach verstärkten Bienengesumm. Bei den Anwohnenden heißt es: der Strand *rast*, der Strand *brüllt*.

Die Höhe der Dünen fällt meistens zwischen 30 und 100 Fuß, doch gibt es auch einzelne noch etwas höhere. Sie ist abhängig theils von der Stärke des Windes, theils von der Größe der Sandkörner. Diejenigen Küstenstrecken, welche dem Winde am meisten ausgesetzt sind, haben die höchsten Dünen.

Der Sand, woraus die Dünen bestehen, ist von gleicher Beschaffenheit mit dem, welchen wir an den Meeresufern finden. Hin und wieder findet man Glimmerkörner, an einzelnen Stellen auch Granaten und Eisenbildungen darin. Je höher die Düne, desto größer die Sandkörner, woraus sie besteht. An vielen Stellen sind die Dünen in fortwährender Wanderung begriffen, d. h. es findet eine jährliche Fortbewegung ganzer Dünenreihen landeinwärts statt. Indem das Meer die Ufer aushöhlt und abbricht, stürzen die äußern Dünen herab, und dieselben Ursachen, welche diesen ihre Entstehung gegeben haben, rufen an der gleichen, nur weiter eingerückten Stelle neue hervor, während zugleich die hinterliegenden weiter in's Land getrieben werden. In einzelnen Jahren ist diese Fortwanderung wenig bemerkbar; in anderen, wo anhaltende, heftige Stürme herrschen, kann das Einrücken mehrere Klafter betragen. Ganze Ortschaften haben

so im anrückenden Sandmeer ihren gewissen Untergang jahrelang vor Augen gesehen und sind endlich von den Dünen völlig begraben worden, bis das nachdringende Meeresufer auch über sie hinweggezogen, und sie in des Meeres Tiefe begrub.

Jensen.

11.

Geschichte eines Wassertropfens.

Tröpflein muß zur Erde fallen,
muß das zarte Blümchen netzen,
muß mit Quellen weiter wallen,
muß das Fischlein auch ergetzen,
muß im Bach die Mühle schlagen,
muß im Strom die Schiffe tragen;
und wo wären denn die Meere,
wenn nicht erst das Tröpflein wäre?

1. Mancher arme Tropf unter den Menschenkindern hat nicht so viel erlebt, als der kleine winzige Wassertropfen, von welchem ich jetzt erzählen will.

Im weiten Meere sprangen im hellen Sonnenschein tausend und aber tausend kleine Tropfen wie lustige Kinder auf dem Schoße ihrer Mutter und ließen sich vom Winde hin und her schaukeln. Ein Söhnchen in der zahlreichen Tropfenfamilie war besonders muthwillig und wollte immer am höchsten springen, aber es fiel so wie seine andern Brüder immer wieder in den Schoß der Mutter zurück. Zuweilen hängte er sich an die Flossen eines Delfins, ließ sich von diesem eine Strecke weit forttragen und sprang mit ihm tanzend empor; aber höher vermochte er nicht zu springen, als der Fisch selber, und wie dieser niederfiel und untertauchte, so mußte er folgen. Als wäre er an einen Faden gebunden, so zog es ihn immer zur Wasserfläche zurück. Wenn er dann aufschaute zum klaren blauen Himmel, der wie ein zweiter Ozean hoch über dem Meere sich wölbte, und an welchem die stralende Sonne spazieren gieng, so erfaßte ihn die Reiselust, eine gewaltige Sehnsucht, sich in

die Luft bis zu den Wolken emporzuschwingen, mit diesen durch das blaue Luftmeer zu schiffen und von oben herab die Erde zu beschauen. Da bat und flehte denn der kleine Tropfen die Sonne an, dass sie ihn doch einmal zu sich emporziehen und mitnehmen möchte auf ihre große Reise um die Erde herum. Der großen Sonne gefiel der kühne Muth des Wichtleins, und sie gewährte seine Bitte. Sogleich schickte sie einige von ihren Stralen ab, und im Nu waren diese unten im Meere angelangt, um das Tröpfchen mit sich zu nehmen in die Luft. Damit es aber dem armen Tropfe nicht an Reisegefährten gebräche, nahmen die Sonnenstralen noch eine Schar anderer Tröpflein mit, wovon jedoch unser Wandersmann gar nichts gewarte, denn die ganze Reisegesellschaft war schon von der Sonne in unsichtbare Luft verwandelt worden. Im schnellsten Laufe eilten alle Tropfen der Sonne zu, sie stiegen immer höher und höher, bis es ihnen ganz schwindelig wurde. Als sie hoch genug gestiegen waren, kamen sie an einen Luftstrom — denn da oben gibt es auch Ströme, wie unten auf der Erde, nur ist kein Wasser darin, sondern Luft. In diesen Luftstrom sprangen sie hinein und ließen sich von demselben fortführen weit über das Meer hinweg dem Lande zu. Als geübte Schwimmer brauchten sie nicht viel Zeit; in einer Stunde hatten sie hundert Meilen gemacht. Das war eine Lust, so schnell durch den Luftozean hinzusegeln, viel schneller als Fische schwimmen und Vögel fliegen können. Und wie erstaunten sie, als tief unter ihnen eine ganz neue Welt sich zeigte! Sie schauten hernieder auf grüne Wiesen und wallende Kornfelder, auf Bäume und Büsche und Städte und Dörfer. Hier pflügte ein Bauer mit seinem Ochsengespann einen Acker, dort sprengte ein Reiter auf muthigem Rosse einher; hier schwang sich ein Adler zu der unsichtbaren Tropfenfamilie hinauf, als wollte er sie begrüßen, und schoss dann nieder gleich einem Pfeil; dort hüpften in dichtbelaubten Wäldern allerlei Vögel und sangen. Wie die Sonne alles schaut, was sich auf Erden begibt; so hatten auch die Tropfen helle Äuglein bekommen und ließen's am Schauen nicht fehlen. Alles

war ihnen neu, und als sie im Schoße ihrer Meeresmutter verborgen ruhten, da hätten sie es nimmer sich träumen lassen, so etwas wie eine Stadt, ein Pferd oder einen Acker zu sehen. In ihrer großen Verwunderung und Freude hatten sie gar nicht darauf geachtet, dass die Sonne immer tiefer am Himmel niedergesunken war. Jetzt tauchte sie an eben dieser Stelle in's Meer hinab, von wo sie ihre Reise begonnen hatten. Da däuchte es unserm Tröpflein, das anfangs am muthwilligsten gewesen war, gar nicht mehr so lustig in den hohen Luftschichten, zumal es hier mit jeder Minute kälter und dunkler ward. Der arme Tropf schaute sich nach einem Obdach um; aber von einer Herberge für die Nacht war auf diesen luftigen, öden Gefilden nichts zu entdecken. So fasste er denn den Entschluss, lieber auf der Erde zu übernachten, die ihn mit ihren Wiesen und Bäumen und Blüten so freundlich angelacht hatte. Gedacht, gethan! Leise und ungesehen schwebte er in die Tiefe hinab. Je tiefer er kam, desto schwerer ward er; er fühlte, wie er aus dem unsichtbaren Dunst sich in einen sichtbaren Wassertropfen verwandelte; er fiel immer schneller und schneller und langte endlich auf einem Rosenbusche an. Eine halberblühte Knospe öffnete ihm gastfreundlich die Thür, und hurtig schlüpfte das Tröpflein hinein, denn in dem grünen Häuschen war ihm ein duftiges Bett zubereitet zur Ruhe für die Nacht. Als der Morgen graute und im Osten der Himmel sich röthete, war auch das Tröpflein schon munter und sah nun mit freudigem Erstaunen, wie es seine Nachtruhe gehalten in den zarten Rosenblättchen, die gleich den Stralen des Morgenroths glänzten. Frisch und wohlgemuth kam es aus seinem duftigen Bette hervor und setzte sich auf den Rand eines Blumenblattes. Hier erwartete es die liebe Sonne, und als sie prächtig und majestätisch, gleich einer Königin, am Himmel aufstieg, wünschte es ihr einen freundlichen guten Morgen. Die Sonne freute sich des kleinen hellen Tropfens, und spiegelte ihr Antlitz in ihm ab, dass er schöner leuchtete als der Diamant. „Nimm mich wieder auf zu dir, o liebe Sonne, und lass mich wieder mit dir reisen, weit über

die Erde hinweg!" — so rief der kleine Tropf der Morgensonne entgegen, und diese erhörte abermals seine Bitte. Ihre Stralen zogen ihn schnell zum Himmel empor, und lustig schwebte er wieder fort über Städte und Länder, über Berg und Thal. Doch als der Tag immer heißer und schwüler ward, giengen dem übermüthigen Gesellen die Kräfte aus; er wollte stillhalten und ausruhen. Aber auf seinem Wege stand kein Grashalm, blühte keine Rose, war kein Schatten für den müden Wanderer zu finden. Er hätte weinen mögen vor lauter Müdigkeit und schrie in seiner Noth zur guten Sonne: „Lass mich wieder hinab auf die Erde, oder zu meiner Mutter, dem Meere!" Als er dieß gesprochen, hörte er tausend und aber tausend Stimmchen hinter sich, die riefen alle dasselbe und stimmten in seine Bitte ein; denn es waren seine Brüder, die unsichtbar neben ihm schwammen, und welche traulich dem kühnen Springinsfeld nachgefolgt waren. Da erbarmte sich die liebe Sonne und schickte einen kühlen Wind, der alle die kleinen Tröpfe zusammentrieb in eine graue Wolke, die um so größer wurde, je mehr Tropfen zusammenkamen. In dem dichten Nebel konnten sich die Brüder anfänglich gar nicht erkennen, sie drängten sich und drückten sich aneinander und wussten nicht, wie ihnen geschah, bis sie auf einmal in sichtbare, runde Wassertröpfchen sich verwandelt sahen, sich alle bei der Hand fassten und in schnellem Laufe der Erde zueilten. Das rauschte und plätscherte, als das kleine Heer auf der Erde unten ankam! Die Menschen aber sprachen: Es regnet.

2. Ein Theil der Tropfen fiel auf einen hohen Berg und unser kleiner Held gleichfalls. Doch der hohe Fall that ihm gar nicht wehe, munter und guter Dinge sprang er an dem steilen Felsabhange hinunter, und seine Brüder hinter ihm drein wie die Soldaten hinter ihrem General. Bald aber war wieder ein ganzes Heer beisammen, und jeder hielt so eng und fest an dem andern, dass sie anwuchsen zu einem schäumenden Waldbache, der keck im frohen Übermuthe der Jugend vorwärtsströmte. Kamen sie an einen spitzen und eckigen Stein, der sich ihnen trotzig in den Weg stellte, so versuchten sie, wer zuerst

hinüberspringen konnte, und der kleine General brachte es immer am höchsten. Zuweilen hüpfte er auf einen Erdbeerstrauch, der am Raine des Baches gewachsen war, und schlüpfte dann neugierig in die weißen Blüten oder setzte sich auf die rothen Beeren, als wollte er versuchen, wie sie schmeckten; oder er kletterte auch wohl auf die Blätter einer Erle und schaukelte da so lange, bis er auf seine Gefährten im Bache herunterfiel und mit diesen dann lustig weiter rannte. Als sie so zusammen eine Strecke fortgehüpft waren, immer bergab, hörten sie im Thale drunten ein Klappern, und wie sie näher kamen, erblickten sie ein Haus; vor dem lagen zwei große, rund zugehauene Steine und standen ein Paar Esel, die von einem weißbestäubten Manne mit Säcken beladen wurden. An der Hinterseite des Hauses drehte sich ohne Aufhören ein Rad, über welches der Bach hinwegbrauste. Es war eine Mühle. Im Innern derselben wurden durch das drehende Rad solche große Steine gleich jenen, die vor der Thüre lagen, schnell wie im Fluge herumgewirbelt, viel schneller als der Kreisel, welchen der Knabe peitscht, sich zu drehen vermag. Das waren die Mühlsteine, welche fleißig arbeiteten, das Korn zu weißem Mehl zu zerreiben. Welcher Riese war es aber, der die Kraft besaß, das Mühlrad sammt den schweren Steinen so hurtig zu drehen und zu schwingen? Niemand anders als unsere kleinen Tropfen, die zu tausenden über das Rad hinabsprangen und so kräftig auftraten, dass es sich vor ihnen beugte. Ein einziger Wassertropfen ist in Wahrheit ein armer Tropf; aber wenn die kleinen sich verbinden, fest wie Brüder aneinander halten, dann gewinnen sie Riesenkraft und sind groß. Das Tröpflein mit seinen Brüdern hinterdrein machte muthig den halsbrechenden Sprung, und als es hinabstürzte, war es, als müßte es im schäumenden Wasserstrudel unter dem Rade sein Grab finden. Aber bald arbeitete es sich muthig empor und schwamm weiter, so ruhig und wohlgemuth, als sei ihm nichts geschehen. Sein Weg führte zu einem Teiche, worin der Bach mündete. Auf dem Teiche schwammen Änten und Gänse, am Rande hatten die Frösche ihre Wohnung auf-

geschlagen, ließen sich's wohl sein in der warmen Sonne und stimmten lustig ihren quakenden Rundgesang an. Aus dem Schlammboden erhoben sich Karpfen und Schleihen, plätscherten und sprangen über den Wasserspiegel empor, so übermüthig, als wären sie Delfine des Meeres. Das machte unserem kleinen Tropf viel Spaß, und er beschloss, eine Zeit lang in dieser kleinen Welt zu verbleiben. Die Änten erkor er sich zu seinen Schiffen, mit denen er rechts und links, den Bach aufwärts und abwärts zum Teiche zurückschiffte; die Frösche waren seine Pferde, die er keck bestieg, um mit ihnen über die Grashalme zu springen und auf der Wiese spazieren zu reiten. Doch endlich ward es dem Kleinen, der aus dem großen, unendlichen Meere stammte, im winzigen Müllerteiche doch zu eng und zu klein und er wäre gern wieder zur Sonne aufgestiegen, um mit ihr durch die Lüfte zu segeln nach dem Weltmeere zurück, aus welchem er mit so viel Kühnheit entwischt war.

3. Schon wollte er der Sonne seinen Wunsch wieder vortragen, siehe, da kam eine Frau mit der Gießkanne in der Hand, beugte sich zu dem Teiche herab, erhaschte das Tröpflein in ihr Gefäß und spritzte es auf ihre weiße Leinwand, welche neben dem Teiche zum Bleichen ausgespannt war. Da saß nun der arme Tropf auf dem Trockenen, und er wäre schier verschmachtet, hätte nicht die gute Sonne mit ihren hellblickenden Augen zu rechter Zeit seine Noth bemerkt. Rasch zog sie ihn mit seinen Brüdern aufwärts, so dass keine Spur von ihnen auf der Leinwand zurückblieb, und wohlgemuth schwamm er wieder im blauen Luftmeere dahin. Die Sonne wollte aber nicht fortwährend von den kleinen Tropfen belästigt werden, und um eine Zeit lang Ruhe zu haben, auch dem wanderlustigen Gesellen etwas die Reiselust zu vertreiben, schickte sie ihn jetzt in das weite Flachland der russischen Ebene, wo es sehr kalt, und wo wenig Merkwürdiges zu sehen ist. Die Reise war lang, und als der Tropfen müde und matt am russischen Himmel anlangte, da war es ihm nicht mehr zu heiß. Ein scharfer Wind wehte vom Nordpol her, der machte die Luft sehr frostig, und es kamen wieder tausende von Wassertröpfchen zusammen, als wollten sie

an einander sich wärmen. Doch mit dem Erwärmen war es jetzt schlecht bestellt, denn die Sonne stand tief am Horizont und ihre schrägen Stralen vermochten kaum den trüben Nebel zu durchdringen. Die Tropfen wollten sich ihre Noth klagen und Rath halten, was nun zu thun sei, da, o Wunder, geschah plötzlich eine Verwandlung. Jedes Wassertröpflein ward zu einem weißen, silberhellen Stern, geziert mit feinen Nadeln und Härchen, so zart und fein, wie die Härchen auf dem Flügel des Schmetterlings, und wie weiße Schmetterlinge schwebten nun die Eissternchen, im bunten Tanze durcheinander hüpfend, zur Erde herab. Da sagten die Menschen: Es schneiet.

4. Unser kleiner, nun zu Schnee gefrorner Held war aber auf einen Acker niedergefallen und tausende seiner Mitbrüder mit ihm. Gleich einer warmen Winterdecke, aus weichen, weißen Eiderdunen zusammengenäht, legten sie sich über das Feld hin und schützten die im Schoße der Erde keimenden Körner und die Würzelchen vor dem strengen Winterfrost. Sie selber fühlten weder die erstarrende Winterkälte noch den rauhen Nordwind, der über die weiße Schneefläche dahinsauste; sie sahen und hörten nichts, denn sie schliefen den langen Winterschlaf. Die Sonne war weit von ihnen fortgereist, blickte aber doch aus fernem Lande oft gütig auf die eingeschlafenen kleinen Tröpfe hernieder, und diese wurden dann schön wie funkelnde Edelsteine und stralten, als wären sie leuchtende Sonnen und blinkende Sternlein geworden. Wohl ein halbes Jahr lang mochten sie so ihren Schlaf der Erstarrung durchgeschlummert haben, da stieg die liebe Sonne wieder höher am Himmel auf, kam immer näher heran und ließ durch warme Frühlingslüfte ihre Ankunft dem ganzen Heere der Wassertropfen melden, die alle in weißer Uniform unbeweglich auf dem Felde in Reih' und Glied lagerten. „Stehet auf, ihr Schläfer, und rüstet euch zum Marsch!" — so erscholl der laute Weckeruf, und diese Stimme ward von allen gehört. Munter regten und hurtig bewegten sich alle, sie warfen das Schneekleid ab, um schneller marschieren zu können; und nun konnte man wieder die fließenden bloßen Wassertröpflein

schauen. Eine Abtheilung von ihnen senkte sich in die Erde hinab, um den keimenden Körnlein einen Labetrunk zu bringen, denn diese hatten lange gedurstet; und wie sie tranken, wurden sie zusehends größer und stärker und streckten die grünen Köpfchen aus der Erde hervor. Eine zweite Abtheilung stieg gerade zum Himmel an, setzte sich in die großen Wolkenschiffe und segelte mit diesen nach Süden in die heißen Länder, die sehnlichst nach Regen verlangten. Aber unser kleiner Held war weder in der ersten Abtheilung, denn er hatte nicht Lust, sich in der Erde zu verbergen, noch in der zweiten, denn er war schon zur Genüge in dem Luftmeere gesegelt; sondern er stellte sich an die Spitze der dritten Truppe, die jetzt von dem Acker weg zur Thalrinne hinabzog, und hier in langen Zügen in geschlossenen Gliedern thalabwärts sich bewegte. Diese kriegslustigen Tropfen hatten sich zu einem muthig daherbrausenden, wildschäumenden Gießbach gebildet und sangen freudig: „Frisch vorwärts zum Meer! frisch vorwärts zum Meer!“ Da schallte ihnen noch viel lauter, als sie selber sangen, die Antwort von tausendmal tausend Stimmen entgegen aus einem größern Bach, der auch des Weges zog und das gleiche Reiseziel verfolgte: „Glück auf, ihr Brüder, zur frohen Wanderschaft!“ Beide Heere der Wassertropfen flossen jetzt in eins zusammen. Das war ein Plaudern, Murmeln und Lärmen, als immer mehr Tröpflein zusammenkamen und sich fragten und wieder erkannten und des Wiedersehens sich freuten! Das Heer der kleinen Reisigen wuchs mit jeder Minute, immer mehr und mehr Begleiter fanden sich ein, und wie erstaunten sie, als es plötzlich in ein breites Flussthal gieng und ein starker, breiter, voller Strom stolz seine Wellen ihnen entgegenwälzte. Unser kleiner Wagehals sprang vor Freude auf die Schultern seiner Kameraden und eilte über diese hinweg, um der erste zu sein, den prächtigen Strom zu begrüßen.

5. Dieser war nicht wenig erfreut, zu sehen, wie so viel rüstiges, frisches Volk in allerlei Bächen ihm zuströmte und seine Macht vermehrte. Die Tröpflein aber waren nicht wenig stolz darauf, zu einem so großen Flusse zu gehören, durch den

sie stark wurden, die schwersten Lastschiffe zu tragen! Bald fuhr ein Kahn, mit zentnerschweren Bausteinen beladen, auf ihrem Rücken dahin, und sie trugen ihn so leicht, als wäre er von Papier; bald peitschten die Räder eines Dampfschiffes, vollgepackt mit Kisten und Warenballen und vollbesetzt mit Menschen groß und klein, scharf in die glatte Fläche hinein, und dann brauste das Tropfenheer schäumend und wogend im heftigsten Zorne auf, als wollte es sich auflehnen gegen den unwillkommenen Zwang; bald stürzten die Tropfen in ihrem Übermuth auf die steinernen Pfeiler einer Brücke los, die fest und kühn ihre Bogen über die ganze Breite des Stromes geschlagen hatte, als wollten sie die Festigkeit des Baues erproben und das Menschenwerk zerstören. Jeden Augenblick sah der gute Tropf etwas Neues: kleine und große Städte, Mühlen, die gleich schwimmenden Inseln mitten im Strome standen, Schleusen, in denen er sich gefangen sah, wenn er die große Heerstraße verließ, aber aus denen er immer glücklich entwischte. Doch das merkwürdigste Schauspiel wartete seiner, als er an einer großen Handelsstadt vorüberfuhr und in den Hafen derselben mündete. Da wimmelte es von Schiffen aller Art, breiten und schmalen, hohen und niedrigen; noch nie hatte er so viele schwimmende Häuser beisammen gesehen. Es war anzuschauen wie ein lebendiger Wald, aus dem Grunde des Meeres gewachsen, so viel Mastbäume ragten da empor. Und Fahnen und Wimpel, roth und blau und grün und weiß, flatterten lustig in der Luft, Matrosen aus allerlei Volk und in verschiedenen Kleidern sangen und tranken und arbeiteten auf dem Verdeck. Und rings in einem großen Halbkreise standen schöne Paläste, so hoch wie die Kirchtürme. Da hinein wurden die Warenballen geschafft und an Rollen aufgewunden bis in die obersten Räume. Das alles betrachtete das Tröpflein, auf dem Steuerruder eines Kauffahrteischiffes sitzend; es hätte wochenlang da sitzen mögen, und die Zeit wäre ihm nicht zu lang geworden.

Indessen, als eines Tages die Matrosen desselben Schiffes ihr Lied anstimmten: „Morgen da geht's — in die wogende

See!“ da war der kleine Meeressohn doch ergriffen von heftiger Sehnsucht, heimzukehren zu der lieben Mutter, von der er schon so lange getrennt war. Er hüpfte und sprang voll Freude und Ungeduld, als die Segel ausgespannt und die Anker gelichtet wurden; er kletterte auf den obersten Rand des Steuerruders und segelte mit dem Schiffe lustig dem Meere zu. Es dauerte gar nicht lange, da schwand zu beiden Seiten das Land; große und starke Wogen, vor denen die kleinen Flusswellen sich beugten, stürzten heran, als wollten sie letztere begrüßen und heimholen zu der Mutter, die längst auf ihre Ankunft harrte. Nun sprang unser Held von seinem Sitze herab und stürzte sich in das frohe Getümmel, um den erstaunten Brüdern, die im Meere zurückgeblieben waren, seine Wanderfahrten zu erzählen, wie weit er gereiset, wo er gewesen, was er gesehen. Das Meer aber, mit einem dunkelgrünen Festkleide angethan, freute sich der zurückkehrenden Kinder, öffnete die Arme, und alle sanken an der lieben Mutter Brust.

Wenn du einmal an einem heitern stillen Sommerabende am Strande des Meeres spazieren gehst, und wenn gar kein Lüftchen sich rührt, so hörst du dennoch ein leises Murmeln und geheimnisvolles Rauschen, und weißt nicht, von wannen das kommt. Sieh, das sind die Tropfen, die sich wundersame Geschichten erzählen von den weiten Reisen, die sie gemacht. Und dann gedenke daran, dass dein Schöpfer, der alle Tropfen im Meere gezählt hat, und sie behütet, dass keins sich verliert und verloren geht, auch deine Schritte lenkt, und dich sicher geleitet durch die Irrgänge des Erdenlebens in das Meer der Ewigkeit.

A. W. Grube.

12.

Vertheidigung der Thiere.

Die Säugethiere haben insgesammt gewisse Waffen gegen ihre Feinde. Die Katze vertheidigt sich mit ihren Krallen und

Zähnen; der Stier verläßt sich auf seine Hörner; das Pferd auf die Kraft seines Hufes; der Igel krümmt sich in einen Ballen zusammen und bietet dem ihn Angreifenden von allen Seiten die Spitze; das Stachelschwein vermag selbst der Löwe nicht zu bezwingen, wenn es ihm seine Stacheln entgegen hält; dem Elefanten ist der Rüssel zur Vertheidigung gegeben; der Walfisch zertrümmert mit einem Schlage seines Schwanzes mittelmäßige Fahrzeuge; der Bär braucht seine Vordertatzen, mit denen er auf einen Schlag das stärkste Pferd zu Boden streckt; der Löwe vertheidigt sich mit Schweif und Pfote so wacker, daſs er, ergrimmt, mit jenem einen Menschen tödtet und mit dieser das Rückgrat eines Ochsen auf einen Schlag zerschmettert. Manche Thiere rettet Behendigkeit vor feindlichen Nachstellungen, oder sie finden in ihren nicht leicht zugänglichen Schlupfwinkeln Sicherheit. Nicht wenige warnt ein feines Gehör, ein scharfer Geruch, ein weitsichtiges Auge vor Gefahr.

Überhaupt weiß jedes Thier im Kampfe mit einem andern alsbald die schwächste, am leichtesten verwundbare Seite oder jenen Theil desselben zu finden, der seinem Angriff am zuträglichsten ist, so wie umgekehrt jene Stelle des eigenen Leibes am meisten zu schützen und zu verbergen, welche die verletzbarste ist. So springt der Tieger im Kampf mit dem Elefanten zunächst nach dem Rüssel desselben, während diesen der Elefant auf's sorgfältigste dem Angriffe zu entziehen sucht, um ihn zur rechten Zeit desto kräftiger zu gebrauchen. Das Pferd der Wildnis, vom Raubthier angefallen, sucht Kopf und Brust zu schützen; während es dem Feinde desto kräftiger mit den Hufen der Hinterfüße begegnet.

Mächtiger noch und in ungleich augenfälligerer Weise, als da, wo es bloß die Erhaltung des eigenen Leibes und Lebens gilt, äußert sich der Instinkt in seiner Verbindung mit Ältern-liebe. Das Thier vergisst, wenn es zur Vertheidigung seiner Jungen aufgeregt wird, jede Gefahr, die seinem eigenen Leben droht; die mütterliche Zärtlichkeit führt selbst das plumpe Walfischweibchen, dem man sein Junges raubte, immer wieder

in die Nähe der Räuber hin, wo es dann insgemein eine leichte Beute der Walfischjäger wird, und dieselbe Treue der Mutterliebe bis zum Tode wird an der Seeotter, so wie bei mehreren Säugethieren des Meeres bemerkt.

13.

Der Instinkt.

Das Merkwürdigste des Instinkts besteht darin, dass er in jeder Gattung von Thieren sich eigenthümlich artet, so dass jedes einzelne derselben eben so handelt wie alle übrigen, und kein Fortschritt im Lauf der Zeit stattfindet. So baut z. B. jede Gattung von Vögeln und Insekten auf eigene Weise und heutzutage noch eben so wie vor tausend Jahren.

Im Leben ist alles harmonisch; jedes Organ, jede Thätigkeit passt zu den übrigen und alle wirken zu einem gemeinsamen Zwecke. Jedes Thier z. B. sucht sich nur solche Nahrung, die sein Magen verdauen kann, und dieser wieder verdaut nur solche, aus welcher ein der Eigenthümlichkeit des Thieres angemessenes Blut sich bilden kann. Der Raubvogel kann nur durch thierische Nahrung solches Blut erlangen, wie es zu Erzeugung der ihm nöthigen Muskelkraft erfordert wird, und demgemäß verschmäht er auch alle Vegetabilien, so dass er eher verhungert, als dergleichen zu sich nähme.

Nicht minder stimmt die Gestalt der Gliedmaßen mit dem Instinkte überein. Vögel, die von Sumpfpflanzen oder von allerhand im Sumpfe lebenden Thieren sich nähren, haben nicht allein lange Beine zum Waten im Wasser, sondern auch lange, durch Häute verbundene Zehen, um auf schlammigem Boden nicht so leicht einzusinken. Die Füße des Maulwurfs wirken wie Schaufeln, so dass sein Gehen schon ein Graben ist. Das Faulthier tritt mit dem äußern Fußrande auf, und ist wegen dieser Art von Klumpfüßen auf ebener Erde zwar sehr unbeholfen, aber um so geschickter, auf Bäume zu klettern und sich an den Zweigen zu halten, wohin es von seinem Instinkte gerufen wird.

Hin und wieder sind auch besondere Organe für instinktmäßige Handlungen vorhanden. Bei der Arbeitsbiene sind die Füße mit einer Bürste versehen, welche den Blütenstaub abkehrt, und mit einer Grube, in welcher er gesammelt wird, während diese Vorrichtungen bei den übrigen Bienen, die keinen Blütenstaub eintragen, fehlen.

Ändert sich die Beschaffenheit eines Thieres, ändert sich auch der Instinkt und mit ihm seine Organe. Hatte die Raupe mit ihren Kiefern Laub abgebissen und ihren weiten Magen damit angefüllt, so geht der Schmetterling nur dem Honigsafte der Blüten nach, da eine Saugröhre an die Stelle der Kiefer getreten und das Verdauungsorgan verengert ist. Beim Vogel entsteht zur Brütezeit ein Andrang des Blutes und vermehrte Wärme, und er könnte sich auf die Eier setzen, um Kühlung zu finden. Dieß thut er auch, allein aus Instinkt, nicht der Kühlung wegen: denn hätte er nur diesen Beweggrund, so würde er sie bald wieder verlassen, da sie bei fortwährendem Brüten selbst heiß werden, und seine Hitze nur vermehren können. Man dürfte meinen, die Raupe spinne nur, um sich der in den Spinnkanälen angesammelten Flüssigkeit zum Spinnen zu entledigen, aber wenn man ihr Gespinst wiederholt beschädigt, so ruht sie nicht eher, die gemachte Öffnung wieder zu verschließen, bis sie aus Erschöpfung stirbt.

Die instinktmäßigen Handlungen der Thiere sind nicht selten so beschaffen, als ob sie mit verständiger Überlegung berechnet wären. Die Bieber schneiden den Baum, den sie fällen wollen, auf der Seite nach dem Wasser zu, wohin er fallen soll, etwa acht Zoll über der Erde ein, dann auf der andern Seite ungefähr drei Zoll höher, und bemerken sie, dass er bald fallen muß, so setzen sie oft ab, blicken in die Höhe und sorgen dafür, dass sie nicht beschädigt werden. Um zu stoßen, stellt sich der Bock auf die Hinterfüße, so dass beim Herabstürzen durch die Schwere seines Körpers der Stoß verstärkt wird.

In manchen Fällen äußert sich der Instinkt als liebevolle Neigung unter Thieren gleicher Gattung. So lösen die Bienen

beim Baue der Zellen einander beständig ab, indem, während die eine von der Arbeit fortgeht, ein neues Material zu sammeln, die andere mit frischem Wachse hinzukommt und den kunstreichen Bau genau nach demselben Plane fortsetzt. Jedes Lamm erkennt seine Mutter unter hunderten an der Stimme.

Wie das Thier bei Angriff und Vertheidigung von seinem Instinkt geleitet wird, haben wir bereits gesehen. Dieser Naturtrieb stützt sich nicht auf Erfahrung, sondern ist angeboren. Jeder Vogel erlernt den seiner Gattung eigenthümlichen Gesang, wenn er auch von einem Vogel anderer Gattung ausgebrütet und entfernt von seinesgleichen auferzogen ist. Junge Zugvögel, die man aus dem Neste genommen und einsam auferzogen hat, gerathen zu der Jahreszeit, wo ihre Gattung zu wandern pflegt, in große Unruhe, so dass sie einige Wochen hindurch mehrere Stunden lang herumflattern, und während der übrigen Tageszeit ihre sonstige Munterkeit verläugnen. Ja eine Hemmung des Instinkts kann selbst dem Leben des Thieres schaden. Weinbergschnecken, den Winter hindurch wach erhalten, sterben im Sommer. Auch der Kukuk soll sterben, wenn man ihn von seiner Wanderschaft zurückhält.

Nach Burdach.

14.

Das Kameel.

Der Morgen dämmert über die Wüste; die Karawane schreitet in langem Zuge die kahle, endlose Ebene hin und fördert ihre Schritte nach dem einförmigen Ton der Pfeife. Die Kameele sind mit Ballen beladen, mit Tüchern bedeckt; auf ihnen die Mauren mit bunten Turbanen und Mänteln, mit Dolch und Säbel, ihren unzertrennlichen Begleitern. Den Kameelen zur Seite gehen die Sklaven, im schwarzen Angesicht das bleiche Auge. Voran reitet ein brauner, hagerer Araber, der Herr des Zuges. All das bunte Gewimmel ist in eine Wolke von Staub gehüllt.

Die Sonne steigt empor, die Karawane kehrt sich ihr entgegen und begrüßt den Herrn der Schöpfung. Und höher hebt sich die Sonne, ihre Glut stralt herab und wieder von der Erde auf. Die wunden Sohlen schmerzen, die Glieder ermatten; brennender Durst peinigt jeden. Kein Strom mit seiner Silberwelle durchzieht ein frisches Grün, weithin ist kein Gesträuch zu erspähen. Auf heißem, schattenlosem Boden schreitet die Karawane. Käme im Sturm eine schwarze Wolke, rissen Blitze die Schleusen des Himmels auf, es würde Rettung den Schmachtenden bringen; das Gebrüll des Löwen wäre ihnen erwünscht, würd' es doch ersehntes Land verheißen. Da liegt mitten in der stillen Wüste ein Quell, ein lebendig Begrabener, der seine leise Stimme vernehmen läßt; das Kameel hat ihn aus der Ferne schon erspürt, und plötzlich gewinnt es seine Kräfte wieder, schreitet rasch voran, ihm lustig nach der ganze Zug. Da steht es still und bäumt sich vor Freude. Aus jedem Auge bricht ein lebendiger Stral; die matten Glieder durchzuckt elektrisches Feuer. Die Karawane stellt sich im Kreise auf; eifrig wird der Boden aufgescharrt, und aus des Grabes Tiefe tritt der Quell glänzend an das Licht der Erde. Die erstarrten Züge werden milder, die Augen heiter, der Muth ist gestählt, die Kräfte wachsen. Man lagert sich, die Zelte werden aufgeschlagen, die Thiere gefüttert, mit Sorgfalt vom Staube gereinigt. Da sind alle Drangsale vergessen, Gespräche erheitern die Nacht, Märchen werden erzählt; die leere Wüste ist zu einem Paradiese geworden.

Und ist das Fest vorüber, sind die Schläuche gefüllt, die Kameele getränkt, so werden die Zelte abgebrochen, die Ladungen aufgeschnallt; lustig ertönt die Pfeife, und die Reise geht dem Ziele zu. Wochen gehen vorüber, eine Öde verliert sich wieder in der andern in steter Einförmigkeit. Heiße Tage wechseln mit kalten Nächten ab. Am Tage geht der Müde im Schatten des Kameels, es wendet sich gegen ihn und leckt ihm die Hand; des Nachts erwärmt es ihn. Der Chamsin wälzt seine Gluten über die Ebene, das Kameel ist wieder dem Menschen Schirm vor diesem Ungeheuer. Eine grüne Landschaft spiegelt sich in den

Lüften, in der Ferne glänzt ein See. Die Oase ist erreicht! — Vergebliche Hoffnung! Täuschung und Trugbild ist es, die Landschaft vergeht, der See wird zur Steppe, über welche Salzkristalle statt der Quellen ihren Glanz verbreiten. Die Wasserschläuche werden leer, die Tage heißer, lästiger, die Schritte der Karawane erlahmen. Da wirst du, o treues Thier, nochmals der Retter deines Herrn; mit deinem Blute, mit deinem Leben erkaufst du ihm das seinige. Er stößt den Dolch in dein Herz, fällt gleich einem lechzenden Tieger über dich, trinkt dein Blut, erlabt sich an dem Wasser deines Magens und gewinnt Kraft, das blühende Gestade der Wüste zu erreichen. —

Das Kameel ist dem Araber geboren, sein Sklave, sein Reichthum von Abrahams Zeiten her bis zum heutigen Tage. Es ist das Schiff, auf welchem er die Wüste durchzieht; es trägt ihn zu Mekka's, zu Medina's Tempeln, geleitet ihn durch die Wüste Sahara's zum reichen Tombuktu und zu dem glänzenden Niger. Es hat die Zeichen der Sklaverei: die behaarten Fetthöcker auf dem Rücken, Schwielen an Brust und Knie sind die Folgen seiner Arbeit; die Ballen seiner kleinen, gespaltenen Hufe schützen es vor dem heißen Sande. Eine Misgestalt ist es, ohne Schmuck, ohne Anmuth, halb Pferd, halb Schaf, mit gespaltener Lippe, mit kleinen, aufgestellten Ohren, mit langem, eingebogenen Halse, dem Bart an Brust und Kinn, dem hagern Kreuz und kurzen Schweife. Auf hohen Beinen schreitet es daher, geht tagelang schwer beladen fort und ermüdet nicht. Die Blätter der Mimose, der Disteln und stachliger Gestrüppe sind seine Nahrung; es erlabt sich an dem Wasser der Zisternen und nimmt davon einen Vorrath auf die Reise mit; selten wird ihm ein Trunk aus frischem Quell zutheil. Sich auf den Boden zu werfen und Lasten zu tragen, wird es abgerichtet, demüthig und geduldig beugt es die Knie vor seinem Tirannen, damit er bequem es belade. Auf den Wink desselben erhebt es sich und folgt ihm. Er nährt sich von der Milch des Kameels, er ißt sein Fleisch und kleidet sich in seine Wolle.

R. Meyer.

15.

Der Fuchs.

Der Regen verzieht, der Wald schüttelt die lauen Tropfen aus dem Haupt, und von der Heide steigt's erfrischend und würzig in die Abendluft. In allen Schlupfwinkeln regen sich Flügel und Füße. Die Mücken beginnen ihre Tänze, die Ameisen kriechen hervor, ihre verschwemmten Straßen wieder herzustellen, der Fink schmettert aus dem Buchenwipfel herab, der Hase schießt Kapriolen, und auch der Fuchs verspürt ein heimliches Rühren. Dort lauscht er zwischen den Wurzeln einer alten Eiche. Er „windet". Alles ist sicher, die ganze Natur wiegt sich frühlingstrunken in dem erfrischten Elemente. Mit einem Satze ist Reineke vor der Thür. Jetzt könnt ihr ihn deutlich sehen! Wie er dasteht! so vornehm-lässig! so voll Bewusstsein! Man erkennt auf den ersten Blick: es rollt ein eigenthümlich Blut in seinen Adern. Es verlohnt wahrlich, Fysiognomie und Toilette des Fuchses etwas genauer zu betrachten, denn hier ist nichts unbedeutend.

Der Fuchsschädel kann für einen Musterschädel gelten. Die Stirn ist horizontal, mit straff angezogener, listig glatter Stirnhaut. Das Ohr, scharf herausgespitzt, schiebt sich unten weiter vor, um jeden Laut zu fassen. Es ist gemacht, die über ihm auf Bäumen schlummernde Beute zu erspüren; das leiseste Geräusch, das Zittern eines Blattes, das Zucken des träumenden Vogels fällt in das horchende Ohr; nichts entgeht ihm. Und nun die Nase! Wie viel Bosheit und Grazie liegt in dieser feinen, langgestreckten und geschmeidigen Spitze! Scheint es nicht, als giengen tausend unsichtbare Fühlfäden von dort aus. Aber das interessanteste Gesicht ist nichts ohne die Augen. Schön darf man freilich das Fuchsauge nicht nennen. Man erkennt daran sogleich das nächtliche Raubthier; es spielt aus grau in grün, liegt schief, halb in der Höhle versteckt, am Tage zur senkrechten Spalte verengert und hat weder die Waldfrische, die aus

dem Auge des Rehes so munter anspricht, noch auch das rollende Funkeln, welches dem Katzengeschlechte jenen magnetischen Reiz gibt; aber dennoch liegt unendlich mehr Bedeutung darin. Jetzt senkt es sich in demüthiger Ergebung, oder es blickt unschuldig und naiv umher, jetzt spielt es wie ein spöttisches Lächeln um seine Lider, und jetzt zuckt wieder ein Blitz daraus hervor, spitz und giftig, als treffe uns plötzlich der Stich einer Viper.

Alle übrigen Theile des Gesichts wie des ganzen Körpers stimmen zu diesem Bilde. Der Mund spaltet sich weit, denn der Fuchs ist ein Räuber; ein spärlicher Bart stellt sich in langen, zurückstrebenden Spitzen wie eben so viele Widerhaken um die Oberlippe; diese Lippen sind fein geschnitten und geschlossen, deuten auf Energie und Selbstbeherrschung. Öffnen sie sich aber, dann blinken scharf und grimm die Zacken des Gebisses, die nichts Lebendes entrinnen lassen, oder es knistert halb höhnend und halb zornknirschend ein heiseres, hustenartiges Bellen hervor. Den schlanken, hängenden Leib tragen schnelle Füße fast spurlos über den Boden, und stattlich schmückt ihn die buschige Schleppe. Sein Pelz schimmert roth und goldig; daher ist er „vuhs“ geheißen, d. i. der feuerfarbene; wie denn wiederum nach ihm die blanken Geldstücke genannt worden sind, die in den Händen mancher Leute wie der flinke Fuchs „mehr als einen Ausweg“ zu finden wissen.

So schleicht und streicht der schlaue dahin, er schmiegt und biegt sich, ist vorsichtig, geduldig, ausdauernd, behend, allezeit entschlossen, ein Meister über hundert Künste, den man lieben und hassen muß.

Es ist Abend, der Fuchs liegt in seinem Bau und scheint die Zeit in süßem Nichtsthun verträumen zu wollen. Inzwischen kommen ein paar junge Füchslein neben ihm zum Vorschein. Klug forschend äugeln sie umher und treiben allerhand Kurzweil. Das jüngste Füchslein ist etwas täppisch. Es fängt Grashüpfer und Käfer, zerzaust ihnen die Flügel, läßt sie zappeln, wirft sie weg, schlägt dann und wann einen linkischen Purzelbaum. Der Alte kümmert sich wenig darum. Seine Blicke sind auf

die beiden andern hoffnungsvollen Sprossen gerichtet, in denen das väterliche Talent sich mit sichtbarem Wohlgefallen wiedererkennt. Sie haben das leise schleichende Mäuslein erhorcht und im Wettsprung das flüchtende gefangen. Mit muthwilliger Lust werfen sie es der eine dem andern zu, kneipen es hier, kneipen es da, bis sie, des Spielzeuges satt, es dem jüngsten überlassen. Nun gilt's ein Nest zu spüren, eine Grasmücke zu beschleichen, den schlüpfrigen Frosch zu packen oder den Palast eines Erdwespenstammes zu durchstöbern; denn wie lecker sie auch sind, so will doch ihre Zunge alles erproben.

Da tritt auch die Mutter aus dem Erdgeschoss, und der alte Fuchs erinnert sich, dass es an der Zeit ist, die Familienszene zu beenden. Er macht sich auf; allein er eilt mit Weile. Gelassen schlendert er, den Schweif schleppend, durch Busch und Kraut, immer querfeldein. Die rosigste Laune leuchtet aus seinem Angesicht; Gedanken und Bilder umschwirren ihn wie ein lustiges Schneegestöber. Unterdessen ist er mitten im Waldbann. Er schleicht langsamer, vorsichtiger. Der Abend haucht kühl aus Halm und Blatt. Die Bäume heben ihre Wipfel regungslos in die Stille, nur die Vogelkehlen sind noch laut. Reineke ist am Rande der Waldwiese angekommen. Er lauscht. Die Blumen neigen ihre Kelche, und da und dort summt noch ein Käfer.

Plötzlich knackt es in den Zweigen. Der Fuchs spitzt das Ohr, ein Pfeifen lässt sich hören. Da tritt das Reh heraus, das Haupt keck emporgerichtet, die Augen nach allen Seiten werfend. Wieder pfeift es, und im zierlichen Sprunge ist das Kälbchen der Alten zur Seite. Plötzlich hebt die Ricke den Kopf. Ihre Lichter funkeln, ein Zittern fliegt über die Flanken, sie macht ein paar Sprünge und stampft zornig mit den Läufen. Es ist klar, sie hat den Räuber gewittert. Der hat sich leisen Fußes herangestolen, sacht, sacht, das Kitzlein unverrückt im Auge. Es gilt einen kühnen Griff. Wenn ihm die Alte nur nicht soeben den Weg verrannt hätte! Aber Reineke lässt sich nicht irren; er thut, als sei er in tiefen Gedanken. Träumerisch sinnend starrt er in's Blaue. Keine Miene verräth, dass er der Beute ansichtig

geworden. Er verschwindet, um im weiten Bogen von einer andern Seite den Angriff zu versuchen. Aber die wachsame Alte drängt sich dicht an das Junge, denn sie kennt des Laurers Arglist. Dort streift er vorbei. Die Ricke pfeift wieder, und der Fuchs schaut auf, als schrecke er plötzlich zusammen. Doch er ist inzwischen dem Ziele seiner Wünsche nah und näher gekommen. Reineke duckt sich nieder; wie eine Katze schmiegt er sich an den Boden, die Lunte zuckt, die Augen starren wildgierig auf das bebende Thier, er weist die mörderischen Reißer, hebt leise Fuß und Kopf zum Sprung und Biss — ein Moment noch — ein Satz, und — da stürzt sich die Mutter schnaubend auf den Räuber los, mit den Füßen ihn stampfend. Das Kälbchen ist gerettet. Reineke kehrt hinkend und zorngrimmig heim und schwört dem Flüchtling Rache. —

Kommt der Herbst, dann blüht dem Fuchs die goldene Zeit. In den üppigen, reifenden Feldern lagern Hasen und Kaninchen, Rebhuhn, Wachtel und Lerche. Da hinein zieht's Reineke und er mordet jetzt Tag und Nacht. Wenn er sich gütlich gethan, so winkt ihm auf sonniger Heide das Bienenhaus. Er springt hinan, leckt die würzigen Tropfen, und mag ihn das ganze Immenheer zürnend umschwärmen; er lacht ihres Stachels, zerdrückt sie, frisst sie, und am Ende müßen die fleißigen Schaffnerinnen ihm die süße Labe überlassen sammt Haus und Hof. Oder er schleicht zum Garten, wo aus dem Laub rothwangige Birnen locken, versucht im Weinberg die Traube, oder er lauert am Bach, um mit dem Fischreiher Halbpart zu machen, oder mit seinem Wedel den Krebs aus der Wasserhöhle an's Licht zu schmeicheln.

Aber die goldenen Tage sind bald vorüber. Die Felder stehen kahl, der Wald entlaubt, auch die letzten Wandervögel sind davongezogen, rauhe Stürme brausen über die Öde. Der Fuchs liegt in seiner Zelle, denn es gibt wenig zu jagen, und die gesammelten Vorräthe schützen ihn zunächst auch vor dem Mangel. — Bald liegt alles erstarrt unter der weißen Decke, Seen und Bäche gefrieren tief hinab, die Bäume krachen, vom

Frost gespalten, das Wild ächzt hungrig in den dichtesten Gründen, und Rabe, Krähe und Sperling haben längst die Straßen der Städte und Dörfer gesucht. Reineke darf das nicht. „Wenn ich ein Vöglein wär!“ seufzt er und streicht lungernd hinter einem Bauerngehöft umher. Aber es läßt sich keine Feder spüren. Die Noth treibt ihn dem Walde zu, er ergeht sich in den düstersten Gedanken. Mit einemmale hebt er die Nase. Seine Augen blitzen. Ein lieblicher Duft weht ihm entgegen. Ha, was ist das! Siehe da, — mitten in der Wildnis ein süßgebratenes Stück von Kater Hinze's Lende. Wie appetitlich! Ohne Zögern ist es verschlungen, und schnell trabt er fürbass. Und wahrlich! Da liegt ein zweites Stück! Es ist derselbe Duft, dasselbe Fleisch und Bein. Reineke betrachtet den Bissen von allen Seiten. „Wär' es eine Falle? Die Menschenkinder sind voll Arg! schon mancher fiel durch ihre List! — Aber nein, — hinweg mit solchen Gespenstern!“ und im Nu ist auch der zweite Brocken hinab.

O Reineke! Reineke! du bist verloren; — denn dort liegt noch ein dritter Bissen. In vollen Zügen schlürft der hungergepeinigte das berauschende Arom. Doch der innere Warner erhebt seine Stimme noch einmal. Und wieder umkreist der Fuchs das leckere Mahl, wieder duckt er sich, legt das Gehör vorwärts, rückwärts, spitzt es, „sichert“ allenthalben. Und wieder ist alles stumm, nur die Föhren knarren noch immer verdrossen. Es ist, als stocke der Athem der Natur. Der Fuchs fängt an zu überlegen, aber je länger er hinschaut auf das verhängnisvolle Gericht, desto wirrer wird sein Blick. Der Duft betäubt ihn, er kann nicht los, er muß hinzu. In einem wilden Satze springt er darauf los, — da krach! schlägt das Eisen die zerschmetternden Zähne zusammen.

So war der schlaue doch nicht schlau genug! Er heult vor Wut; aber es ist nicht Zeit zu ohnmächtiger Klage, denn Gefahr droht im Verzuge; es gilt eine kühne That.

Das Eisen zerschlug ihm den Lauf;
sich zu retten, gibt er ihn auf,
amputiert sich selbst, wie grimmig es schmerze;
er hat ein entschlossenes, tüchtiges Herze.

Einmal gefangen, denkt er, und nimmer wieder! und er jagt davon leicht und frei, „als hätte er eben nur den Stiefel ausgezogen.“

Das ist Reineke, der Held.

Nach Masius.

16.

Der Hund.

Wie kein anderes Thier ist der Hund der Gefährte des Menschen; er folgt ihm in die öden Steppen des heißen Südens, wie in die Schneefelder des kalten Nordens, in die fruchtbaren und unfruchtbaren Gefilde der Ebenen, wie auf die kahlen Spitzen hoher Berge; überall, wo sich Menschen finden, hält auch er sich auf. Er ist und bleibt die vollendetste und merkwürdigste von allen Eroberungen, die der Mensch von jeher in der Thierwelt gemacht hat. Aus einem starken, gefährlichen Raubthiere hat dieser sich vermöge seines Geistes einen gefügigen Gehilfen geschaffen, dessen Gelehrigkeit, Anhänglichkeit, Treue und Dankbarkeit ihn zum Bewachen der Herden und Häuser, zur Gesellschaft, zur Jagd, zum Tragen von Lasten, zum Ziehen von Wagen und Schlitten, wie zu vielen andern Diensten geschickt machen. Sein nächster Verwandter im Thiergeschlechte, der Wolf, wie grimmig ist er, und wie furchtbar wird er dem Menschen, während der Hund so ganz und gar das Eigenthum seines Herrn geworden ist! Wollten wir zweifeln, dass der Hund zu den reißenden Thieren gehöre, so brauchen wir nur sein Gebiss zu betrachten; sechs scharfe Schneidezähne in der obern und untern Kinnlade, ein scharfer, hervortretender Eckzahn auf jeder Seite derselben und vor allen Dingen der spitzige Fleisch- oder Reißzahn, hinter welchem zwei höckerige Mahlzähne sitzen, würden uns das Raubthier in ihm erkennen lassen. Außerdem bekundet aber auch sein ganzer starker Körperbau, die kräftigen Beine, deren Vorderfüße fünf- und deren Hinterfüße vierzehig sind, seine ursprüngliche Bestimmung. Mit dem Wolfe,

welcher nebst dem Fuchse ebenfalls zum Hundegeschlechte gehört, hat er noch die runde Pupille im Auge gemein, die beim Fuchse länglich ist.

Auf Neuholland gibt es noch jetzt eine Hundeart, welche ihre ursprüngliche Wildheit bewart hat. Diese Thiere sind groß und stark, von röthlicher oder dunkler Farbe, haben zottiges Haar, spitze Ohren und dicke Köpfe; sie bellen nicht, sondern stoßen ein klägliches Geheul aus, wenn sie auf Raub ausgehen; sie laufen mit großer Schnelligkeit, stürzen sich selbst auf Menschen und auf größere Raubthiere und richten besonders in Schafherden großen Schaden an, da sie jedem Thiere ein Stück ausbeißen, und ihr Biss so bösartig ist, dass die Wunde selten heilt; daher oft zwanzig bis dreißig Schafe an dem Biss eines Hundes sterben. Auch in Amerika, Asien und Afrika streifen verwilderte Hunde in zahlreichen Scharen umher und machen auf alle Thiere, selbst auf Löwen und Tieger Jagd. Die herrenlosen Hunde, welche in Lissabon und Konstantinopel umherlaufen, erscheinen ebenfalls als wahre Raubthiere, sind indes, besonders in der letztern Stadt, für die Reinlichkeit der Straßen von großer Wichtigkeit, da sie Aas und Abgänge der Speisen, welche sonst verfaulen und die Luft verpesten würden, aufsuchen und verzehren. Sie leben dort paarweise und sind mit ihren Familien zugleich die treuesten Wächter des Hauses, aus welchem sie ihre Nahrung zu empfangen pflegen. Die vor einem bestimmten Hause lebende Hundefamilie duldet keinen fremden Hund unter sich, so wie diejenigen einer Straße ebenfalls keinen fremden Hund einlassen. Bisweilen führen die Hunde verschiedener Straßen einen förmlichen Krieg mit einander. Den Einwohnern, welche ihnen bekannt sind, thun sie nichts zu Leide; aber der Fremde wird von ihnen nicht selten angefallen und umzingelt, und kann nur durch einen herzueilenden Türken, auf dessen Wort sie sogleich hören, oder durch einen Tribut an Speise erlöst werden.

Hinsichtlich der Größe, Gestalt und Farbe der Hunde herrscht die größte Verschiedenheit, von der Größe eines Eich-

kätzchens, wie das Bologneser Schoßhündlein mit dem langen seidenartigen Haar, bis zu der eines kleinen Pferdes, wie die muthige und im Zorn furchtbare englische Dogge. Der gelehrigste und gutmüthigste unter allen Hunden ist der Pudel mit den breiten, hängenden Ohren und den langen, krausen, fast wolligen Haaren; die wenigsten Fähigkeiten scheint der Mops zu haben, welcher der Bullenbeißer im kleinen ist. Auch der Spitz kann zu mancherlei Künsten abgerichtet werden und ist wegen seiner Wachsamkeit und Treue sehr geschätzt. Der Dachshund mit seinen kurzen, krummen Beinen und langen, breiten, hängenden Ohren geht, ohne einer Dressur zu bedürfen, in den Bau der Füchse und Dachse, um dieselben heraus und dem Jäger zuzutreiben. Der magere Windhund mit langer, spitzer Schnauze, kleinen Ohren, schlankem, meist kurzhaarigem Körper auf dünnen, hohen Beinen ist eines der schnellsten Thiere, bellt selten, sieht vortrefflich, riecht aber schlecht. Er ist weder sehr treu noch wachsam und wurde früher viel zur Hetzjagd gebraucht. Jagd- und Hühnerhund sind die treuen Begleiter des Jägers; besonders der letztere ist zur Jagd auf Rebhühner, Schnepfen und Hasen fast unentbehrlich. Der neufundländische Hund zeichnet sich durch eine zwischen den Zehen befindliche kleine Schwimmhaut aus, vermöge welcher er sehr geschickt zur Wasserjagd und zur Rettung von Menschen ist, welche in's Wasser gefallen sind. Der Schäferhund ist nicht gerade hübsch, aber der aufmerksame Naturfreund wird ihn doch mit großem Vergnügen betrachten, wie er die Herde, von der er jedes Stück kennt, nach dem Willen seines Herrn lenkt, wenn ein Kleestück oder sonst ein verbotener Leckerbissen in der Nähe ist, daran auf- und abläuft, oder still liegend nur beobachtet, ob ein Thier die Gränze überschreitet, und es dann schnell aufspringend zurückjagt. In Buenos Ayres in Südamerika haben die Schafe und Ziegen keine andern Hirten als Hunde. Diese treiben morgens die Herden vom Hof, führen sie auf die Weide, begleiten sie den ganzen Tag, vertheidigen sie gegen jeden Angriff und bringen sie bei Sonnenuntergang wieder nach Hause. Den Kolonisten am Kap in Afrika, welche Schaf-

zucht treiben, sind die Hunde dabei fast unentbehrlich. Durch sie wird der Buschmann wie der Parder und Schakal abgewehrt, und selbst den Löwen schreckt ihr muthiges Bellen zurück. Die Hunde, welche nach geschichtlichen Mittheilungen im Kriege die Wagenburg der alten Deutschen bewachten, kämpften selbst noch erbittert mit den Römern, wenn ihre Herren schon gefallen waren.

Nach Gittermann.

17.

Das Huhn.

Das Huhn stammt aus Ostindien, woselbst es jetzt noch wild gefunden wird. Es ist übrigens schon lange als zahmer Hausvogel bekannt. Die Spanier haben es nach Amerika gebracht; allein auf vielen Inseln der Südsee traf man es schon bei ihrer Entdeckung an. Die vorzüglichsten Abarten sind: das Riesenhuhn, Mohrenhuhn, Wollhuhn, Strupphuhn und Kluthuhn. Es ist erfreulich, dass dieser nützliche Vogel überall verbreitet ist, bei Arm und Reich, in Dörfern und Städten. Auf den Dörfern ist freilich mehr Raum vorhanden, Hühner zu halten und zu pflegen. Man darf da nur einmal bei der Fütterung zusehen und beobachten, wie auf einen langgedehnten Ruf plötzlich aus Scheuer, Stall, Garten, Hof ꝛc. mit größter Schnelligkeit eine ganze Schar Hühner zusammenkommt und die Körner unermüdet fleißig aufpickt. Der Hahn ist dabei bescheiden. Bei all seinem Stolze tritt er manches Körnchen ab, und wenn er zuweilen eines allein findet, so lockt er ein Huhn herbei und überlässt es diesem. Bei dieser Gelegenheit kann man so recht den Unterschied der einzelnen Hühner in Augenschein nehmen.

Die Hühner haben einen mehr hohen als breiten Körper, dabei einen mäßig langen Hals. Der etwas gebogene Schnabel trägt als Zierde oben und unten einen rothen, fleischigen Kamm. Außerdem haben die Hühner seitwärts zusammengedrückte, meistens

aufgerichtete Schweife und kurze Flügel, welche nicht sonderlich zum Fliegen tauglich sind; sie bedienen sich auch derselben nur selten und fast nur im Nothfall. Dagegen können sie sehr schnell laufen, wozu ihre Füße besonders zweckmäßig eingerichtet sind. Dieselben sind vierzehig und kräftig, und die Flügel werden beim Laufen als Ruder benutzt.

Die Zeichnung der Federn ist mannigfaltig, während die Gestalt der Hühner übereinstimmend ist. Der Hahn zeichnet sich besonders aus; er ist einer der schönsten deutschen Vögel.

Die Hühner gehören zu den wenigen Vögeln, welche nicht paarweise leben, sondern der stolze Hahn ist der Wächter und Gebieter einer ganzen Schar; bei einer Anzahl von 15, 20—24 Stück sieht man in der Regel nur einen Hahn. Man läßt die Hühner nicht gern über 3—4 Jahre alt werden, obgleich sie ein Alter von 20 Jahren erreichen können. Das Huhn ist scheu im wilden und im zahmen Zustande, und getraut sich kaum Futter in der Nähe der Menschen oder wohl gar aus der Hand derselben zu holen. Droht Gefahr, so warnt der Hahn; hat er irgend einen Fund gemacht, so ruft er durch sein Geschrei. Nachts ruht er nicht lange. Kaum ist Mitternacht vorüber, so wird er wach und läßt den ersten Morgenruf erschallen. Durch diese Regelmäßigkeit im Rufen ist der Hahn zum Wecker für den Bauersmann geworden. Wem sein Ruf selten zu Ohren klingt, wem er unbekannt ist, auf den wirkt er zuverlässig eigenthümlich ein. Ist es das Ungewohnte, oder ist es der Gedanke an die Worte der Bibel: „Ehe der Hahn zweimal krähet, wirst du mich dreimal verläugnen“? Sei dem, wie ihm wolle, der Ruf wirkt eigen, wenn er durch die weite Nacht hinschallt, wo sich nichts regt und alles schweigt. Ist der Morgen herangekommen, dann eilen Hahn und Hühner im Hof und Garten umher und suchen Körner, allerlei Sämereien, Würmer, verschiedene Insekten, und in den ersten Sommermonaten Maikäfer auf. Im Winter ist ihr liebster Aufenthalt in Ställen und Scheuern; den Schnee lieben sie nicht; überhaupt sind sie gegen die Winterkälte empfindlich. Es hat dieß seinen Grund

darin, dass sie aus einem warmen Klima stammen und niemals völlig sich an die Kälte haben gewöhnen können.

Den Hof behauptet der Hahn; lässt sich ein fremder Hahn neben ihm blicken, so gibt es oft Kampf auf Leben und Tod. Diese Eifersucht hat man besonders in England, Indien und China dazu benutzt, öffentliche Hahnenkämpfe zu veranstalten. Wahrlich eine traurige „Volksbelustigung"!

Wenn eine Henne brüten will, zeigt sie dieß durch einen eigenthümlichen Ton an, welchen man glucken nennt; daher auch die brütende Henne oft Glucke genannt wird. Eine solche Henne legt nicht mehr als 12—15 Eier, aber ein Huhn, welches nicht brütet, legt jährlich wohl 100 Eier. Fast möchte man sagen, sie sei stolz auf das Eierlegen; denn wenn sie ein Ei gelegt hat, pflegt sie ihre That, nachdem sie das Nest verlassen, durch Gackern und oft durch gellendes Schreien der Welt zu verkündigen. Dadurch verräth sich das Huhn, wenn es vielleicht auf verbotenen Wegen war und das Ei in ein fremdes Nest oder an einen versteckten Ort legte. Am liebsten legen sie dahin, wo andere Hühner auch hinlegen; nur wer ein Huhn besitzt, hat zu gewärtigen, dass es weglegt, weil es die Gesellschaft aufsucht. Immer legen die Hühner ihre Eier in ein sauberes Nest. Wenn die Umgebung unsauber wäre, das Nest würde doch durch Stroh oder Heu reinlich hergestellt; denn obwohl die Hühner sich oft im wahren Sinne des Worts im Staube, der von der Sonne beschienen wird, baden, sind sie doch nicht Freunde der Unreinlichkeit. Wer die Hühnerställe nicht in gutem, sauberen Zustande erhält, dessen Hühnerzucht wird nicht gedeihlich sein. Es thut den Hühnern sehr wohl, wenn der Boden ihres Hauses zuweilen mit Sand bestreut wird, und wenn man in demselben mit Thimian und Lavendel räuchert. Während des Brütens darf man eine Henne nicht zu oft stören, sonst verlässt sie das Nest und die Brut geht zu Grunde. Und wenn die Gluckhenne ihren Küchlein die erste Anleitung im Suchen und Scharren gibt, will sie nicht gestört sein, sie greift dann ihren Feind mit Kühnheit an und theilt heftige Flügelschläge aus. Obgleich sie jedoch so

sehr um ihre jungen Nestflüchter besorgt ist, so wütet sie dennoch zuweilen gegen dieselben, namentlich gegen solche, welche eine Farbe haben, die sie nicht leiden mag.

18.

Die Taube.

Das Anmuthigste unter allem, was Flügel trägt, ist unstreitig die Taube.

Sie ist ein lieber, frommer und schöner Vogel, sanft und arglos, voll zärtlicher Liebe und nach dem Glauben der Alten ohne Galle; ihr ganzes Sein und Leben ist friedlich und ohne alle Schuld. Sie ist dem Menschen zugewandt und doch frei; ihre Farbe ist fein, oft leuchtend und jede Bewegung nett und lebensfroh in Flug und Zug.

Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit zeigt sich in ihrer Tracht. Die eine hat ein nettes Häubchen, eine zweite eine Perücke, eine dritte trägt einen Kragen; diese kichert, jene trommelt, und noch eine andere schlägt rugsend ihr Rad. Wie zierlich trippelt dort der kleine befranzte Fuß über den weißen Sand, wie neugierig blickt ihr röthlich Auge umher! Jetzt schwingt sie sich leicht und frei auf das vom glänzenden Strale der Morgensonne beschienene Dach; nun wird geschnäbelt, getändelt, geziert und allerhand Kurzweil getrieben.

Schön und schnell ist der Flug der Taube; sie fliegt am schnellsten unter allen Vögeln, und dieß ist ihr einziger Schutz gegen den Falken.

Wenn der Raubvogel, dem menschlichen Auge kaum sichtbar, über dem Hofe schwebt, dann hat ihn die Taube schon erblickt, und ist ein Verbergen nicht möglich, so erhebt sich die ganze Schar und steigt im dichten Kreise auf.

Rascher und immer rascher dreht sich der Knäuel, den Räuber zu verwirren. Dieser stößt herab, — verfehlt seine

Beute, denn Blick und Stoß sind unsicher geworden; er versucht es ein-, zweimal, aber vergeblich, es bleibt ihm nichts übrig, als beschämt von dannen zu ziehen. Freilich ist der Ausgang oft auch ein anderer, ein blutiger.

Man hat berechnet, daſs die Taube innerhalb zehn Minuten eine Strecke von drei Wegstunden durchfliegt, und dieser außerordentlichen Flugkraft wegen ist die Taube schon in den ältesten Zeiten zum Eilboten für gute und böse Kunden, vorzüglich zum Briefwechsel gemacht worden.

Wie des Gatten, so pflegt die Taube auch ihrer Jungen mit emsiger, zärtlicher Liebe; jedes Korn weicht sie ihnen im Kropfe auf, und verläſst das neugeborne, schüchterne Junge den Schlag zum erstenmal, so umflattert sie es fürsorgend von allen Seiten. Oft wird sie ein Opfer ihrer Liebe; man kann nicht ohne inniges Mitleiden sehen, wie diese treuen Thiere bei Feuersbrünsten sich mitten durch die Glut- und Dampfwirbel schwingen und in verzweifelten Flügen das Taubenhaus umkreisen, bis endlich der Brand ihr Federkleid ergreift und sie in die Flamme hinabstürzt.

Masius.

19.

Der Strauß.

Die Dürre und Hitze zwingt zuweilen den Strauß, die Ebenen Südafrika's zu verlassen, und dann trifft eine große Anzahl dieser Riesenvögel auf den Höhen zusammen. Gewöhnlich aber, und besonders in der Brutzeit, leben nie mehr als vier bis fünf beisammen, nämlich ein Hahn mit seinen Hennen. Diese legen ihre Eier zusammen in ein gemeinschaftliches Nest, das aus einer runden Vertiefung in dem etwas aufgelockerten Thonboden besteht, die so groß ist, daſs der brütende Vogel sie bedecken kann. Rund umher scharren sie mit den Füßen eine Art von Wall, gegen welchen sich die Eier im

Kreise anlehnen. Jedes Ei im Neste steht auf der Spitze, damit ihrer die größtmögliche Zahl Platz finde. Sobald zehn bis zwölf Eier im Neste sind, fangen die Strauße an zu brüten und zwar abwechselnd, indem am Tage die Hennen einander ablösen; bei Nacht aber brütet das Männchen allein, um die Angriffe der Schakals abwehren zu können, die den Eiern gierig nachstellen. Man hat häufig Schakale und andere kleinere Raubthiere erschlagen neben den Nestern gefunden, ein Beweis, dass die Strauße sich nicht nur mit ihnen in einen Kampf einlassen, sondern sie auch zu besiegen wissen. Ein Schlag von ihren plumpen Füßen ist hinreichend, ein solches Thier zu Boden zu strecken. Indessen legen die Hennen während des Brütens immerfort, und nicht nur bis das Nest voll ist — dieß ist der Fall, sobald dreißig Eier darin sind — sondern auch nachher. Diese später gelegten Eier liegen ordnungslos um das Nest herum und scheinen von der Natur dazu bestimmt, die Raubsucht der eben genannten Feinde zu befriedigen, denen sie lieber die frischen Eier als die schon bebrüteten preisgeben will. Jedoch haben sie noch eine wichtigere Bestimmung, die nämlich: den jungen Straußen, die, sobald sie ausgekrochen sind, schon die Größe eines gewöhnlichen Huhnes haben, und deren zarte Mägen noch nicht das harte Futter der Alten vertragen, zur ersten Nahrung zu dienen. Die Alten selbst zertreten ihnen eines dieser Eier nach dem andern und bringen sie durch diese nahrhafte Kost in kurzem so weit, dass sie selbst im Stande sind, sich im Felde ihre Nahrung zu suchen. Die Vermehrung der Strauße würde ganz beispiellos sein, wenn sie nicht eine so große Menge von Feinden hätten, die besonders von den Jungen sehr viele vertilgen.

Der Strauß ist ein sehr kluges Thier, dem im offenen Felde nicht leicht beizukommen ist, weil seinem weitblickenden, wachsamen Auge nichts entgeht, und er sofort die Flucht ergreift, wenn Gefahr droht. Besonders sorgfältig suchen die Strauße den Ort zu verheimlichen, wo sie ihr Nest angelegt haben. Sie laufen nie gerade darauf zu, sondern pflegen es erst in weiten Bogen zu umkreisen, da hingegen nach den Quellen, aus welchen

sie zu trinken pflegen, immer gerade Bahnen führen, die auch in den unbewohntesten Gegenden oft auf die Vermuthung führen, es seien menschliche Füße dort gewandelt. Ferner lösen sich die Weibchen entweder im Brüten nicht unmittelbar ab und entfernen sich erst beide aus der Gegend des Nestes, damit man nicht gewar werde, wo sie sich legen, oder sie wechseln so schnell, dass der etwaige Späher nie beide zugleich zu sehen bekommt. Am Tage verlassen sie das Nest auch wohl ganz und überlassen der Sonne das Geschäft des Brütens. Sobald sie bemerken, dass ihr Nest entdeckt ist, und dass ein Mensch oder ein Raubthier dabei gewesen, die Lage der Eier verändert oder wohl gar davon mitgenommen, zerstören sie es augenblicklich selbst, zertreten alle Eier und legen an einem andern Orte ihr Nest an. Wenn daher die Kolonisten ein Nest finden, pflegen sie sich mit einem oder doch nur wenigen der umherliegenden, noch nicht bebrüteten Eier zu begnügen, verwischen mit einem Reis sorgfältig wieder die Spur ihrer Fußtritte und können auf diese Art ein solches Nest zur Vorrathskammer eines sehr angenehmen Nahrungsmittels machen, aus welcher alle zwei bis drei Tage so viel geholt werden kann, als die Haushaltung davon bedarf. Ein Straußenei wiegt nahe an drei Pfund und wird im Durchschnitt 24 Hühnereiern gleichgeschätzt. Der Dotter ist sehr schmackhaft, doch muß man gestehen, dass er den feinen Geschmack der Hühnereier nicht hat. Er ist so nahrhaft und sättigend, dass man nicht viel auf einmal davon genießen kann. Es gehören schon vier sehr hungrige Personen dazu, um ein ganzes Straußenei zu verzehren, und dann müßen es noch echte Afrikaner sein, die an so derbe Kost gewöhnt sind.

Die Eier halten sich lange frisch und werden oft nach der Kapstadt gebracht. In den Monaten Juli, August, September findet man die Straußeneier am häufigsten, und dann taugen die Federn, die beim Brüten auf der Erde abgestoßen und beschädigt werden, am wenigsten. Indessen findet man auch zu allen übrigen Jahreszeiten Nester und bebrütete Eier, wie denn bei dem wenig bemerkbaren Wechsel der Jahreszeiten

in diesem Lande die Lebensart der Thiere überhaupt viel weniger Regelmäßigkeit hat, als in Europa. Ein Straußenei wird 36 bis 40 Tage bebrütet, ehe das Junge auskommt.

Es ist bekannt, dafs nur das Männchen die schönen weißen Federn liefert, die nun schon seit so langer Zeit als Kopfputz der europäischen Damen beliebt sind. Gewöhnlich kommen sie im Wege des Tauschhandels gegen europäische Waren und Kleidungsstücke zu uns. An den Gränzen hin findet man fast bei jedem Kolonisten einen Vorrath davon, und wenn diese ihren Gastfreunden Geschenke machen wollen, so sind es fast allemal Straußfedern. Nur findet man wenige darunter, die ganz so beschaffen sind, wie sie die Modehändler in Europa zu wünschen pflegen.

Die Straußenweibchen sind ganz schwarz, in jüngern Jahren dunkelgrau; sie haben im Schweif keine weißen Federn. Wenn man indessen nicht auf die Farbe sieht, so sind ihre Schweiffedern eben so groß und schön, wie die der Männchen.

H. v. Lichtenstein.

20.

Die indische Landschildkröte.

Dieses Thier findet sich wahrscheinlich auf allen Inseln der Gallopago's (Inselgruppe des stillen Ozeans, etwa 110 Meilen von den Küsten Kolumbia's entfernt).

Die indischen Landschildkröten besuchen vorzugsweise die hochgelegenen, feuchten Orte, aber bewohnen auch die niedrigen und trockenen Landstriche. Ihr Fleisch ist außerordentlich wohlschmeckend; einige erreichen eine ungeheure Größe. Diejenigen, welche auf den Inseln leben, wo es kein Wasser gibt, oder in den niedrigen und trockenen Theilen der andern, nähren sich hauptsächlich von dem saftigen Kaktus. Die, welche die höheren, feuchten Regionen bewohnen, fressen die Blätter verschiedener Pflanzen, die sauer und herb sind, und eine blafsgrüne Flechte, die in Gewinden von Bäumen herabhängt.

Die Schildkröte liebt das Wasser, trinkt große Mengen davon und gefällt sich im Schlamme. Die größern Inseln jener Gruppe haben allein Quellen und diese liegen immer nach der Mitte zu und in einer beträchtlichen Höhe. Wenn also die Schildkröten, die in niedrigen Gegenden wohnen, durstig sind, so müßen sie weite Strecken zurücklegen. Aus diesem Grunde laufen breite und wohl ausgetretene Pfade in jeder Richtung von den Quellen bis zur Meeresküste, und die Spanier entdeckten die Wasserplätze, indem sie diesen Pfaden folgten.

Wenn die Schildkröte an der Quelle ankommt, so begräbt sie ihren Kopf bis über die Augen in's Wasser, ohne von einem etwaigen Zuschauer Notiz zu nehmen und schluckt begierig in großen Zügen, deren sie etwa zehn in einer Minute thut. Die Bewohner der Inseln sagen, dass jedes Thier drei oder vier Tage in der Nähe des Wassers bleibe und dann nach dem niedern Lande zurückkehre; aber über die Häufigkeit dieser Besuche waren sie in ihren Angaben nicht einig. Es ist indessen sicher, dass Schildkröten selbst auf den Inseln leben können, auf denen es kein anderes Wasser gibt, als das, welches während einiger Regentage fällt.

Wenn die Schildkröten nach einem bestimmten Punkte hinwandern, so gehen sie Tag und Nacht und kommen viel früher an dem Ziel ihrer Reise an, als man erwarten sollte. Die Einwohner glauben nach Beobachtungen an gezeichneten Thieren, dass sie in zwei oder drei Tagen eine Entfernung von ungefähr acht (englischen) Meilen zurücklegen können.

Im Oktober legt das Weibchen seine weißen, runden Eier, gewöhnlich zusammen in sandigen Boden. Die Jungen werden, sobald sie ausgekrochen sind, in großer Zahl die Beute des Bussards. Die Einwohner glauben, dass diese Thiere ganz taub sind; so viel ist gewiss, dass sie eine Person, welche dicht hinter ihnen geht, nicht hören. Erst beim Anblick derselben ziehen sie Kopf und Beine ein, lassen ein tiefes Zischen hören und fallen mit lautem Schall wie todt zur Erde. Das Fleisch der indischen Schildkröten, deren einzelne bis 200 Pfund wiegen, wird sowohl frisch wie gesalzen genossen, und aus dem Fett bereitet man ein helles Öl.

Nach E. Dieffenbach.

21.

Die Schlangen.

Man sagt, die Schlangen haben rothes, kaltes Blut, das heißt: die Wärme desselben ist nicht sehr bemerkbar. Der niedere Wärmegrad im Blut der Schlange hat seinen Grund darin, dass der Umlauf desselben bei ihr nur langsam vor sich geht; dazu kommt, dass die Wärme aus einem langgestreckten Körper, wie ihn die Schlange besitzt, eher entweicht, als aus einem kugelförmigen.

Aber die Natur, die für alles so herrlich sorgt, hat der Schlange eine dicke Fettlage gegeben, welche sie warm und geschmeidig erhält. Bei manchen, z. B. bei der Klapperschlange ist sie oft so dick, dass man durch Ausschmelzen an der Sonne bedeutende Massen Öl daraus gewinnt. Von den meisten Schlangen verzehren es die Eingebornen der heißen Erdstriche mit dem größten Appetit.

Wie schön ist die äußere Hülle bei den meisten Schlangen mit Schuppen, Schilden und Farben geziert! Diese dienen nicht selten den Wilden als Schmuck, und in Florida und Mexiko wird die Karmoisinschlange allgemein zum Putze um den Hals oder in den Haaren getragen. Fast scheint es, als ob die giftigsten Schlangen am verführerischsten gekleidet wären. Aber das Merkwürdigste dabei sind unstreitig die Ringe am Bauche; jeder ist gleichsam eine Art von Glied, das die Schlange wie einen Fuß gebrauchen kann, je nachdem sie ihn hebt oder andrückt. Dadurch, dass jeder seinen Muskel hat, der ihn in Bewegung setzt, ist die Behendigkeit und Geschmeidigkeit der Schlangen erklärlich. Die Natter hat gegen hundert solcher Ringe, die Riesenschlange nahe an dreihundert. Es gibt sogar eine Schlangenart, welche dieselben so gut rückwärts wie vorwärts bewegen kann.

Aber gesetzt auch, wir wüssten es gewiss, was einige Naturforscher nur vermuthen, dass bloß einige Schlangenarten ihre Bauchschuppen zum Gehen gebrauchen, so müßen wir die Schnellkraft

aller bei ihren Sprüngen bewundern. Indem sie ihren Körper in Windungen legen, dann aber plötzlich denselben mit der größten Geschwindigkeit ausstrecken, können sie, indem sie das schnell nacheinander wiederholen, in kurzer Zeit einen Raum zurücklegen, wie verhältnismäßig kein anderes Thier mit gleicher Eile. Aber gewöhnlich sind sie listig genug, um auf den ersten Sprung ihre Beute zu erhaschen; ihre Schweifspitze gebrauchen sie wie einen elastischen Fuß, auf dem sie sich aufrichten und fortschnellen. Einige Schlangen, wie die Brillenschlange, können sich viertelstundenlang auf der Schweifspitze in die Höhe gerichtet erhalten; sie ringeln sich schneckenförmig darüber, bald gerade aufwärts, bald seitwärts oder vorwärts; das nennt man dann den Schlangentanz.

Eigenthümlich ist die Ernährungsweise der Schlangen. Die Kinnladen aller Schlangen öffnen sich so außerordentlich weit, dass sie mit Leichtigkeit weit dickere Thiere, als sie selbst sind, verschlingen können. Die Ringelnatter, welche kaum einen Zoll im Durchmesser hat, verschlingt Kröten und Frösche, die ihr dann wie dicke Knäuel im Magen liegen. Die Riesenschlange, die bekanntlich durch ihre große Muskelkraft Schafen, Ziegen, Gazellen, ja selbst Ochsen die Knochen zerbrechen kann, indem sie sie umschlingt, schluckt diese Thiere ganz hinab, ohne sie zu kauen, obgleich ihre Zähne so groß wie die eines Hühnerhundes sind; sie dienen eben nur zum Festhalten der Beute. Kein Wunder, dass die Schlange nach einer solchen Mahlzeit in eine Art von Starrsucht verfällt, während welcher das langsame Verdauungsgeschäft vor sich geht.

Dass die Schlangen nicht stechen, sondern beißen, ist längst bekannt. Die giftigen Schlangen spritzen ihr Gift durch zwei besondere Zähne in die erst beigebrachte Wunde aus. Diese Giftzähne sitzen vorn an der obern Kinnlade, sind hakenförmig gebogen, wie die Krallen der Katzen, und können, wie diese, von der Schlange in eine Scheide zurückgezogen und wieder hervorgestreckt werden; sie sind hohl und haben an der Spitze eine Öffnung, an der entgegengesetzten Seite aber stehen sie mit

einem Bläschen, in welchem sich das Gift ansammelt, in Verbindung. Der Biss mancher Schlangen tödtet auf der Stelle, oft erfolgt der Tod des Gebissenen erst einige Zeit nachher; der Biss anderer hat bloße Geschwülste zur Folge. Wilde Völker essen selbst giftige Schlangen, wenn das Thier nicht etwa sich selbst gebissen hat, ohne Nachtheil.

22.

Der Wasserfrosch.

Der berühmte Naturforscher Linné hat den Ausspruch gethan, die Natur, die alle übrigen Geschöpfe so wunderbar ausgestattet, dürfe sich der Reptilien nicht rühmen. — Wäre Schönheit wirklich das einzige oder oberste Gesetz der Naturbildungen, so würde man einem solchen Vorwurfe beistimmen können. Denn in der That ist jenes „doppellebige" Geschlecht, das sich in den Schlupfwinkeln der Moräste, Flussufer und Wälder verbirgt, keineswegs anziehend zu nennen. Die bald schmutzigtrüben, bald grellglitzernden Farben, die meist schlüpfrige Gestalt, die schleichende, huschende, schießende Bewegung, die Trägheit und Gefräßigkeit dieser Thiere haben von jeher abgestoßen; und wo sich hiemit jene Mordgier paart, wie bei Krokodil und Schlange, da steigert sich dieser Eindruck selbst zur Furchtbarkeit. Dennoch erscheint der eigenthümliche Widerwille des Menschen gegen das Amfibium nicht überall begründet. Es gibt einzelne Reptile, die, vorurtheilsfrei betrachtet, aufhören häßlich zu sein und sogar anziehend werden können. Dieß gilt vorzugsweise von den Lurchen oder Froschreptilien (Batrachiern), wenngleich natürlich nicht von allen. Die Kröte z. B. wird stets einen ekelhaften Anblick gewähren, und die Pipa von Surinam mit ihrer scheußlichen Brut auf dem Rücken jagt auch dem kälteren Beobachter Entsetzen ein.

Die Batrachier, denen außer den Kröten noch die Molche beizurechnen sind, gehören zu den zahlreichsten Amfibien. Eine einzige Kröte legt über 1000 Eier, ein Frosch mindestens 500.

Dass sie zur Landplage werden können, erzählt schon die Bibel, und Schriftsteller des Alterthums wissen sogar von ganzen Stämmen zu berichten, welche durch ein ungeheures Überhandnehmen dieser Thiere gezwungen wurden, ihre Wohnsitze zu verlassen. Fast durch alle Zonen finden sie sich; denn während in den Tropenwäldern der Ochsenfrosch beim Einbruch der Nacht sein dumpfes Gebrüll wetteifernd mit dem Geheul der Affen und dem Lärm der Zikaden ertönen lässt, fehlt auch dem Sommer Lapplands der quakende Sumpfchor nicht. Ihrer Verbreitung und Massenhaftigkeit entspricht ihr Artenreichthum. Man kennt allein 80 Spezies der eigentlichen Frösche von jenem Brüller Louisiana's an, der gegen einen Fuß misst, bis zu unserm anderthalbzolligen Laubhüpfer herab. Dazu bieten sich bei aller Familienähnlichkeit sehr mannigfache Formen. Man vergleiche den Leuchtfrosch, dessen orgelnde Kehle durch das Dunkel glüht, und den sonderbaren Hornfrosch mit dem ohrähnlichen Lappen über dem Auge, die schwer und scheu über Gräben und Äcker fortkriechende Kröte und den zierlich geschweiften Triton, der in seinem Teiche schnalzend hin- und herfährt. Sie alle gehören zu den Batrachiern im weitern Sinne. Auch sind fast alle diese Thiere friedlicher, unschädlicher Art, denen nichts, als ein hergebrachtes Vorurtheil entgegensteht. Ganz besonders darf dieß von den Fröschen behauptet werden, von denen unstreitig der Wasserfrosch einer der interessantesten ist.

Aus dem plattgedrückten Froschkopf mit seinen feisten Backen treten die bedeutsamen Augen hervor: groß, rund, lebhaft, eines festen, dreisten Blickes fähig, und bei einigen Arten wie mit Lidern umgeben. Ihre Farbe wechselt vom dunkeln Schwarz bis zum feurigen Gelb. Am schönsten freilich und mit wirklich goldenem Glanze schillert die Iris des Krötenauges. Ähnlich dem Auge der Katze, der Eule und anderer Nachtthiere übt es eine elektrische Gewalt; es ist vorgekommen, dass Menschen, welche dem Blick einer Kröte zu widerstehen suchten, von demselben überwunden fast ohnmächtig wurden. Von Nase und

Ohr zeigt der Froschkopf nur Andeutungen, um so mehr fällt dagegen das breite Maul auf. Da ihm aber die eigentlichen Lippen fehlen, erscheint es schweigsam geschlossen und markiert sich nur zuweilen durch einen farbigen Saum, so wie durch das meist weiße Unterkinn. Unmittelbar an den Kopf, der sich nicht auf einem freien Halse abhebt, schließt sich der Rumpf mit zierlichen, schlanken Gliedmaßen.

Die Froschtracht ist ein rechtes Jägerkleid; grün wie das Schilf, in dem er lebt, verfärbt sie sich nach Zeit und Umständen. Der Laubfrosch ändert seine Farbe sogar alle drei, vier Wochen, je nach dem dunkelnden oder falbenden Laube, so dass er Sommer und Herbst unbemerkt unter den Blättern der Bäume verbringt. Dabei wird das Gewand im Jahre mehreremale abgelegt, ein dünnes Hemdlein, welches auf dem Papiere aufgefangen, kaum den Umriss einer Bleistiftzeichnung zurücklässt, aber meistens von den Fröschen selbst verspeist wird.

Sein eigentliches Wesen macht der Wasserfrosch am meisten unter seinesgleichen geltend, im Reiche der Sümpfe und Bäche. Das Wasser ist sein Element; dort will er gesehen und gehört sein.

Sendet die Frühlingssonne ihre ersten Stralen auf die Erde herab, dann erwacht mit all den Schläfern in der Tiefe auch der Frosch. Der schwere Wintertraum wird abgeschüttelt, durch den vom Eise befreiten Spiegel sieht er das goldene Licht, sein Herz wird weit, die Glieder strecken sich: er taucht auf. Da hebt er nun den stumpfeckigen Kopf heraus, unbewegt wie ein Stein, und verwundert in die Welt starrend, die ihn sprossend und grünend umgibt. Aber noch ist er stumm und matt. Gleichmüthig lässt er den Menschen herzukommen, nur wenn etwa ein Wurf das Wasser aufrührt, greifen die Füße langsam aus. Wie die Sonne höher steigt, entfaltet der Frosch ein energischeres Leben. Bald lässt er die Stimme erschallen, und nun antwortet aus allen Wassern der wundersame Chorgesang. Wer kennt ihn nicht? Es ist nicht der fröhlich keckernde Schrei des Laubfrosches, noch weniger das heisere Knarren der Kröte,

sondern ein breiter, behaglicher, mit einer gewissen Virtuosität gleichsam herausgebohrter Ton, dem dann ein Gelächter folgt, so durchdringend und in so hastigen Stößen, daß man glauben möchte, den lustigen Gesellen müße die Kehle bersten.

Am lautesten sind in Sommernächten die Froschkonzerte in weitgedehnten Ebenen. Wenn da alles Leben schläft, und nur von fern das einsame, bange Gestön der Moorunke herklingt wie ein Ruf aus der Unterwelt, dann erhebt mit einemmale im Weiher der Frosch die Stimme. Es ist ein wohllautender Tenor. Er ladet zum Konzerte ein. Eine tiefere, offenbar bejahrtere Stimme fällt ein, eine dritte gesellt sich dazu:

Moarks, Moarks, Moarks.

Eine Pause entsteht und der Vorsänger singt wieder allein, wieder folgen einige langgezogene Einzelgesänge, aber plötzlich schmettert ein herz- und nervenerschütternder Chor in die Lüfte. Mit ähnlichen kurzen Unterbrechungen durchtönt das Gesänge die ganze Nacht, und stundenweit vernimmt es das Ohr.

Während die Frühlingssonne auf dem Wasserspiegel den Froschlaich ausbrütet, sitzt das Weibchen dabei und ergießt in sanften, murmelnden Lauten, ähnlich dem Schnurren der Katze, ihr mütterliches Herz. So gemüthlich jedoch diese Töne klingen, ist doch der Frosch nicht eben zärtlich. Nur von der Sonnenwärme gelockt, verlassen die kleinen fischähnlichen Jungen die Eihülle und obhutlos schweift die Schar umher, um endlich aus selbsteigener Kraft das jugendliche Schwänzchen abzuwerfen und in wirklicher Froschgestalt zu erscheinen.

Dann freut sie's, mit den Alten am Ufer sich zu sonnen; wie Hündchen aufgestemmt, sitzen sie auf dem Rasen, lungern und lauern; oder sie wiegen sich lustig in der binsenen Hängematte, oder halten Rast unter dem Schattendach eines Pilzes. Plötzlich aber, wenn die Fliege heranschwärmt, schießt die seltsam klebrige Zunge hervor, von innen vornüber klappend, und die vorwitzige ist gefangen. Kein Flügelschlag reißt sie von der Leimruthe los, da diese eben so schnell wieder zurückschlägt.

Auch wagen sie wohl nach einem Schmetterling oder einem Käfer den Sprung; selbst dem Spatzen, der zum Trunke herbeikommt, trachten sie nach. Denn die langen Hinterfüße sind nicht bloß Ruder, sondern auch Springstangen, mit denen sich der platschige Körper in mächtigem Bogen bis zur Klafterweite fortschwingt. Man muß es natürlich finden, wenn Mädchen und Frauen vor der urplötzlich aus dem Versteck hervorhüpfenden Kreatur entfliehen, obwohl das Erschrecken am Frosch ist; denn Furcht packt doch den sonst so fröhlichen Gesellen, wo er den Menschen nahe sieht. Darum gab ihm auch die Natur, wie den meisten Thieren, denen nicht Gegenwehr, sondern nur Flucht vor dem Feinde gestattet ist, das leise hörende Ohr. Kaum raschelt ein Schritt durch das Gras: plump! springen alle der Reihe nach in's Wasser und stoßen pfeilschnell vom Ufer. Dort fühlen sie sich geborgen. Ist alles Verdächtige verschwunden, dann kehrt die lärmende Munterkeit zurück, sie gehen wieder an's Land oder überbieten einander in ihren Schwimmerkünsten.

Aber trotz seines friedsamen Wesens hat der Frosch nicht wenig Feinde. Vor allen ist ihm der sachtschleichende Storch gefährlich, der ihn am liebsten des Abends überrascht. Auch der Rabe fahndet auf ihn. Er kommt an den Teich und spricht: „Kimm raas! Kimm raas!" Aber der Frosch weiß wohl, was das bedeutet: „Du kroalst mich! Du kroalst mich!" Läßt er sich endlich doch verführen, herauszukommen, so frißt ihn der Rabe und höhnt: „Rindfleisch ist zähe! Rindfleisch ist zähe!"

Gleich den Sängern des Feldes, verstummt im Hochsommer auch der Frosch. Er verbirgt sich in seiner Höhle, das ganze Thier wird ein anderes. Ohne der Nahrung oder frischer Luft zu bedürfen, liegt es später da und gefriert, um als ein Frühlingskind der Erde wieder hervorzugehen zu einem neuen Dasein. So währt sein Leben, zwischen Sommerlust und Winterschlaf getheilt, ein, auch zwei Jahrzehnde.

Nach Masius.

23.

Flutenwanderer.

Nicht bloß die Zugvögel stellen zu gewissen Zeiten ihre Wanderungen an, sondern auch einzelne Fischgattungen wechseln von Zeit zu Zeit das salzige Element des Meeres mit dem süßen Flusswasser. Wie jene in wohlgeordneten Scharen unter kluger Anführung die Lüfte durchsegeln, so kommen diese in dreieckig geformten Zügen, den stärksten des Zuges voransendend, aus den nördlichen Meeren in unsere Ströme und Flüsse, um in diesen ihren Laich abzusetzen. Es sind namentlich die Lachse, welche im zeitigen Frühjahre, sobald die starre Eisdecke geschmolzen ist, uns ihren Besuch abstatten. Ist das Wetter günstig, so ist ihr Zug ruhig, und in neckischen Spielen halten sie sich an der Oberfläche des Wassers; bei Sturm und Wetter aber, oder wenn ihnen Gefahr droht, schießen sie pfeilschnell dahin und halten sich, jedoch immer in ihrer bestimmten Ordnung: die Männchen voran und die Weibchen im Nachtrabe, mehr in der Tiefe.

Wie kommt der Lachs in die Schweiz? wie nach Böhmen? in einzelne Gebirgsgegenden? Das ist ganz natürlich; denn seine Züge gehen nicht nur durch die Hauptflüsse, sondern er macht auch seine Streifzüge in die kleineren Flüsse; ja er ist nicht nur ein vorzüglicher Schwimmer, sondern auch ein tüchtiger Turner. Eine Wehr, ein Wasserfall oder ein ähnliches Hindernis weiß er geschickt zu bewältigen. Er krümmt sich ringförmig an der Oberfläche des Wassers zusammen; indem er Kopf und Schweif erhebt, schnellt er über die Oberfläche empor und macht so einen vier bis sechs Fuß weiten Sprung. Freilich, wo das Hindernis ein noch weiteres Ziel setzt, muß er sich wohl fügen; doch das geht uns Menschen nicht besser.

Die Wanderung des Lachses dauert bis in den September; dann tritt die Laichzeit ein, welche erst gegen Weihnachten zu Ende geht. An dem Grunde der Flüsse und Bäche mit

sandigem Bette, an Stellen, die von Gewächsen geschützt sind, wühlt sich der Lachs mit seinem Maule ein und legt hier seine Eier. Der Reisezweck ist jetzt erfüllt, und stromabwärts, dem Meere zu, geht nun seine Wanderung. Nach etwa zehn Wochen kriechen die Jungen aus, bleiben noch etwa zehn Wochen im Sande verborgen und gehen dann, nachdem sie einen Fuß lang gewachsen sind, in die großen Flüsse und aus diesen in das Meer.

Der Lachs ist ein sehr beliebter Fisch, daher man ihm auf seinem Zuge fleißig nachstellt. Man baut in Flüssen, welche nicht zu breit sind, Wehre, und bringt Netze an, in denen die überspringenden Lachszüge aufgefangen werden; man fängt sie in Netzreusen, sticht sie mit widerhakigen Speren, ähnlich wie die Hechte u. s. w., kurz die vielfachen Verfolgungen haben an deutschen Küsten und in den deutschen Flüssen eine bedeutende Verringerung dieses Wanderfisches bewirkt. In den Uferländern des Rheines steht aus diesem Grunde der Lachs unter dem Schutze des Gesetzes.

24.

Der Zitteraal.

Die sumpfigen Seen und Flüsse Amerika's sind reich an Zitteraalen. Die Indianer treiben sehr oft Pferde und Maulthiere zusammen und jagen sie in den Sumpf. Der Lärm und die Bewegung, welche dadurch entsteht, lockt die Aale aus dem Schlamme heraus und reizt sie zu den elektrischen Entladungen, indem sie den Pferden unter die Beine kriechen und denselben derbe Schläge beibringen.

Die Indianer umzingeln, mit Bambusstäben und Harpunen bewaffnet, das Wasser und hindern durch Schreien und Stoßen die Pferde, an's Land zurückzukehren. Die Aale kommen immer mehr in Unruhe und bringen den Pferden Schlag auf Schlag bei. Mehrere Pferde unterliegen auch und sinken im Wasser unter. Manche der untersinkenden kommen wieder hervor, sträuben

schnaubend die Mähnen, ihre Augen funkeln in wilder Angst, sie suchen dem Feinde zu entfliehen, der ihnen unsichtbar solche Schläge beibringt. Nach und nach läßt die Wut des ungleichen Kampfes nach, die Aale ermatten und entfernen sich von ihren Gegnern. Sie bedürfen viel Ruhe und reichliche Nahrung, um die verlornen Kräfte wieder zu ersetzen. Die Maulthiere und Pferde erholen sich, das unheimliche Funkeln ihrer Augen hört auf, und die Aale nähern sich dem Ufer, wo man sie mit kleinen, an langen Stricken befestigten Harpunen fängt. Wenn die Stricke völlig trocken sind, so fühlen die Fischer, indem sie den Fisch emporheben, keine Erschütterungen. Es wäre verwegen, sich den ersten Schlägen eines ungeschwächten Zitteraales auszusetzen. Erhält man einen solchen Schlag, so folgen furchtbare Betäubungen und Schmerzen. Ich erinnere mich nicht, durch Entladung einer großen Leydener Flasche je eine so furchtbare Erschütterung erlitten zu haben, als die war, da ich einst unvorsichtiger Weise beide Füße über einen Zitteraal legte, der eben aus dem Wasser gezogen worden war. Ich fühlte den ganzen Tag hindurch in den Knien und fast in allen Gelenken den empfindlichsten Schmerz.

Man gebrauchte sonst die Zitteraale zur Heilung von Lähmungen. Die amerikanischen Wilden bedienten sich auch schon des Zitteraals zur Heilung von Gicht und Kopfschmerzen, wie die Griechen des Zitterrochens. Wir erhielten einen in einem Netz gefangenen, völlig unverletzten Zitteraal und nährten ihn mit Fleisch. Er verursachte den kleinen Schildkröten und Fröschen, die, mit der Gefahr unbekannt, sich wohl traulich auf seinen Rücken setzen wollten, nicht geringen Schreck. Die Frösche flüchteten, sobald sie wieder zur Besinnung gekommen waren, und als wir sie wieder in dem Wasserzuber mit dem Aal zusammenbrachten, entsetzten sie sich schon über seinen Anblick.

A. v. Humboldt.

25.

Der Häring.

Kaum gibt es ein wunderbareres Geschöpf als den Häring, dessen Geschichte in den tiefsten Tiefen des großen Salzwassers noch gar nicht so genau erforscht ist, als man meinen mag. Unter allen den kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist das seine wahrscheinlich das zahlreichste. Denn wer zählte die ungeheuren Schwärme, welche jährlich aus dem Meeresschoße aufsteigen, an allen Küsten des nördlichen Europa's erscheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden der Gefräßigkeit der Raubfische und Vögel erliegen und doch immer wieder in der zahllosen Fülle zum Vorschein kommen. Der Häring erscheint und verschwindet mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit. Vielleicht lebt er eine Zeit lang in dem hohen Polarmeer, vielleicht hat er dort in Tiefen, welche kein Senkblei ermißt, sein geheimes Reich und zieht dann gleich den Reitervölkern der Steppen jährlich aus, die Meere zu durchschwärmen. Große Häringskönige, so erzählen die Fischermärchen, Prinzen und Herzoge führen die Scharen, und ziehen ihnen in silberglänzenden Rüstungen voraus *).

Der Häring erscheint jährlich dreimal an der Küste von Norwegen, aber der Hauptfang geschieht im Februar. Es ist dieß die Frühlingsfischerei; sie liefert die größte Menge und die fetteste, größte Art der Fische, den sogenannten Frühlingshäring. Der Fang geschieht vornehmlich an dem Küstenstriche zwischen Bergen und Stavanger, am Eingange des großen Bukkefjord. Auf diesem Raume versammeln sich im Februar wenigstens 2000 Böte, die mit 12.000 Fischern bemannt sind. Diese begeben sich Ende Januar auf die Inseln hinaus, mieten Plätze und Hütten und thun sich zu Gesellschaften zusammen.

*) Diese Häringsfürsten sind Sensenfische (Messer- auch Sonnenfische), die 2—3, ja selbst 12 Fuß lang werden und allerdings dem Wanderzuge voraus zu eilen scheinen.

Gewöhnlich bilden zwei Kähne, jeder mit fünf, sechs Mann besetzt, einen solchen Verein (Baadlag). Zwanzig bis dreißig Baadlage vereinigen sich dann zu einer Jacht, deren Besitzer — der Kaufherr — die oberste Leitung führt. Der Kaufmann schießt dafür den Fischern vor, was sie brauchen: Geräth, Leinen, Segelwerk, Netze und Lebensmittel auf zwei bis drei Monate. So gerüstet erwarten die Fischer die Häringsschwärme, denen sie ungeduldig bis in's Meer hinaus entgegenfahren, mit begierigem Auge den fernleuchtenden, silberblauen Schimmer erspähend, welcher das Nahen der Beute anzeigt.

Noch ehe jedoch diese Stunde schlägt, melden schnelle und fürchterliche Wächter den Heranzug des Thieres. Einzelne Walfische streichen an der Küste hin und werden mit lautem Jubel begrüßt; denn sie sind die sichern Verkündiger des Heeres. Es ist, als habe der Walfisch den Auftrag erhalten, den Menschen die Botschaft zu bringen, sich zum Angriff bereit zu machen. Sein Schnauben in der ungeheuern Wasserwüste, das Sprudeln seiner Nüstern, wunderbare Springbrunnen, welche in den Lüften funkeln, sind seine Sprache. Hat der Walfisch seine Sendung vollbracht, so jagt er zurück zu seinen Gefährten, und hilft ihnen den geängstigten Häring rascher gegen die Küste treiben, wo sich dieser in die Scheren zwischen die Inseln und Klippen drängt und um dem grimmigen Feinde draußen zu entkommen, anderen, noch schrecklicheren in die Hände fällt. Denn hier halten die Fischer mit ihren Netzen. Zuerst kommen die Fische einzeln, bald aber in so dichtgedrängter Masse, dass sie Wände von ungeheurer Höhe bilden, welche Fischberge heißen und oft bis auf den Grund des Meeres reichen und durch ihren Druck die Böte mehrere Zoll hoch über das Wasser heben.

Die Fischerei selbst geschieht auf zweierlei Art, mit Netzen und mit Angeln. Der Fang mit Netzen ist der üblichste und auch der gewinnreichste. Jedes Bot hat deren etwa 36, die meisten sind zwei Faden (1 Faden = 6 Fuß) lang und einige Faden tief. Mehrere werden aneinander geknüpft bis zu 20 Klafter Länge und anderthalb Klafter Breite. Diese werden jeden Abend

einige hundert Fuß tief, je nachdem der Fisch zieht, in Reihen aufgestellt, unten mit Steinen beschwert und oben von Holzklammern gehalten. Doch stellt man nur die Hälfte der Netze auf einmal, die dann des Morgens gezogen werden, da der Häring bei Tage die Fallen bemerkt und vermeidet. Auch dürfen die Netze nicht größer sein, indem diese jedenfalls zerreißen würden. Denn der Fisch steht so dicht zusammen, dass, wenn der Fang gut ist, in jeder Masche des Netzes auch ein Häring steckt.

Will man mit Angeln fischen, so gehört dazu eine Leine von 4—500 Klaftern, welche meist aus drei Seilen zusammengeknüpft ist, an denen 1000—1200 Angeln angebracht sind. An den Haken derselben sitzt der Köder, welcher gewöhnlich aus Muscheln oder aus Fischfleisch besteht.

Hat nun der Fischer die Netze oder Angeln gezogen und sein Bot mit Fischen gefüllt, so rudert er damit an's Land zurück, wo der Kaufmann wartet. Dort werden sie gezählt und diesem überliefert. Schaluppen stehen bereit, in deren Raum die Fische geworfen werden, und sobald die Fahrzeuge gefüllt, eilen sie nach Bergen. Dort nun eröffnet sich an der „deutschen Brücke" ein neues Schauspiel. Arbeiter karren den Häring aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuser. Hier sitzt, von Tonnen umringt, eine gehörige Anzahl Menschen, größtentheils alte Frauen, die mit dem Messer in der Hand das Werk des Ausweidens verrichten. Die Karren werden bei ihren Plätzen umgestürzt, so dass sie halb in Fischbergen begraben sind, und die Weiber ergreifen einen Häring nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf und reißen mit einem kunstmäßigen Zug das Eingeweide heraus. Dann werfen sie ihn in die bereitstehenden Fässer, und sie haben in dieser Arbeit eine solche Fertigkeit, dass viele tausend Fische täglich durch ihre Hände gehen.

Sobald die Kübel gefüllt sind, werden sie von andern Arbeitern an den Platz des Einsalzens gefahren, dort in Tonnen gepackt, mit der Salzlake begossen, vom Böttcher geschlossen, und nun, in den Magazinen aufgestapelt, sind sie zur Ausfuhr

fertig und bereit. Wenn man bedenkt, dass in den letzten Zeiten von Bergen allein jährlich beinahe 300.000 Tonnen Häringe ausgeführt wurden, kann man sich einen Begriff von der Größe und Lebendigkeit dieses Handels machen. Alle gewinnen dabei. Das Holz zu den Fässern kommt aus den Wäldern, und die Eigenthümer derselben, die Bauern, welche es heranfahren, die Handwerker, welche es verarbeiten, die Frauen und Kinder, die den Häring kehlen, die Fischer und Schiffer, die Botsleute und Reeder, vor allen aber die Kaufleute, theilen den Vortheil.

Aber wie viel Gefahren, wie viel Mühen und fast übermenschliche Anstrengungen erfordert das Fischergewerbe! Wie viel entsetzliche Noth bringt es mit sich! Man denke sich dieß nordische Meer am Ende des Januarmonats, von Orkanen gepeitscht, die mit rasender Wut über nackte Klippen jagen. Man denke sich diese Brandungen, diese eisigen Wogen, diese kalten Regengüsse, diese Schneestürme, die Elemente verbündet und im Aufruhr: dann erst erscheint es doppelt wunderbar, wie zähe die Kraft des Menschen, wie kühn sein Wille, wie gierig sein Verlangen nach Gewinn, wie sonderlich sein ganzes Wesen. Nur durch Kunst hat er sich des ewig beweglichen Elements bemächtigt, nur mit Gefahr seines Lebens erhält er sich darauf, und doch fragt er nicht nach Sturm und Eis und nach den schrecklichen Entbehrungen. Eine Art Raserei ergreift ihn. „Die Fische sind da!“ und er muß sie fangen, sie tödten, mit Walthieren und Adlern um den Preis streiten! Es ist, als habe er die wilde, gierige Lust an Kampf und Sturm mit zur Welt gebracht; es zieht ihn, als könne er nicht anders. Gib dem armen Nordlandsfischer ein gutes Feld, das ihn ernährt, wenn er halb so viel arbeitet, als in seinem lockern, morschen Kahne: er wird es verschmähen, verschmähen wie der Alpenjäger das bequeme Haus verschmäht. Diesen lockt das rauschende Dickicht der Wälder, jenen das brausende Wogen des Meeres; dieser träumt von dem Prachtgehörn der Gämse und vom Knall seines Feuerrohrs, jener von den ungeheuren Netzen und dem silberglänzenden Gewimmel darin; — auf den Bergen schweifen, auf

den Wellen fahren dünkt ihnen viel schöner als in Städten wohnen und an vollen Tischen sitzen. So mächtig ist der wilde Trieb zu wagen und zu gewinnen — oder zu verlieren.

Th. Mügge.

26.

Kriege und Spiele der Ameisen.

Obschon unter den Ameisen nichts als Liebe, Eintracht und Gleichheit zu herrschen scheint, so vertilgen sie dennoch einander, wenn sie sich zu sehr vermehrt haben; sie legen einander aber keine Schlingen, bedienen sich keiner Schlauheit und keines Auflauerns wie viele andere Insekten, sondern greifen im offenen Felde und mit wohlgeordneten Heeren einander an; auch wenn sie andere Insekten fangen, geschieht es immer durch ehrlichen Kampf. Ihre Waffen sind die Kiefer, der kleine Stachel und das saure Gift, welches eine schwache Röthe auf der Haut verursacht. Die Arbeiter sind jedoch allein die Kriegsfähigen, die andern ergreifen sogleich die Flucht. Unter allen Feinden scheuen sie andere Ameisen am meisten, und dabei sind die kleinsten nicht die, welche am wenigsten zu fürchten sind, weil sich mehrere zugleich an die Beine der größten hängen, sie herumzerren und an der Flucht hindern. In ihren Kämpfen muß man über ihre Wut erstaunen; sie lassen sich eher die Beine ausreißen, als dass sie nachgeben; oft bleiben abgerissene Köpfe oder ganze Todte an den Beinen der Fortlaufenden hängen, so sehr haben sie sich eingebissen. Die größeren greifen die kleineren unversehens an, fassen sie oben am Leibe und erwürgen sie mit den Kiefern; merken aber die kleinen den Angriff vorher, so holen sie die andern, die dann in Massen herbeiströmen.

Will man regelmäßige Kriege sehen, so muß man in die Wälder gehen, wo die rothbraunen Ameisen ihre Herrschaft über alle vorbeiziehenden Insekten behaupten und mit ihresgleichen von verschiedenen Nestern Krieg führen, wie es im Mittelalter

benachbarte Städte gethan haben. Manchmal rücken aus zwei Kolonien, die über hundert Schritte von einander entfernt liegen, die Heere so zahlreich gegen einander, dass sie den ganzen Weg zwei Schuh breit bedecken und in der Mitte sich bekämpfen. Tausende ringen einzeln mit einander und suchen den überwundenen Feind mit den Kiefern in die Gefangenschaft zu schleppen. Der Kampf beginnt gewöhnlich zwischen zweien, die sich mit den Kiefern packen, sich eine gegen die andere aufrichten, um das Gift wechselseitig aufeinander zu spritzen; dann fallen sie auf die Seite und ringen lange miteinander im Staube, bis endlich eine dritte herbeikommt und den Sieg entscheidet; aber bisweilen eilen mehrere hinzu und packen sich an den Füßen, so dass oft sechs bis zehn aneinander hängen.

Gegen die Nacht ziehen sich beide Heere allgemach in ihre Städte zurück, indem sie die Todten liegen lassen, die Gefangenen aber mit sich führen. Vor Sonnenaufgang jedoch rücken sie wiederum und noch viel wütender gegen einander. Die Kampfbegierde ist so heftig, dass man sie stören kann, ohne dass sie an einem hinanlaufen. Das Wunderbarste dabei ist, dass die Ameisen in solchen Kämpfen Freund und Feind zu unterscheiden wissen. Sie gehen zwar immer mit offenen Kiefern auf einander los, greifen sich auch manchmal an, lassen aber gleich wieder ab und streicheln sich mit ihren Fühlhörnern, wenn sie zu einem Stocke gehören. Während des Kampfes gehen dennoch alle Geschäfte im Neste fort, und immer schleppen die einen Gefangene nach Hause, während die andern im Kampfe bleiben und wieder andere in den Wald gehen, um Nahrung zu holen.

Anders gestalten sich die Kriege der rothbraunen mit den Blutrothen. Diese erwarten jene in kleinen Truppen in der Nähe ihres Nestes, rücken dicht geschlossen vor, ohne sich zu trennen, und packen einzeln jeden Feind, der sich zu weit vorgewagt hat. Dieser Krieg gewährt ein wunderbares Schauspiel. Beide Parteien legen sich in Hinterhalt und suchen sich zu überrumpeln. Rücken aber die rothbraunen mit Gewalt vor, so

werden die zu Hause sofort um Hilfe gebeten, und ein großes Heer dringt sogleich in Masse aus den Thoren heraus, um die einzelne Schar des Feindes zu umzingeln. Das kann man wochenlang alle Tage sich erneuern sehen zwischen zwei ziemlich entfernten Haufen, wenn sie nur an demselben Zaune liegen und ihre Wege in das wechselseitige Gebiet streifen.

Die braunrothen Ameisen scheinen auch spielen zu können. An schönen Tagen sitzen sie haufenweise auf ihren Nestern in einer allgemeinen Bewegung, ähnlich der des siedenden Wassers; sie alle schwingen dann die Fühlhörner mit erstaunlicher Geschwindigkeit; streicheln sich gegenseitig mit den Vorderfüßen sanft den Kopf, richten sich paarweise auf, ringen mit einander, werfen sich herum und fassen sich bald an den Kiefern, bald am Halse oder am Hinterleibe, ohne Gift auszuspritzen. Dann läßt eine die andere los, um mit einer neuen Gespielin dasselbe Treiben zu wiederholen. Andere spielen miteinander wie Hunde, indem sie sich aufrichten, sich umdrehen und endlich einander umwerfen.

Oken.

27.

Der Ameisenlöwe.

Jedermann kennt die schönen Insekten mit langem, schmalem Leibe und großen, florartigen, schimmernden Flügeln, die unter dem Namen Wasserjungfern oder Libellen an warmen Sommerabenden in Gärten und namentlich in der Nähe des Wassers sich sehen lassen.

Die gewöhnliche Libelle hat einen schmalen, walzenförmigen Leib, vier weiße Flügel von außerordentlich zartem Gewebe, sechs kurze, dünne Füße, am Kopfe zwei schwarze Augen, zwei dicke Fühlhörner und eben so viele sägenartige Zangen, mit denen das Thier seine Nahrung erfaßt, die aus kleinen Mücken besteht. Dasselbe lebt, nachdem es seine Eier in den Sand gelegt hat, nur kurze Zeit.

Aus dem Ei entwickelt sich ein etwa drei Linien langes, larvenartiges Insekt von ganz eigenem Baue. Der aus kleinen Ringen zusammengesetzte graubraune Leib wird von sechs kurzen Füßen getragen. An der Vorderseite des Kopfes, der auf einem beweglichen Halse sitzt, befinden sich zwei starke Zangen oder Hörner, die dem Thiere zugleich dazu dienen, seine Beute, kleine Insekten, zu erfassen und auszusaugen. Nach unten läuft der Leib in einen harten, scharfen, spitzigen Stachel aus. Dieses Thier heißt Ameisenlöwe.

Sobald es das Ei verlassen hat, fängt es sogleich an, auf eine eigenthümliche Weise für seine künftige Nahrung zu sorgen. Es wählt sich eine gegen den Regen geschützte Stelle, unter einem Felsen oder Baume, auf sehr feinem, trockenen und beweglichen Sande. Hier fängt der Ameisenlöwe an, eine Grube zu graben, indem er seinen spitzigen Hinterleib in den Sand steckt und nun rückwärts schreitend eine vollkommene zirkelförmige Furche beschreibt; zugleich wirft er mit seinen Zangen den auf beiden Seiten der Furche sich anhäufenden Sand hinaus. Ist der erste Zirkel vollendet, so gräbt er einen zweiten kleineren, dessen Rand den ersten berührt, dann einen dritten und vierten, und so fährt er spiralförmig fort immer kleinere Kreise zu beschreiben, indem er tiefer und tiefer in den Sand eindringt. So entsteht ein vollkommen regelrechter Trichter, dessen Tiefe dem Durchmesser des ersten gleich ist, und dessen Wände steil genug sind, um den Sand zu halten. Ist der Bau vollendet, so verbirgt sich der Ameisenlöwe in der Tiefe desselben im Sande. Nähert sich nun ein Insekt, etwa eine Ameise, die ihm am häufigsten zur Beute fällt, so wartet er, bis es den Abhang der Grube betreten hat; dann macht er eine rasche Bewegung, wodurch der Bau einigermaßen erschüttert wird; der Sand rollt unter den Füßen des arglos wandernden Insektes weg, das gewöhnlich mit fortgerissen, hinunterfällt und so die Beute des unten aufgestellten Jägers wird. Erholt es sich dagegen vom ersten Schrecken, und sucht es die Wand zu erklimmen, oder, wenn es fliegen kann, im Fluge sein Heil, so wirft der

Ameisenlöwe mit ungeheurer Kraft mit seinem schaufelartigen Kopfe eine Menge Sand in die Höhe; ein dichter Sandregen fällt auf den unglücklichen Flüchtling herab, betäubt, blendet und verwundet ihn; einen Augenblick kämpft er gegen das stets neu auf ihn eindrängende Wurfgeschoss; endlich verlassen ihn die Kräfte, er taumelt zurück, stürzt in den Abgrund und fühlt sich von zwei kräftigen Zangen gepackt, die seinem Leben sogleich ein Ende machen. Das erbeutete Thier saugt der Ameisenlöwe sogleich aus und wirft dann die Überbleibsel zur Grube hinaus. Ein todtes Thier dient ihm nie zur Nahrung, auch duldet er keinen Leichnam, überhaupt keinen fremden Körper in der Grube.

Ist die Zeit gekommen, in der nach den Gesetzen der Natur seine Verwandlung vor sich gehen soll, so verlässt er seinen Posten, zerstört zuweilen den Trichter und gräbt sich tief in den Sand desselben ein. Dann spinnt er sich aus feinen, klebrigen Fäden ein festes durchsichtiges Seidengewand, in das er sich einhüllt, und rollt sich nun, gleichsam in sein Sterbekleid gewickelt, nach allen Seiten im Sande herum. Die Sandkörner bleiben an der äußern Hülle hängen, und zuletzt bildet sich eine kleine Sandkugel von einem halben Zoll Durchmesser, deren Mittelpunkt der eng zusammengekauerte Ameisenlöwe ist. So bleibt er zwei Monate unbeweglich liegen; nach dieser Zeit fängt er an, sein äußeres Gewand abzuwerfen; seine Hörner, seine Füße, seine Augen bleiben an demselben hängen und er erscheint als ein ganz anderes Wesen mit längern Füßen, längerem Leibe, dicken Fühlhörnern und sägenartigen Zangen — als Libelle. Die Verwandlung ist vor sich gegangen, jedoch kann sich das Thier in dem engen Raume nicht ausdehnen, es bleibt immer noch in einer zweiten, ganz durchsichtigen, ungemein dünnen Hülle zusammengerollt, und fängt nun an, das Gefängnis mit seinen scharfen Zangen zu zernagen, bis es endlich, die letzten Bande abwerfend, durch den zu einer harten Masse gewordenen Sand eine kleine Öffnung gemacht hat, die es immer mehr erweitert und durch die das Thierchen zuletzt schlüpft, um

ein neues, aber nur kurzes Leben zu beginnen. Nach 3—4 Wochen legt die Libelle ihre Eier in den Sand und hat ihr Dasein beschlossen.

Nach Burmeister.

28.

Die Prozessionsraupen.

Oft fürchten wir, wo nichts zu fürchten ist, ein andermal sind wir leichtsinnig nahe bei der Gefahr. In unsern Eichenwäldern hält sich eine Art von graufarbigen haarigen Raupen auf, die sich in sehr starker Anzahl zusammenhalten und in großen Zügen dicht aneinander und aufeinander von einem Baum auf den andern wandern; deswegen nennt man sie Prozessionsraupen. Oft sieht man sie langsam auf der Erde fortkriechen, oder an den Eichstämmen hinaufziehen; sie theilen sich bisweilen wie ein Strom in zwei und mehr Arme, ziehen eine Strecke weit so fort, vereinigen sich dann wieder und schließen einen leeren Raum in der Mitte wie eine Insel zwischen sich ein. Oft sieht man an der Länge eines ganzen Stammes hin eine unzählige Menge leerer Bälge, welche sie bei der Häutung hängen ließen.

Wer im Sommer oft in Eichenwälder kommt, wird sich erinnern, dieses Schauspiel schon gesehen zu haben. Daß solche Züge von gefräßigen Raupen an den Blättern der Bäume, wo sie hinkommen, große Verwüstungen anrichten und das Gedeihen und die Gesundheit der Bäume hindern können, ist leicht zu errathen; doch ist das nicht das Schlimmste, sondern sie können sogar dem menschlichen Körper gefährlich werden, wenn man ihnen zu nahe kommt, sie muthwillig beunruhigt oder sie aus Unvorsichtigkeit mit einem entblößten Theile des Körpers berührt und drückt. Sie dulden es nicht ungestraft, wenn sie sich rächen können. Man hat traurige Beispiele davon erlebt. Personen, welche diese Raupen mit bloßer Haut berührten, erhielten an diesen Stellen des Körpers eine starke Geschwulst, heftige und

schmerzhafte Entzündungen. Wie das zugehen mag? Die Raupen lassen augenblicklich ihre kurzen, steifen, stechenden Haare gehen und drücken und schießen sie gleichsam wie Pfeile ihrem Feinde in die zarte Haut des Körpers. Dieß ist das Mittel, welches die Natur auch diesen verachteten Thieren zu ihrer Vertheidigung gegeben hat. Mehrere andere Arten von Haarraupen thun es auch, aber bei den Prozessionsraupen ist die Menge gefährlich. Der Körper bekommt unzählig viel kleine unsichtbare Wunden; in jeder bleibt der feine schmerzerregende Pfeil stecken, und viel kleine Ursachen thun eine große Wirkung, was man auch sonst im menschlichen Leben so oft erfährt, und doch so wenig bedenkt. Man soll also mit diesen Thieren keinen Muthwillen treiben; besonders sollte man kleine Kinder in der Nähe von Eichbäumen nicht auf den Boden setzen. Es ist leichter, Schaden zu verhüten, als ihn wieder gut zu machen.

Hebel.

29.

Der Oelbaum.

Ein segensreicher und wichtiger Baum ist für das südliche Europa der Ölbaum. In Süd-Frankreich, in Spanien, in Italien und Griechenland leben manche Gegenden fast ausschließlich vom Ertrage desselben. Wie unsre Kirschen- und Pflaumenbäume sich freundlich zu unsern Wohnungen gesellen, ist in jenen warmen Ländern der Ölbaum ein lieber Genosse auch der ärmsten Hütte; aber an den felsigen Abhängen und in den Weitungen der Berge bildet der Ölbaum ganze Wälder, die von der breitblättrigen Feige freundlich umsäumt werden. Freilich kann sich das Laub des Ölbaumes nicht mit dem des Feigenbaumes messen, denn die schmalen, weidenartigen Blätter sind mehr grau als grün. Die dünnen, schwanken Zweige sind auch nicht sehr schön und ragen unregelmäßig nach allen Seiten in die Luft hinein. Die Stämme sind meist krumm, knorrig und zerspalten, als wären sie vom Blitze getroffen. Aber dafür wohnt

in dem segensreichen Baume eine unverwüstliche Kraft; das Feuer kann ihn verzehren bis zur Wurzel, und es treibt diese doch wieder ihre frischen Sprossen, und bald ist ein neuer Baum erwachsen. In einem trockenen, steinigen Boden gerathen die Früchte am besten, wie schon Hiob sagt: „Die Felsen gossen mir Ölbäche." Eben darum ist der Baum für jene trockenen und warmen Länder, deren Bergen eine fette Erdrinde mangelt, ein so unschätzbarer Wohlthäter.

Die weißen Blüten kommen an den Flügeln der Blätter in kleinen Büscheln hervor und bringen eine längliche ovale Frucht, die Olive, welche einen harten Stein enthält. Die Größe der Oliven ist verschieden; einige gleichen den Kornelkirschen, andere werden so groß, wie unsre Pflaumen, nämlich die spanischen Oliven. Ihre Farbe spielt vom helleren Grün in's Schwarzgrüne, auch wohl in's Schwarzrothe; das Fleisch ist schwammig und hat einen bittern, widerlichen Geschmack, daher man sie roh gar nicht genießen kann. Wohl aber macht man die Oliven ein, besonders die abgefallenen und unreifen, indem man sie 24 Stunden lang in einer Lauge von Asche und ungelöschtem Kalk oder bloß im Salzwasser einweicht, dann wieder etliche Tage in frisches Wasser legt und zuletzt mit Fenchel, Koriander und andern Gewürzen in Fässer packt oder in Flaschen aufbewart. Dieß ist aber nur der geringere Nutzen; der Hauptgewinn bleibt das feine, kostbare, bei uns als „Baumöl" auch „Tafelöl" bekannte Olivenöl.

Die Früchte, aus denen es bereitet wird, müßen vollkommen reif sein. Sie werden auf einer dazu bestimmten Mühle leicht zerrieben und sodann in die Presse gebracht. Der erste gelinde Druck gibt das beste und feinste Öl, das sogenannte Jungfernöl. Dasselbe ist weiß von Farbe, ungemein mild und süß von Geschmack und träufelt bloß aus dem Fleische. Man nennt es wohl auch Garseeöl von den schönen Oliven, die um den Garda-See wachsen. Auf die erste folgt eine zweite, stärkere Pressung, wobei auch aus dem Kern und der Schale das Öl gepreßt wird. Fließt kein Öl mehr, so gießt man siedendes Wasser auf den

Brei, rührt ihn um und preſst auf's neue. Hierdurch erhält man Wasser mit Öl vermengt; letzteres schwimmt oben auf und kann leicht abgeschöpft werden, ist aber grün von Farbe und ziemlich unrein. Das Provencer-Öl, das aus der französischen „Provence" kommt, hat bei uns den Ruf des besten und feinsten Baumöls erhalten; wir bekommen aber dasselbe, wie überhaupt die Olivenöle, im Handel selten ganz rein, denn man mischt gar häufig andere Öle, wie die von Bucheckern, Mohnsamen u. s. w. bei. Man erkennt jedoch diese Vermischung an den Luftblasen beim Schütteln, welche das reine Olivenöl nicht gibt.

Das Baumöl ist ein höchst wichtiger Handelsartikel, der große Geldsummen nach der Heimat des Olivenbaumes führt. In der Arzneikunst ist das Baumöl wegen seiner milden, zertheilenden Kraft von höchstem Nutzen; und es ist besonders geeignet, scharfe, ätzende Gifte im menschlichen Körper unwirksam zu machen. Den warmen Ländern ersetzt es die Butter, und es gibt da wenig Speisen, denen es nicht beigemischt wäre. Wie der befeuchtende Thau auf das dürre Erdreich fällt, um es zu erquicken, so muß zu dem Mehl auch das Fett kommen, damit es eine wohlthuend erquickende Speise werde. Darum durfte bei den Juden das Olivenöl in den Speisopfern nicht fehlen. Und weil in den heißen Ländern die Haut des menschlichen Leibes durch das Öl geschmeidig und kräftig erhalten wurde, bediente man sich desselben auch zur Salbung, um das Stärkende und Erfrischende des himmlischen Segens damit anzudeuten.

Die Heimat des Ölbaumes scheint Syrien zu sein; besonders war Palästina zu den Zeiten des alten Bundes reich gesegnet mit der kostbaren Frucht. Noch jetzt wächst die Olive wild und zwar in großer Menge am Libanon. Durch die Fönizier mag der Ölbaum nach Griechenland gekommen, von Syrien aus mag er auch nach Italien, Frankreich und Spanien gewandert sein. Nach dem Glauben der alten Griechen hatte die Göttin Pallas Athene den Ölbaum selber auf den griechischen Boden verpflanzt. Sie war mit dem Meeresgott Neptun

einig geworden, wer von beiden der Hauptstadt Attika's das beste Geschenk machen würde. Da ließ Neptun ein Pferd aus der Erde hervorgehen, Pallas Athene aber einen Ölbaum wachsen; und dieses Gewächs, ein Bote friedlicher Gesittung, ward von dem Götterrathe für nützlicher erkannt, als das kriegerische Roß, welches Neptun hervorgebracht hatte. So ward denn die heilige Stadt Athen genannt; auf dem Tempelberge, wo die heilige Olive stand, erhob sich das prächtige Parthenon, in das man die Bildsäule der Göttin stellte, kostbar und schön aus Gold und Elfenbein gearbeitet. Aber fast in größerem Ansehen als diese Statue stand noch die vom Himmel gefallene aus Olivenholz geformte Abbildung der Göttin.

Wo der Ölbaum wächst und gepflegt wird, da gedeiht auch der Friede. Als Noe zum zweitenmale eine Taube ausfliegen ließ, um zu erkunden, ob die alles verheerende Wasserflut gesunken sei, kam der Vogel mit einem frischen Ölblatt im Schnabel zurück. Dieses Blatt war dem Noe ein holdes Zeichen der begonnenen Versöhnung zwischen Gott und den Menschen, und sehr sinnig wählten die ersten Christen dieses Friedensblatt im Schnabel der treuen Taube zu einem Sinnbilde auf den Denksteinen ihrer Friedhöfe. Ölzweige waren ein Symbol des Friedens und freundschaftlichen Verkehrs. Die Friedensgöttin der Griechen hielt in der rechten Hand einen Ölzweig, in der linken ein Füllhorn. So war auch die Viktoria der Römer mit einem Ölkranze geschmückt.

Der Ölbaum stand im Alterthum in so hoher Achtung, daß man den mit den schwersten Strafen belegte, der ihn raubte oder beschädigte. Als die Lacedämonier die Athenienser mit Krieg überzogen und in dem feindlichen Lande alles mit Feuer und Schwert verheerten, schonten sie doch der Ölbäume aus innerer Scheu und Furcht vor dem Zorne der Götter. Es würde ein Verbrechen gewesen sein, das Holz der Ölbäume als Brennholz zu benützen; man verbrannte es nicht einmal als Opfer auf den Altären der Götter.

W. A. Grube.

30.

Die Birke.

Wie angenehm ist doch eine Wanderung bei heiterem Himmel und ein wenig Wind durch einen Eichen- und Birkenwald. Der helle Sonnenschein, der vor meinem Eintritte in den Wald auf der Wiese zu meinen Füßen ausgebreitet lag, er lagert nun auf den hohen Kronen der Bäume, und ich werde sein nicht mehr gewar. Kühler, dunkler Schatten umgibt mich in unabsehbarer Weite, und über meinem Haupte rauscht es überall und ohne Unterlaß in den beweglichen Blättern. Aber regungslos und fest stehen die Stämme der Eichen gesellig nebeneinander. Weithin hat jede die kräftig geschwungenen Äste ausgebreitet, und auch diese gewaltigen Arme bleiben regungslos ausgestreckt, als kümmere sie nicht das rauschende Spiel ihrer flatternden Blätter. Es muß schon manches Jahrhundert in diesem Götterhaine der alten Deutschen gerauscht haben, denn mit dunklem Moose haben sich die Zweige bedeckt; selbst in die tiefen Risse der Stämme hat es sich eingenistet.

Vor Zeiten saßen in dem heiligen Dunkel eines solchen Eichenwaldes die Priesterinnen unserer Väter und lauschten dem prophetischen Rauschen der Blätter, um der harrenden Menge den Ausspruch der Götter zu verkünden. Hier barg man auch die geweihten Fahnen und holte sie mit Ehrfurcht hervor, wenn sie die tapferen Männer in die blutige Schlacht führen sollten. Ein Kranz von Eichenlaub krönte den Helden, wenn er siegreich aus der Schlacht wieder heimwärts zog; und wollten unsere Väter über Krieg und Frieden sich berathen, so versammelten sie sich nicht zwischen den vier Wänden eines engen Hauses, sondern kamen in der unabsehbaren Säulenhalle eines Eichenwaldes zusammen und ein kräftiger Lanzenschlag an den Schild, welchen jeglicher bei sich trug, war das Ja und die Antwort auf die Rede ihres Führers.

Schon lange ist dieses Geschlecht aus den Wäldern geschwunden, aber noch heute, wie sonst, hebt mit kräftigem Wuchs die Eiche ihr Haupt frei in die Höhe, dass es dem Wanderer ist, als wandle er durch eine Versammlung von ehrwürdigen Männern hindurch, die beharrlich den Anfang eines Jahrhunderts sechsmal begrüßen, ohne dass ihr Haupt von der Last des Alters sich senkte.

Doch dort wiegen und biegen ja Bäume ihren ganzen schwanken Wuchs! Jungfräulich sind sie in die Höhe geschossen, von unten bis oben weiß gekleidet. Ist es nicht, als ob der ganze Wald in Bewegung wäre und einen Festzug zu halten gedächte? Einer neigt sich vor, ein anderer wiegt sich zurück. Hier stecken zwei die Köpfe zusammen, und rasch folgt ein dritter nach. Dort dreht einer das Haupt im Kreise von einem Nachbar zum andern, jetzt wendet er's dem einen wieder zu, als hätt' er vergessen, ihm noch etwas zu sagen. Überall wird geflistert und gelispelt, als würde geheimnisvoll etwas berathen. — Das ist nicht mehr der mannhafte Eichwald, das ist ein vom Winde bewegter junger Birkenwald. Schlank ist hier der Wuchs jedes Baumes. Die Zweige starren nicht kühn in die Luft nach vorwärts, sondern hängen gelassen herab. Vom Winde bewegt flattern die schwanken Ruthen in welligen Biegungen wie Bänder an einem Mastbaume, umschwärmt von ihren Blättern, die verzauberten Schmetterlingen gleich, allen Bewegungen der Ruthen nachfolgen.

Der dunkle Schatten ist hier lichter geworden, und da, wo der Baum einzeln steht, sieht er seine Gestalt auf den weißen Sand des Bodens gezeichnet. Schön gerundet ist der junge Stamm, ohne Knorren und Risse, auch vom Moose noch frei die glatte, glänzend weiße Rinde. Licht und luftig ist die zahlreich verzweigte Krone, dünn und biegsam sind die herabhängenden Äste, braun von Farbe und mit weißen Harzdrüsen besetzt, Tag und Nacht in beständiger Bewegung. Die Blätter sind dreieckig, am Rande fein gesägt und glatt auf beiden Flächen, nicht zernagt von Raupen oder Käfern, die sie sich

durch ihre Bitterkeit und Härte abzuwehren wissen, und so steht der Baum schmuck und zierlich, einer Jungfrau gleich, da.

Von der Wurzel bis zum Gipfel ist nichts an ihm, was nicht vielfach benutzt würde; ja der Mensch hat diesen Baum in seine Freuden- und Leidenstage mit hineingezogen. Zwar haben die Söhne der Schlachten es verschmäht, seine Zweige als Siegeszeichen zu tragen; aber um Pfingsten, wenn der Frühling seinen Triumfzug über den Winter hält, schmückt die häusliche Jungfrau die Stuben mit den Maien des Baumes, nachdem sie vorher die Fenster mit Asche von Birkenholz geputzt und das Haus mit Besen von Birkenreisern gekehrt hat. Und soll zu Mittag in der geschmückten Stube dem Frühling zu Ehren ein fröhliches Festmahl gehalten werden, nun so kann die Birke auch Wein auf die Tafel liefern, der, wie Champagner perlend und schäumend, die Gläser der Gäste füllt, wenn sie rechts und links mit dem Nachbar anstoßen. Auch wird die Köchin nicht vergessen, Speisen zu bringen, die gesüßt sind mit Zucker von der Birke. Beides, den Wein wie den Zucker, spendet der Baum in seinem Safte, noch ehe der Frühling kommt, damit beides zur Festfeier nicht fehle. Bohrt man zur Zeit, wo der tückische Winter durch Nachtfröste noch zu schaden versucht, ein zwei Zoll tiefes Loch in den Stamm des Baumes und steckt in dasselbe eine Röhre, so fließt der Saft in untergestellte Gefäße und läßt sich in Wein und zuckerhaltigen Sirup verwandeln. Frisch getrunken, kann er sogar als Arznei gebraucht werden, und ist einer der Festgenossen durch ihn genesen, so vergißt er gewiss nicht, die Heilkraft des Baumes allen Gästen laut zu rühmen, während ein anderer den Wohlgeruch preist, den ein aus seinen Blüten bereiteter Balsam im ganzen Sale verbreitet hat.

In nördlich gelegenen Ländern, z. B. im nördlichen Russland, ist die Birke fast der einzige Waldbaum, welcher Laub trägt; und obschon der Winter daselbst sechs Monate lang das Wasser der Flüsse in Fesseln schlägt, so ist doch hier die eigentliche Heimat dieses jungfräulichen Baumes, denn hier bildet er in den zahlreichsten Arten die größten Wälder. Winter und Sommer

überhäuft er mit Wohlthaten die Völker jener Gegenden. Daher zieht dort auch Alt und Jung in den lieben Birkenwald, sobald er sich wieder mit jugendlichem Grün schmückt, um das Frühlingsfest unter seinen Zweigen zu feiern. Überall wimmelt's zwischen den Bäumen von fröhlichen Menschen. Hier wird getanzt und dort wird geschaukelt; hier gesungen und dort gegessen, bis man am Abend, mit Birkenzweigen geschmückt, heimwärts in die einstöckigen Holzhäuser zieht, deren Dächer mit Birkenrinde statt der Ziegel gedeckt sind. In den niedrigen Stuben dieser Häuser steht ein großer, viereckiger Ofen, um welchen ringsherum eine Bank läuft, und hier saß den langen Winter hindurch der Großvater und die Großmutter und erwärmten die vom Alter zitternden Glieder an dem mit Birkenholz geheizten Ofen. Wenn aber das Enkelchen schrie, dann stand das gebückte Mütterchen auf, um es zu wiegen, indem ihre Hand einen Strick erfaßte, der von der Decke der Stube herabhieng und einen von Birkenreisern geflochtenen Wiegekorb trug. Das obere Ende des Stricks umschlang die Spitze eines jungen Birkenstammes, der in wagerechter Richtung an der Decke befestigt war. Zog nun das Großmütterchen den Strick abwärts, dann bewegte sich der Korb mit dem Kinde zwischen Decke und Fußboden auf und nieder. So wieget die Birke bei diesen Völkern sogar die Kinder groß; und sind sie artig und folgsam, so bleibt die Ruthe des wiegenden Baumes ruhig hinter dem Spiegel stecken.

Ist der Vater der Kinder ein Tischler oder ein Drechsler, so weiß er aus dem Holze der Birke, das fester und elastischer ist, als das der Fichten, Linden und Weiden, Tische, Stühle, Krüge, Dosen und dergleichen Sachen zu fertigen. Während er arbeitet, sitzt sein kleinster Sohn am Boden der Werkstatt und spielt mit den gekräuselten Birkenspänen, aber die älteren Kinder flechten aus dem zähen, lederartigen Baste Schuhe, Taschen und Decken und lehren dabei einander noch Sprüchlein. Hat die fleißige Familie ihr Tagewerk vollbracht und von den birkenen Tellern mit birkenen Löffeln das Abendessen eingenommen, so legen sich alle zur Ruhe; aber ihre Betten sind nicht mit Federn

gestopft, sondern mit getrockneten Birkenblättern, welche die Kinder im Herbste aus dem Walde holten. Dennoch schläft die ganze Familie ruhig und fest auf diesem Polster, weil sie den Tag über fleißig gearbeitet hat, und ihr Morgengebet steigt inbrünstiger zu Gott empor, als das vieler, die auf Eiderdunen den stärkenden Schlaf nicht zu schätzen wissen, da sie weder am Abend die Ermattung der Glieder kennen, noch am Morgen die neue Kraft für das bevorstehende Tagewerk dankbar empfinden. Hat die fleißige Familie der Sachen viele angefertigt, so zieht die Mutter mit dem Vorrath in das benachbarte Städtchen zu Markte, im Winter mit einem Schlitten von Birkenholz im Sommer mit einem Wägelchen von demselben Stoffe. Aber die Chaussee nach dem Städtchen ist nicht, wie bei uns, mit einer Allee von Pappeln oder Obstbäumen eingefaßt, sondern zu beiden Seiten mit Birken bepflanzt. Ist die Stadt erreicht und dem Pferde das Lederzeug abgenommen, das, durch die Rinde der Birke gegerbt, das unsere an Güte weit übertrifft, so stellt die Mutter ihre Sachen in einer Bude zum Verkauf aus, und gewiss ziehen die Toiletten und Nähtische die Aufmerksamkeit der Käufer auf sich, da das polierte Holz der Birke durch schöne Figuren und Masern sich auszeichnet. Zu Haus aber zählen die Kinder Tage und Stunden, bis wann die Mutter wieder zurückkehrt. Das eine freut sich im voraus auf das gelbe Halstuch, das andere auf die rothbraunen Handschuhe, welche die Mutter mitzubringen versprach. Das wollene Tuch hat der Färber mit einer Abkochung von Birkenblättern und Alaun gelbgefärbt, die Handschuhe aber bekamen ihre Farbe ebenfalls durch die Rinde und den Alaun. Erkrankt einmal ein Glied der Familie an Gicht und Gliederreißen, so thut man die im Frühjahr gesammelten Knospen unsers Baumes in heißes Wasser und bereitet so dem Kranken ein Bad, das ihm die Schmerzen lindert und gewöhnlich auch Heilung verschafft. War aber die Krankheit zum Tode, so wird dem hingeschiedenen Geliebten eine Birke auf das Grab gepflanzt. In Schmerz versunken, sitzen nun alljährlich die

Hinterbliebenen unter den hangenden Zweigen des Baumes, dessen Blätter über dem Haupte der Trauernden flistern, als brächten sie Kunde aus dem Grabe des Geliebten. Wo wäre ein Baum, der so, wie die Birke, Zeuge würde von Freuden und Leiden der Menschen? —

Gude.

31.

Fruchtbarkeit und schnelle Verbreitung der Pflanzen.

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welcher die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal überschauen kann, welch eine Vielfachheit der Gestalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkstätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit! Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlassenen Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Handvoll fruchtbarer Erde hingefallen ist, anfäet und mit Gras, Kräutern, Stauden und Buschwerk besetzt. Das sieht man oft und achtet es nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht; die größte Weisheit verräth sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil alles so einfach und natürlich ist.

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Landwirt wohl weiß. Tausend Samenkerne von einer einzigen Pflanze, so lange sie lebt, ist zwar viel gesagt, — nicht jede trägt's, — aber es ist auch lange nicht das höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabakpflanze vierzigtausend Körnlein gezählt, die sie in einem einzigen Jahre zur Reife brachte. Man schätzt das Lebensalter einer Eiche auf fünfhundert Jahre. Aber wenn wir uns nun vorstellen, dass sie in dieser langen Zeit nur fünfzigmal Früchte trage und jedesmal in ihren weitverbreiteten Ästen und Zweigen nur fünf-

hundert Eicheln, so liefert sie doch fünfundzwanzigtausend, wovon jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden. Gesetzt, dass dieses geschehe, und es geschehe bei jeder von diesen wieder, so hätte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung schon zu einem Walde von sechshundertfünfundzwanzig Millionen Bäumen vermehrt. Und so wäre es bei jeder Art von Pflanzen nach Verhältnis in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelsprossen und Knollen zu denken. Wenn man sich also einmal über die große Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele tausend Kerne und Körnlein alle Jahre von Menschen und Thieren verbraucht werden, viele tausend im Boden ersticken, oder im Aufkeimen durch ungünstige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, so bleibt doch jahraus jahrein ein unzerstörbarer Überfluss vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Gesäme, überall nur an Raum.

Aber wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöset, unter ihr zur Erde fiele und liegen bliebe, alle lägen aufeinander, keiner könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht und nicht auf unsern guten Rath gewartet. Denn einige Kerne, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit auseinander; die meisten sind klein und leicht und werden durch die leichteste Bewegung der Luft davongetragen; manche sind noch mit kleinen Federlein besetzt, wie der Löwenzahn (Kettenblume), Kinder blasen sie zum Vergnügen auseinander und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wissen. Andere gehen in zarte, breite Flügel aus, wie die Samenkerne von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann säet die Natur aus und ist mit einer Wohlthat beschäftigt, während wir uns fürchten oder über sie klagen und zürnen. Dann fliegen und schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen

in der bewegten Luft herum weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und so wird's auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf First und Halden auch wahr, dass etliches auf dem Wege von den Vögeln des Himmels gefressen wird, etliches unter den Dornen zu Grunde geht, etliches auf trockenem Felsengrunde in der Sonnenhitze erstirbt, etliches aber gut Land findet und hundertfältige Frucht bringt. Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer; aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Thieren fortgeschoben. Andere sind mit umgebogenen Spitzen oder Häklein versehen, sie hängen sich an das Fell der Thiere oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen und an einem andern Orte wieder weggestreift oder abgelesen und ausgesäet, und der es thut, weiß es nicht, oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehen unverdaut durch den Magen der Thiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Orte wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strichvögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Türmen Kirschbäume und andere Bäume auf, wo gewiss kein Mensch den Kern hingetragen hat. Noch andere fallen von überhangenden Zweigen in's Wasser, oder sie werden durch den Wind, durch Überschwemmungen in die Ströme geführt und an andern Orten durch neue Überschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja, einige schwimmen wohl auf den Strömen bis in's Meer, erreichen das jenseitige Gestade und heimen sich alsdann in einer landesfremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, dass der Same dazu auf diese Art über das Meer gekommen sei. Also müßen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers fördern, Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die seine Befehle ausrichten.

Hebel.

32.

Das Getraidefeld.

Es ist bekannt, dass die Kornarten zu den Gräsern gehören. Mit einer seltenen Fülle nährender Kräfte hat Gott dieses verbreitetste unter den Pflanzengeschlechtern begabt; aber sie verbirgt sich, dem Auge kaum sichtbar, zumeist in jenen glänzenden, zierlichen Stäubchen des Stärkemehls, welche in den Zellen des Samenkorns lagern und den jungen Keim bedecken. Diese unscheinbaren Pflanzen und ihre wunderbare Ausrüstung machen allein das Leben in unsern Zonen möglich. Sie, sammt der Knolle der Kartoffel, vertreten hier bis über den Polargürtel hinaus das Wälschkorn und den Reis, die Palme, die Banane und all die andern Brotpflanzen, welche bald mit dem Fleisch der Fruchthülle, bald mit dem Mark des Stammes oder dem Mehle der Wurzeln den schwarzen und den braunen Menschen nähren.

Doch allerdings nicht ganz allein in jenem Mehle sammelt sich der sättigende Stoff des Getraides. Die Wissenschaft zählt hieher auch noch eine andere Substanz, den leimähnlichen faserigen Kleber, der zwischen den Stärkekörnchen vertheilt, mit ihnen und mit dem Pflanzeneiweiß das kunstvolle Gewebe der Zellen erfüllt. Dieser letztere Name erinnert sofort an das thierische Leben; und in der That ein Ei, ein Pflanzenei ist jeder Same, ist auch jedes einzelne Korn.

Gleich dem des Vogels im Nest ruht es im Schoß der Erde, die Sonne legt sich brütend darüber, und in der feuchten Wärme erwacht das verborgene Leben. Bald sprengt es seine Hüllen, und jenem zwiespältigen Triebe folgend, der die Pflanzenwelt vom Dunkel zum Licht, vom Licht zum Dunkel zieht, drängt das Blättergebilde freudig nach oben, aber die Wurzel senkt sich erdwärts. Wie unzähligemale ist das stille Wunder des Frühlings belauscht und besungen worden! Und wie erfreut es immer wieder den Sinn, wenn aus dem ersten Grün, vom Regen

getränkt, vom Lichte umschmeichelt, der Halm mit saftigen Röhren steigt, wenn Glied auf Glied sich baut und endlich die Ähre hervorbricht und in den Sommerlüften schwankt! Still und emsig wächst die „goldene Kraft" der Ähren, bis die Sichel die gereiften schneidet und der Herbst sie in die Scheunen sammelt. Das ist die Geschichte des Saatkornes.

Wir nennen die verschiedenen Arten des Kornes mit dem gemeinschaftlichen Namen Getraide, d. i. das Getragene. Und welche andere Erdengabe ließe sich mit dieser vergleichen? Welchen wohlthätigen Wechsel in Sitte und Bildung führte der Ackerbau im Laufe von Jahrtausenden in der Geschichte der Menschheit herbei! Heimat- und obdachlos streift der Jäger durch's Gewälde, um das Wild zu beschleichen oder es mit roher Waffe zum Kampfe herauszufordern; er duldet keine Genossen, einsam, wie er gelebt, endet er einsam. Wie ganz anders erscheint neben ihm der Hirt! Sein Geschäft ist, das Thier zu zähmen und zu nähren; nach oben zu den Gestirnen richtet sich sein ahnender Blick, und in der Weite der Ebene oder im Thal des Gebirges erhebt er die Stimme zum Wechselgesang mit dem friedlichen Genossen. Aber noch folgt er mit dem beweglichen Zelt der weidesuchenden Herde von Steppe zu Steppe; noch ist er ohne Heimat auf der Erde. Erst wenn er den Jagdsper und Hirtenstab weggeworfen, wenn der Pflanzensegen der Erde seine irren Schritte hemmt, wenn er die Kunst zu säen und zu ärnten gelernt, hat er die Bahn der Gesittung betreten. Um die feste Wohnstatt breiten sich umfriedete Marken, Hütte tritt neben Hütte, und auf beschirmtem Altar wird das heilige Opfer dargebracht.

Über das Vaterland der Getraidearten hat bis jetzt keine Forschung genügendes Licht verbreitet. Doch scheinen alle Spuren auf die große Heimat im Morgen hinzuweisen. Weizen und Gerste waren im höchsten Alterthum bekannt; erst später wird der Hafer genannt, am spätesten der Roggen, der jetzt für den deutschen Norden das wichtigste Getraide ist und wohl vorzugsweise mit dem Namen „Korn" belegt wird. Ihn

sollen die Hunnen nach Europa gebracht haben. Wie zuweilen die brandende See aus Trümmern der Schiffbrüche wertvolle Erzeugnisse der Natur oder der Menschenhand an's Ufer schwemmt, so wäre uns, der Überlieferung zufolge, diese edelste Gabe aus der verheerenden Flut der Völkerwanderung als Erbe zurückgeblieben.

Betrachten wir das einzelne Gewächs. Es ist duftlos und scheinlos, wie die meisten Gräser. Es hat keine farbige, üppige Blüte, kein schöngeschwungenes Blatt. Wie viel stolzer erhebt sich der saftschwellende Schaft des Wälschkornes, um der vielgefeierten Palme ganz zu geschweigen. Eine spärliche Wurzel, ein dürftiger, kahler Halm, so schwank, als könne jeder Hauch ihn knicken, eine einfache Ähre, das ist das Ganze. In das Kleid der Armut haben sich ja von jeher die Wohlthäter der Menschheit gehüllt.

Aber wie noch das todte, abgeschnittene Stroh uns vertraulich anspricht, wenn es das Dach der Dörfer so nestwarm und winterlich herbergend überdeckt, so entzückt schon sein erster junger Blätterschimmer. Oft ehe noch die Wiese grünt, grünt das Korn. Aus der Schneehülle selbst hat es Kräfte des Gedeihens gesogen, und fröhlich blickt es in den Frühlingssonnenschein und hinauf in den Äther, durch den jetzt tausend Ströme neuen Lebens ziehen. In die grünen Sprossen aber baut die Lerche ihr Nest, und darüber schwebt ihr Lied, das unermüdliche, kinderlautige Lerchenlied; es klingt im Morgenroth und Abendschein, unter Regenschauer und Windesrauschen.

Weiter, rascher wächst das Korn. Bald schießt der Halm hervor, aber auf der Spitze trägt er die Speise des Menschen. Da ist zuerst die schwanke, grannenbesetzte Ähre des Roggens, und bald folgt ihr auf kleinerem Stängel die schöne Gerste mit den langen Haarstralen, jede Ähre ein schimmernder Schweif, das ganze Feld ein glitzerndes Gespinst. Dann auf dem saftigen, starreren Halme die massive Ähre des Weizens, der man ihre süße Fülle wohl ansieht, und zuletzt die luftige Haferrispe, des Herbstes zierliches Glockenspiel.

Gewiſs auch ſolch ein Halmenfeld iſt ſchön. Wenn da in den Tagen der Sommerſonnenwende die langen Kornwogen dunkel aufſchlagen und die ganze Fläche jetzt violett, jetzt ſilbergrau ſchimmert; wer hätte nicht ſeine Freude daran, und wer dächte nicht dabei an die Gottesverheißung: „So lange die Erde ſteht, ſoll nicht aufhören Samen und Ärnte, Froſt und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“

Aber auch an lieblichem Schmuck fehlt es dem Kornfelde nicht. Da drängt ſich die Kornblume herbei mit der Federkrone aus Himmelsblau, kommt der luſtige Ritterſporn, der wilde Mohn oder die Feuerblume. An den heißen Sonnenſtralen ſelber ſcheint er ſeine flammenden Blätter angezündet zu haben, und an ihnen eilt nun auch das Korn zu reifen.

Lange bevor noch die Weizenähre ihr bronzenes, volles Braun zeigt, wenn noch grün die Gerſte ſteht und der Hafer „wie ein Bräutchen im Kirchſtuhl“, bleicht das Korn. Manches Wetter zog darüber, oft in breiten Flammen zuckte der Blitz aus den Wolken, doch gnädig verſchonte der Hagel. Nun iſt es todreif. Aber auch jetzt noch regt es das Gemüth lebendig an, und man fühlt nichts von dem trüben Eindruck, den eine verbrannte Trift oder ein welker Blumenflor macht. Still, ſegenſchwer, demüthig blickt uns die Ähre an. „Komm und brich mich!“ winkt ſie und beugt ſich dem Menſchen entgegen. Aus dieſem Theile des Naturlebens wählte darum auch der göttliche Heiland ſeine Gleichniſſe vom Säemann, vom Weizenacker, von den Garben, von dem was geſäet verweslich und auferſtehen wird unverweslich.

Iſt das Korn gemäht und eingeheimſet, ſo iſt des Jahres ſchönere Hälfte dahin. Über dem Stoppelfelde weben die Wanderſpinnen ihren Schleier, die Heimatvögel, lange verſtummt, rüſten zur fernen Wanderſchaft, vom Himmel hangt trübſtilles Gewölk. Nur wenn im Spätherbſt die Pflugſchar von neuem die Erde ſpaltet, belebt ſich noch einmal dieſes Bild. Die Spuren der Vergänglichkeit ſchwinden wieder, der neuen Saat wird das Bett bereitet, hoffend ſtrebt der Sinn hinaus, und wie der

Scheidende wohl dem Bleibenden ein grünes Reis zurückläßt, so zeigt uns noch im Vorwinter das Korn ein neues Grün. Mag die Schneedecke es auch bald genug verhüllen, sie hüllt es nur, um es desto sicherer einer künftigen Frühlingssonne entgegenzuführen.

Nach Masius.

Schluss.

Wo dir, o Mensch! Gottes Sonne zuerst erschien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst die Allmacht Gottes offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten: da ist deine Liebe, dein Vaterland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden in ihre Arme schloss und dein Vater dir die Lehren der Weisheit in's Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir: du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch, und sollst es nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Das Vaterland ist ein Schatz, der die größte Liebe und Treue in sich schließt, das edelste Gut, was außer der Religion, dem höchsten Kleinod, ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

Nach M. Arndt.

Inhalt.

I. Abtheilung.

Parabeln, Fabeln, Erzählungen, Sagen, Legenden, Lieder und Sprüche.

		Seite
1.	Wahrheit und Lüge	5
2.	Allegorie	7
3.	Die Hausräthe	—
4.	Die beiden Pflüge	8
5.	Maria, Erzherzogin zu Österreich, Herzogin von Baiern	9
6.	Die Worte des Glaubens	15
	Die Worte des Wahns	16
7.	„Gott wird es an unsern Kindern vergelten"	17
8.	Lied eines Armen	18
9.	Die gute Mutter	19
10.	Der Friedhofsbesuch	22
11.	Zwei Blicke in die Natur	23
12.	Silvester	26
13.	„Kannitverstan"	27
14.	Das Glasgemälde	30
15.	Schlaf und Tod	32
16.	Sprüche des Konfucius	33
17.	Baumpredigt	34
18.	Der Wanderer in der Sägemühle	35
19.	Parabel	36
20.	Räthsel	38
21.	Die Zwergenhöhle in Böhmen	—
22.	Frau Hütt	39
23.	Der Mummelsee	42
24.	Erlkönig	44
25.	Das brave Mütterchen	45
26.	Der Schatzgräber	46

Seite
27. Der arme Musikant und sein Kollege 48
28. Der Sänger 51
29. Die Rosen der heiligen Elisabet 52
30. Der König und der Landmann 53
31. St. Christoforus 54
32. In Einem Alles 57
33. St. Vinzenz von Paul . . . . . —
34. Johannisbeere 60
35. Ein geistliches Abendlied 61
36. Heldenmuth 62
37. Der Schiffbruch 63
38. Unverhofftes Wiedersehen 64
39. Der Bergmannsgruß 66
40. Der Eisgang der Elbe 70
41. Johanna Sebus 74
42. Das Salve Regina 75
43. An mein Herz 77
44. Lebensregeln 78
45. Arbeitsregeln 80
46. Geduld bringt Rosen 81
47. Die Stecknadel . . . . . —
48. Sprüche 86
49. Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten . . 87
50. Die sechs Wörtlein 93

II. Abtheilung.

Der Mensch nach Leib und Seele, Bildung, Sprache und Sitte, im Verhältnis zur Natur und zu Gott.

1. Das Lied vom Vater 97
2. Der Mensch und die Natur 98
3. Körperliche Vorzüge des Menschen 101
4. Die menschliche Hand 104
5. Die Gebärde 108
6. Von der Nahrung des Menschen 109
7. Von den Getränken 112
8. Die Sinne 115
9. Die Seele des Menschen 118
10. Mahnung 123
11. Der Mensch und die Sprache . . . . . —
12. Die Muttersprache 125
13. Von den verschiedenen Menschenrassen 126

Seite
14. Deutsche Erfinder 129
15. Besuch in einer englischen Baumwollspinnerei 131
16. Die Kinder in den englischen Fabriken 133
17. Die Alpenwirtschaft 134
18. Der Gämsenjäger 137
19. Leben auf der Heide 141
20. Die Zigeuner 143
21. Zigeunerleben 145
22. Der Araber in der Wüste 146
23. Ein Tag unter dem Äquator 149
24. In der kalten Zone 153
25. Die Kunst 157
26. Der Stefansturm in Wien . . . . . —
27. Georg Hauser, der erste Baumeister des Stefansturmes in Wien . 160
28. Der christliche Kirchenbau in seiner sinnbildlichen Bedeutung . . 162
29. Die Glocken 166
30. Die Kapelle 170
31. Das Ährenfeld 171
32. Der Säemann 173
33. Ein gutes Ende . . . . . —
34. Die Kreuzschau 176
35. Garten, Baum und Rose 178
36. Die Kirchweih zu Unkel . . . . . —

III. Abtheilung.

Bilder aus der Geschichte.

1. Babylonier und Assyrier 183
2. Die Ägypter 187
3. Die Fönizier 191
4. Cyrus. Krösus. Solon 194
5. Sokrates 200
6. Alexanders des Großen Jugendjahre und Erziehung 204
7. Fabrizius und Pyrrhus 206
8. Belisar und seine Tochter Irene 209
9. Die Römer in Deutschland 212
10. Das Christenthum in Deutschland 216
11. Konstantin der Große 218
12. Beginn der Völkerwanderung 222
13. Attila und die Hunnen 225
14. Der heil. Severin 229
15. Mohammed 233

Seite
16. Karl der Große 236
17. Leben und Sitten in der Babenberger Zeit 240
18. Der Mongolensturm 243
19. Von den Kreuzzügen 248
20. Wien, die Stadt der Kreuzzüge 251
21. Die deutschen Frauen im Mittelalter 253
22. Der Minnegesang 255
23. Konradins Tod 257
24. Die Meistersänger 259
25. Rudolf von Habsburg 262
26. Rudolf und Ottokar 265
27. Ein Vermählungsfest zu Wien 274
28. Belagerung Wiens durch die Türken (1683) 278
29. Maria Thresia 281
30. Das Räthsel von der Liebe zum angestammten Kaiserhause . . 287

IV. Abtheilung.

Bilder aus der Naturkunde.

1. Herr, du bist groß! 293
2. Der feste Erdkörper 294
3. Unterseeische Landschaften 298
4. Das Eismeer 302
5. Die Thierwelt des nordischen Meeres 304
6. Das Nordlicht an den Küsten der Insel Terre-Neuve 306
7. Die Luft 308
8. Der Fön 312
9. Wasserhosen und Landhosen 316
10. Die Dünen 319
11. Geschichte eines Wassertropfens 322
12. Vertheidigung der Thiere 331
13. Der Instinkt 333
14. Das Kameel 335
15. Der Fuchs 338
16. Der Hund 343
17. Das Huhn 346
18. Die Taube 349
19. Der Strauß 350
20. Die indische Landschildkröte 353
21. Die Schlangen 355
22. Der Wasserfrosch 357
23. Flutenwanderer 362

Seite
24. Der Zitteraal 363
25. Der Häring 365
26. Kriege und Spiele der Ameisen 369
27. Der Ameisenlöwe 371
28. Die Prozessionsraupen 374
29. Der Ölbaum 375
30. Die Birke 379
31. Fruchtbarkeit und schnelle Verbreitung der Pflanzen 384
32. Das Getraidefeld 387
Schluss 391

Druck von Karl Gorischek in Wien.

Deutsches Lesebuch

für

Töchterschulen

und

weibliche Erziehungs-Anstalten.

Von

Robert Niedergesäß.

Preis: In Umschlag broschiert 73 Kr.

Wien.

Im k. k. Schulbücher-Verlage.

1868.

LIBRARY OF CONGRESS
0 003 221 387 A